Eur. 640d (1323,1

<366341858700 14

<366341858700 14

Bayer. Staatsbibliothek

130885

Pfeffer 13/1 kgl.

Gewürzkorn. 7 2/2 kgl.

35753

Der Krieg von 1870/71

dargestellt

von Mitkämpfern.

Erster Band.

Weißenburg, Wörth, Spichern.

Nördlingen.
Verlag der C. H. Beck'schen Buchhandlung.
1888.

Weissenburg, Wörth, Spichern

von

Carl Tanera,

Hauptmann z. D.

d. Findaker sche Fachbibliothek München Veterinärstr. 16

16

1323,1

Mit vier Karten.

Nördlingen.

Verlag der C. H. Beck'schen Buchhandlung.

1888.

Eur. 694 d/1323,1

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.

Druck von C. H. Beck in Nördlingen.

5

J. Lancaster'sche Bibliothek München

Vorwort.

Im Vorwort zu dem im Frühjahr d. J. vorausgesandten dritten Bande dieser neuen und nach neuem Plane entworfenen Darstellung des Krieges von 1870/71, von der ich hier den ersten Band, enthaltend die Einleitung und die Schlachten von Weißenburg, Wörth und Spichern, der Öffentlichkeit übergebe, habe ich dargelegt, welchen Beweggründen unser Werk seinen Ursprung verdankt und welche Ziele es verfolgt. Ich darf daher heute auf jenes Vorwort einfach verweisen.

Viele günstig sich aussprechende Briefe und andere Anerkennungen von Bekannten und Fremden, sowie gute Kritiken über jenen dritten Band, der die „Schlachten von Beaumont und Sedan" zum Gegenstand hat, haben mir zu meiner großen Freude gezeigt, daß ich auf richtigem Wege bin.

Also: „Vorwärts!"

Berlin im September 1888.

Tanera, Hauptmann z. D.

Inhalt.

		Seite
1.	Die Stimmung in Deutschland bis zur Kriegserklärung .	1
2.	Die Stimmung in Frankreich und seine Mobilmachung .	19
3.	Die deutschen Streitmittel	32
4.	Der Krieg beginnt	49
5.	Bei Saarbrücken. Das Gefecht vom 2. August . . .	67
6.	Weißenburg. Anmarsch und Einleitungskämpfe . .	84
7.	Weißenburg. Eroberung der Stadt und des Geißberges .	103
8.	Nach der ersten Schlacht und der Vormarsch gegen Wörth	119
9.	Wörth. Einleitungskämpfe	133
10.	Wörth. Angriff des V. und XI. Armeekorps . . .	150
11.	Wörth. Zweiter Angriff des V. und XI. Armeekorps. Die großen französischen Kavallerieattacken	169
12.	Wörth. Die Erstürmung von Elsaßhausen und Fröschweiler	188
13.	Spichern. Einleitung und Kampf bis zum Eintreffen der 5ten und 16ten Division	207
14.	Spichern. Vom Eingreifen der 5ten und 16ten Division bis zum Schluß der Schlacht	227

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

I.

Die Stimmung in Deutschland bis zur Kriegserklärung.

Der Krieg vom Jahre 1866 hatte in seinen Wirkungen nicht nur die am Kampfe selbst beteiligten Mächte, sondern auch Frankreich aufs tiefste berührt. In Preußen mußten nun auch die verbissensten Gegner König Wilhelms und seiner Regierung einsehen, mit welcher zielbewußten Klarheit derselbe und seine getreuen Ratgeber Bismarck, Moltke und Roon das große Ziel, endlich ihrem Vaterland die ihm gebührende Stellung im europäischen Staatensystem zu verschaffen, erfaßt, und mit welcher Energie sie es verwirklicht hatten. Das kleine, von allen Seiten angefeindete Preußen stand jetzt groß da und seine Stimme hatte einen so vollen Klang, daß man drüben im Wälschland aus lauter Eifersucht gar nicht mehr wußte, was man thun sollte.

Die Prüfungsaufgabe: „Ist Preußen dem großen, alten österreichischen Kaiserstaat und seinen Verbündeten gewachsen?“ war aber auch so glänzend gelöst worden, daß die ganze Welt darüber staunte. Man hatte ja dem kleinen Staate wohl zugetraut, daß er sich mannhaft seiner Haut wehren werde; man hatte gehofft, daß er stark genug sei, dem Gegner einen solchen Widerstand zu leisten, daß auch dieser auf das äußerste geschwächt aus dem Kampfe hervorgehen und seinen schließlichen Sieg teuer genug bezahlen werde, aber man ahnte nicht, daß sich das so

sehr unterschätzte Preußen in einem solchen Maße mächtig und allen seinen Feinden überlegen erweisen würde. Der wäre für wahnsinnig erklärt worden, der einen so schnellen und entscheidenden Sieg der preußischen Heere prophezeit hätte! Im Lande selbst wagte, außer den Offizieren, fast niemand an derartige Erfolge zu glauben. Nur jene drei Männer, jene Geistesheroen, die ihrem Fürsten halfen, Preußen zu dem zu machen, als was es sich 1866 erwies, die kannten die Kraft ihres Landes und ihre eigene, und darum durften sie in fester Zuversicht auf den Erfolg ihrem hohen Herrn zurufen:

„Wage; es wird gelingen."

Das preußische Offizierkorps aber glaubte rückhaltlos seinem Könige und dessen Helfern und ging siegesgewiß in den Kampf, den es ja auch so glänzend bestand.

Nun aber war das ganze Land überzeugt. Voll und freudig wurde dem Monarchen das ihm bisher vielfach verweigerte Zutrauen entgegenbracht, und bald war auch der „bestgehaßte" Graf Bismarck der geachtetste, im Inland beliebteste, im Ausland gefürchtetste Minister Preußens.

Der Erfolg lähmte aber mit nichten die Thatkraft der preußischen Regierung und Heeresverwaltung. Im Gegenteil. Statt auf den überreichen Lorbeeren zu ruhen, wurde nach den Ursachen der da und dort begangenen Fehler geforscht. Es wurde gearbeitet, verbessert; es wurden Vorbereitungen getroffen, um den mit Sicherheit zu erwartenden neuen schweren Kämpfen frisch gekräftigt entgegentreten zu können. Dabei wurden die neu einverleibten Staaten ganz und voll herangezogen. Kurz, man versäumte nichts, um der Zukunft fest ins Auge sehen zu können.

Auf Österreich waren die Wirkungen des Krieges von 1866 erschütternde gewesen. Das ganze morsche System einer vernachlässigten Staatsmaschine lag offen vor jedermann. Man hatte im Lande selbst erkannt, daß man eine jahrelange, angestrengte Arbeit vor sich habe, um sich von dem erlittenen Schlage zu erholen und um wieder eine maßgebende, volle Stimme im europäischen Staatenkonzert zu erhalten. Im gesamten Auslande aber wußte

man, daß Österreich auf längere Zeit hinaus weder als Gegner zu fürchten, noch als Bundesgenosse ernst zu verwerten sei.

In den süddeutschen Staaten vollzog sich nach jenem Kriege, freilich erst allmählich, die gewaltigste Wandlung, die denkbar ist. In Altbayern, Sachsen und Württemberg galten bis zum Kriege alle Zuneigungen fast ausnahmslos den Österreichern. Besonders in ersterem Lande sah man die Preußen als einen ganz anderen Stamm, als ein nahezu fremdes Volk an, wozu freilich viel der Unterschied der Religion mit beitrug. Diese Gesinnung machte nun nach und nach der Erkenntnis Platz, daß man eigentlich den Preußen doch nicht so ferne stehe und, obwohl man zunächst ja Schlimmes von ihnen erfahren hatte, doch schließlich durch ein Zusammengehen mit ihnen nur gewinnen werde. Als man den Verhältnissen des Landes näher trat und dieselben genauer studierte, erkannte man, daß man von den Preußen sehr, sehr viel lernen könne, ja daß man von ihnen lernen müsse, wolle man sich nicht selbst vollständig verloren geben. Der eigentümliche Wert des preußischen Militärsystems stand seit dem Jahre 1866 in der ganzen Welt unbestritten fest; in Bayern wurde dasselbe sofort angenommen. Je mehr man nun aber in das innere Wesen des Preußentums eindrang, um so größer wurde die Achtung vor dem bisher so verkannten preußischen Staatswesen überhaupt; nun erst begann man zu begreifen, worin das Geheimnis der preußischen Erfolge begründet war: nämlich in der preußischen Pflichttreue, welche alle Staatsorgane, vom Beherrscher des Landes, dem Könige, bis zum geringsten Unterbeamten herab, beseelte. Man bewunderte die durch die sorgsamste Ausnützung aller Vorteile erreichte Leistungsfähigkeit des preußischen Staates, und niemand zweifelte mehr an seiner zukünftigen Aufgabe.

Solche Erkenntnis trug auch das meiste dazu bei, daß sich der Süden Deutschlands so rasch und so rückhaltlos an den Norden anschloß, denn die persönlichen Zuneigungen brauchten längere Zeit, um ihren Weg über die Mainlinie nordwärts zu finden. Die Herzen von uns Süddeutschen hat nicht König Wilhelm

von Preußen, der Sieger von 1866, gewonnen, die eroberte erst Kaiser Wilhelm, unser siegreicher Heerführer von 1870, und was uns den Norddeutschen nahebrachte, was Preußen und Bayern und alle anderen Stämme unseres weiten Vaterlandes zu Brüdern machte, das waren nicht die Staatsverträge von 1866, sondern das war das gemeinsame auf den Schlachtfeldern Frankreichs vergossene Blut und die von allen wahren Deutschen seit langem vergeblich ersehnte, nun endlich durch das Verdienst der Hohenzollern verwirklichte Wiederaufrichtung des deutschen Kaiserthrones!

Auf Frankreich übte der Ausgang des Krieges von 1866 eine geradezu verblüffende Wirkung aus. Man hatte erwartet, daß die beiden Gegner sich so zerfleischen würden, daß auch der Sieger ohnmächtig darniederliegen werde und dann den Machtspruch einer dritten Nation geduldig annehmen müsse. In diesem Zeitpunkte hoffte man im Trüben fischen und sich an leichtem Raube erfreuen zu können. Noch war es in Frankreich nicht vergessen, daß einst in Köln am Rhein, in Mainz und Landau die französischen Fahnen geweht hatten; Staatsmänner und Geschichtsschreiber erzählten dem Volke unaufhörlich, das ganze linke Rheinufer müsse dem Lande einverleibt werden, denn die einzige natürliche Grenze Frankreichs sei eben der Rhein.

Nun sah man plötzlich statt eines ermatteten, kampfesmüden Ringers, einen mächtigen, siegesfrohen und siegeszuversichtlichen Helden vor sich, der im Bewußtsein seiner Kraft bereit war, sofort von Neuem das Schwert zu ziehen, wenn irgend jemand es wagen sollte, Ungebührliches von ihm zu verlangen. Als daher die französischen, sofort nach der Schlacht von Königgrätz gestellten Forderungen von deutschem Grund und Boden auf eine unbedingte Ablehnung stießen, da war man zuerst im höchsten Grade erstaunt. Nachdem man aber alle Verhältnisse genauer betrachtet hatte und sich selbst eingestehen mußte, daß es sehr gefährlich sei, zu fest auf seinem Verlangen zu bestehen; da man also klein beigeben mußte, da verwandelte sich die Überraschung in Wut und schnell genug bildete sich der Zündstoff aus, der in kürzerer oder längerer Zeit zu einem gewaltigen Brande führen mußte.

Es war ja die am meisten ausgebildete Eigenschaft der Franzosen, ihre Eitelkeit, verletzt worden und deshalb empfanden sie die Niederlagen der Österreicher in Böhmen beinahe so stark, als ob sie sie selbst erlitten hätten. Daher das Geschrei „Rache für Sadowa". Daher das ungezügelte Verlangen, das Volk, welches es wagte, sich den wenn auch noch so ungerechten Wünschen Frankreichs zu widersetzen, welches sich vermaß, selbständig, ohne die Bevormundung von Paris sein Geschick zu bestimmen, niederzudrücken und den gefährlichen Konkurrenten wenn möglich ganz zu vernichten.

Nun suchte man nach Gründen um wenigstens einen Schein von Recht zu einem Streit mit Preußen zu finden. Die Luxemburger Frage wurde vom Zaun gebrochen. Preußen aber, teils aus wirklicher Friedensliebe, teils weil es seine Neuorganisationen mehr in Fleisch und Blut übergehen lassen, die durch den Feldzug von 1866 doch eingetretenen Schäden verbessern, die neu erworbenen Provinzen mehr mit den alten Landen verbinden, den Zusammenhang mit dem Südbund erstarken und die einzelnen Staaten des letzteren sich vom vergangenen Kriege erholen und kräftigen lassen wollte, verzichtete auf das an und für sich bedeutungslose Besatzungsrecht in Luxemburg und gab also den Forderungen Frankreichs nach. Damit war der Kriegsausbruch noch einmal verhütet und der gewaltige Kampf hinausgeschoben, aber nicht aufgehoben worden. Der Kriegsgrund war ja nicht aus der Welt geschafft worden, denn noch stand Preußen ebenso mächtig, ebenso selbständig und ebenso gefürchtet da, wie im Herbste 1866 und in Frankreich gährte noch die gleiche Eifersucht und die nämliche Wut wegen der gekränkten, wälschen Eitelkeit.

In Deutschland wußte man wohl, daß man vor einem verheerenden Gewitter stehe. Nichts wurde versäumt, um dem drohenden Sturm begegnen zu können. Natürlich richtete sich die Hauptthätigkeit auf die Bereitschaftstellung der Heere. Auch für die süddeutschen Staaten wurde dabei das preußische Muster mehr oder minder maßgebend. Es war eine ernste, ruhige Ar-

beit, die ohne Umweg das ihr deutlich vorgezeichnete Ziel erstrebte und bald genug die darauf verwendete Mühe lohnen sollte. Anders in Frankreich. Der Kaiser und seine Räte hatten nach dem unglücklichen Ausgange der Expedition nach Mexiko wohl erkannt, daß bei der Heeresverwaltung und sogar bei den Truppen selbst manches im argen lag. Allein man durfte dies dem leidenschaftlichen Volke nicht eingestehen, aus Angst, man schade dem Ansehen der eigenen Regierung. Das Bestreben des Kaisers, durch alle möglichen Mittel seine Stellung zu befestigen, zeitigte ein böses Schwindelsystem und dieses in Verbindung mit zahlreichen, ganz unglaublichen Selbsttäuschungen und Selbstüberhebungen einerseits, Unterschätzungen fremder Verhältnisse und Unkenntnis vor allem der süddeutschen Zustände andererseits bewirkte ein geradezu haarsträubendes Verkennen der eigenen Macht. Es war den Franzosen undenkbar, daß sie nicht mehr allein die tonangebende Nation in Europa sein sollten; sie hielten es für unmöglich, daß ein fremder Staat und noch dazu das kleine, bisher so über die Achsel angesehene Preußen nicht auf ihre Ratschläge hören oder, noch mehr, nicht ihren Wünschen sich fügen wollte. Das forderte Rache und man konnte gar nicht begreifen, warum denn der Kaiser so lange zögerte und nicht sofort an Preußen den Krieg erklärte.

Diese Stimmung, in Verbindung mit vielen anderen der Regierung feindlichen Strömungen, machte den Thron Napoleons immer wankender und man sah ziemlich deutlich voraus, daß er einstürzen müsse, wenn es nicht gelang, die Aufmerksamkeit der Franzosen nach außen zu lenken und durch einen glänzenden Krieg die vielen Schwierigkeiten im Innern wenigstens vorläufig vergessen zu machen. Dazu kam, daß man erkannte, wie der Einfluß Preußens auf die süddeutschen Staaten täglich maßgebender wurde, so daß ein wirkliches Zusammengehen des deutschen Südbundes mit dem Nordbund schließlich doch als kein Ding der Unmöglichkeit mehr erschien. Diesem unlieben Ereignis wollte man aber noch zuvorkommen, denn jetzt glaubte man noch sicher, wenn auch nicht auf den Anschluß der Süd-

deutschen an Frankreich, so doch auf deren abwartende Neutralität rechnen zu können. Verschiedene falsche Berichte bestärkten diese Erwartungen und die Berichte des Kriegsministers Generals le Boeuf, welcher erklärte, Frankreich sei „archiprêt“ für den Krieg, ließen erhoffen, daß durch ein baldiges Losschlagen ein großer Erfolg erlangt werden könnte. In dem Taumel, der die ganze Nation vom ersten Minister bis zum letzten Straßen=bummler in dem Hinblick auf kommende Siege ergriffen hatte, verhallten die einsichtigen und erschöpfenden Berichte des fran=zösischen Militär=Attachés- in Berlin, des Oberstleutnants Baron Stoffel, ungehört und man hatte im Frühsommer des Jahres 1870 keinen anderen Gedanken mehr, als den, einen nur irgend=wie angängigen Grund zu einer Kriegserklärung gegen Preußen zu finden. Die einzige unter den maßgebenden Persönlich=keiten, die vielleicht nicht mit dem Lauf der Dinge sich völlig einverstanden fühlte, war der Kaiser. Allein seine Kraft reichte nicht aus, um der Stimmung des Senates, des gesetzgebenden Körpers, des Ministeriums und der Pariser Bevölkerung Wider=stand zu leisten und die wenigen Departements, welche ebenfalls nichts vom Kriege wissen wollten, boten ihm eine zu geringe Unterstützung, um seinen Willen durchzusetzen. Ohnmächtig sah er daher der Entwickelung der Ereignisse entgegen. Ob er ahnte, daß sie ihn überwältigen, ihn, sein Haus und seinen Thron vernichten würden? — Wer weiß es? —

In einem kleinen bayerischen Garnisonsstädtchen in der Nähe der Alpen saßen am 15. Juli 1870 abends Offiziere, Beamte und angesehenere Bürger in einem Biergarten vereint an einem Tisch, lauschten hie und da auf die Klänge der heitere Weisen spielenden Jägermusik und plauderten von den wichtigen Ereignissen der vergangenen Zeit.

„Bin doch froh, daß die Verzichtleistung des Prinzen von Hohenzollern die Spannung zwischen Preußen und Frankreich beseitigt hat,“ meinte einer der anwesenden Kaufleute. „Wenn ich auch nicht gerade an ernste Schwierigkeiten glaubte, so hätte doch wahrscheinlich das Geschäftsleben große Stockungen erlitten.“

„Es stand noch mehr auf dem Spiel, als Sie meinten", entgegnete ein höherer Staatsbeamter. „Ich bin überzeugt, daß, wenn der König von Preußen die Annahme des spanischen Thrones durch den Prinzen unterstützt hätte, er auch mit seiner ganzen Autorität dafür eingetreten wäre, daß wenigstens die Einsetzung des Prinzen zu stande käme. Übrigens hat doch die ganze Angelegenheit gezeigt, mit welcher Sorgsamkeit man sich in Preußen jeden Schritt überlegt, der irgend welche diplomatische Verwickelungen zur Folge haben könnte. An diese strenge Auseinanderhaltung der Rechtsbefugnisse des Königs als Monarch einerseits und als Familienoberhaupt anderseits dachte eigentlich bei uns kein Mensch und doch ist eine solche Trennung vollständig richtig."

„Ich kann mir aber nicht denken, Herr Regierungsrat, daß eine solche theoretische Auffassung auch einen praktischen Wert haben sollte. Der König konnte doch nicht sagen, was ich als Familienoberhaupt gestatte, muß ich als Monarch verbieten."

„Das nicht Herr N. N. Aber er war berechtigt zu erklären, daß es die preußische Monarchie, also die Regierung des Landes und dieses selbst gar nichts angehe, wenn er als Vorstand der Familie der Hohenzollern einem Mitgliede dieser Familie gestatte, irgend einen fremden, ihm angebotenen Thron auch anzunehmen. Freilich bin ich ebenfalls der Ansicht, daß schließlich, wenn sich Frankreich als Staat der Einsetzung des Prinzen entgegengestellt hätte, auch der preußische Staat als solcher zu einer bestimmten Stellungnahme gezwungen worden wäre. Daß dann aber der Monarch sich in gleichem Sinne wie der Familienälteste entschieden hätte, das scheint mir zweifellos zu sein und darin sah ich die Gefahr. Nun ist sie ja abgewendet und wir werden von Neuem einer ruhigen Zeit entgegengehen."

„Ich glaube es nicht."

„Warum nicht, Herr Hauptmann?"

„Weil ich der Ansicht bin, daß der Grund der zwischen Preußen und Frankreich doch unleugbar bestehenden Verstimmung

ein tieferer ist und die spanische Thronfrage nur eine Ausrede war, um den längst beabsichtigten Streit vom Zaune zu brechen. Da nun dieses Mal die Sache durch die Verzichtleistung des Prinzen mißlang, so wird wohl bald ein anderer Zankapfel gefunden worden sein, denn die Franzosen scheinen eifrig genug nach einem solchen zu suchen."

Während sich die Herren in dieser Art unterhielten, hatte sich am Eingange des Wirtschaftsgartens eine Gruppe von Bürgern um einen Mann gesammelt, der mit lauter Stimme aus einer Zeitung etwas vorlas. Wegen der Musik konnte man nicht verstehen, um was es sich handelte, allein die erregten Mienen der Zuhörer ließen erkennen, daß es eine Sache von großer Wichtigkeit sei. Auch die Herren am sogenannten Honoratiorentisch wurden aufmerksam und einer der jüngeren Beamten stand auf und wollte auf die Gruppe zugehen, um ebenfalls zu erfahren, was es gäbe. Da begegnete er dem ihm unterstellten Gerichtsdiener, der, durch eiligen Lauf vollständig erhitzt, auf ihn zustürzte und frug: „Herr Assessor, wissen Sie, wo der Herr Direktor ist?"

„Was gibt es denn?"

„Ein hochwichtiges Extrablatt. Ich will es dem Herrn Direktor bringen."

Mit den Worten: „Geben Sie es nur her. Dort sitzen alle Herren vom Gericht beisammen. Ich will das Blatt selbst hinbringen," nahm der Assessor dem Diener die Zeitung aus der Hand, warf schnell einen Blick hinein und eilte dann, gefolgt von dem Überbringer, an den Tisch zurück. Da in diesem Augenblick auch die Musik zu spielen aufhörte, so wurde der junge Beamte von allen Anwesenden deutlich verstanden, als er begann: „Meine Herren, ein hochwichtiges Extrablatt. Hören Sie nur: Ems, den 15. Juli, früh 9 Uhr. Benedetti hat vom König am 13. verlangt, daß er in Zukunft keiner Kandidatur eines preußischen Prinzen auf den Thron Spaniens zustimme. Er wurde von Seiner Majestät abgewiesen. Der französische Gesandte verlangte daraufhin gestern eine neue Audienz. Die-

selbe wurde unter Hinweis auf den vorgeschriebenen Dienstweg verweigert. Graf Benedetti ist heute abend nach Paris abgereist; seine Majestät der König hat soeben Ems verlassen, um direkt nach Berlin zurückzukehren."

Einen Augenblick herrschte allgemeine Stille.

„Hurra! das bedeutet Krieg!" rief jetzt der Hauptmann von Z.

„Na so gefährlich wird es hoffentlich noch nicht werden, aber ernst genug sieht die Sache freilich aus."

„Vielleicht läßt sich noch durch diplomatische Verhandlungen alles ausgleichen."

„Das glaube ich nimmermehr, denn die Franzosen wollen den Krieg und wenn man ihnen auch jetzt noch nachgeben würde, dann stellen sie andere und noch schroffere Forderungen, so daß der König von Preußen schließlich doch nicht darauf eingehen kann."

„Das glaube ich nicht, Herr Hauptmann. Das Einfachste wäre wohl, wenn der König von Preußen die gewünschte Erklärung abgeben würde."

„Dies meinen Sie wohl nicht im Ernst, Herr von G.? Man kann doch nicht dem preußischen König zumuten, daß er sich gegenüber Frankreich in einer Sache dauernd binde, die die Franzosen ganz und gar nichts angeht."

„Ich glaube doch, daß es das klügste wäre", entgegnete von neuem der Freiherr, welcher Gutsbesitzer in einem in den Vorbergen liegenden, sehr streng ultramontan gesinnten Dorfe war. „Preußen könnte doch leicht den Kürzeren ziehen, wenn es mit Frankreich in einen Krieg verwickelt würde."

„Aber, Herr Baron, Sie werden doch nicht glauben, daß, wenn es zum Kriege kommt, Preußen allein gegen Frankreich steht?"

„Ja meinen Sie denn, Herr Hauptmann, daß vielleicht Bayern sich in eine solche es gar nichts angehende Sache einmischen soll?"

„Gewiß meine ich dies, Herr Baron, denn es geht uns

ganz entschieden an, wenn der französische Kaiser einem uns verbündeten Fürsten entwürdigende Zumutungen macht. Ich bin fest überzeugt, daß, wenn es Krieg gibt, ganz Deutschland auf Seite Preußens steht."

„Davor möge uns Gott bewahren. So weit sind wir hoffentlich noch nicht, daß wir unseren Feinden, den protestantischen Preußen, beistehen, Frankreich zu bekämpfen, dem wir doch unsere ganze Größe verdanken."

Kaum hatte der Gutsbesitzer diese Äußerung gemacht, da war es, als ob alle die anwesenden anderen Herren ihm zugleich entgegnen wollten. Die meisten äußerten einiges oder schickten sich dazu an, schwiegen aber sämtliche still, als sie merkten, daß der Regierungsdirektor von L. das Wort ergreifen wollte. Dieser begann nun: „Ich kann mich durchaus nicht mit Ihren Ansichten einverstanden erklären, Herr Baron. Was Frankreich betrifft, so ist es ja wahr, daß Bayern durch Napoleon I. zum Königreich erhoben wurde und an Macht und Einfluß gewann; allein das waren damals andere Zeiten. Da wußte man noch nichts von einem Gedanken der Zusammengehörigkeit aller Deutschen; da waren wir Deutsche noch der Spott und Spielball aller welschen und fremden Völker, gerade weil wir uns stets selbst in den Haaren lagen und uns nicht scheuten, ausländische Eroberer gegen unsere deutschen Brüder zu Hilfe zu rufen. Die nützten natürlich unsere Uneinigkeit aus, schröpften einmal diesen, ein andermal jenen, herrschten über alle und wir machten die gehorsamen Diener. Das ist jetzt anders geworden. So leid es mir auch ist, daß man einem Teil unserer Familie, den Österreichern, die Thüre weisen mußte, so ist es doch unumwunden anzuerkennen, daß sich gerade durch diesen ernsten Schritt der übrige Teil der Familie umsomehr gekräftigt hat, und zwar so, daß er eigentlich jetzt erst wieder zu dem Gefühl gekommen ist, ein und derselben großen Familie anzugehören. Dieses Bewußtsein kann dadurch nicht gestört werden, daß die Mehrzahl der Preußen Protestanten sind. Auch in Bayern gibt es ja genug Protestanten und jedenfalls hat die Religion mit der politischen Ansicht gar nichts zu

schaffen. Auch das ist ganz nebensächlich, daß wir noch vor 4 Jahren den Preußen feindlich gegenüber standen. Es gibt oft Streitigkeiten zwischen den einzelnen Gliedern einer Familie. Das sind innere Angelegenheiten. Kommt aber ein Fremder und maßt sich an, einen Angehörigen dieser Familie, oder gar, wie es hier der Fall ist, die angesehenste und vornehmste Person derselben zu beleidigen, dann verschwinden alle inneren Mißhelligkeiten und die ganze Familie steht vereint zusammen, um dem Angegriffenen beizustehen oder die ihm widerfahrene Beleidigung zu rächen. So sehe ich die jetzige Lage an und darum glaube ich, auch wir Bayern gehen einer ernsten Zukunft entgegen."

Von allen Seiten stimmten die Herren dem Sprecher zu. Verschiedene Äußerungen in ähnlichem Sinne wurden laut und einige Zeit hindurch kam der Gutsbesitzer gar nicht zum Wort. Als schließlich etwas Ruhe eingetreten war, fing er von neuem an: „Es ist mir ganz undenkbar, daß wir uns wegen eines uns ganz fernstehenden Prinzen von Hohenzollern in einen Krieg mit dem mächtigsten Militärstaat der Welt stürzen sollten. Das kann und werden unser König und die Abgeordnetenkammer gar nicht zugeben. Höchstens, daß man sich auf eine bewaffnete Neutralität einläßt, um sich für später freie Hand vorzubehalten."

„Keine Rede davon Herr von G.," rief ziemlich erregt ein junger Beamter dazwischen. „Wer unseren König Ludwig kennt, der wird ihm eine solche Zumutung gar nicht machen und thäte er es doch, so fährt er einfach ab. Wir werden es ja bald erfahren, wie Se. Majestät denkt. Und unsere Kammer? Wenn die jetzt noch sich auf ihren partikularistischen Standpunkt stellen und nicht auf den Willen des Volkes hören will, dann wird man schon die ganze Gesellschaft zum Teufel jagen und thun, was Recht ist, ohne erst lange die Zustimmung der Herren der schwarzen Partei abzuwarten."

„Bravo, Herr Notar, bravo," klang es von verschiedenen Seiten, die Offiziere erhoben sich und tranken dem schneidigen Redner zu und bald mußte der ultramontane Herr erkennen,

daß er mit seiner Ansicht allein stehe und keinerlei Aussicht habe, andere zu derselben zu bekehren. Deshalb stand er während der immer lebhafter werdenden Unterhaltung auf, zahlte, empfahl sich und verließ den Garten. Er wurde zum Abschied weniger freundlich gegrüßt, als es früher der Fall gewesen war. Seine ultramontane Parteistellung hatte man bisher ignoriert, darin fand er in der Stadt sogar Gesinnungsgenossen; seine undeutsche Denkweise aber konnte man ihm nicht verzeihen, da gab es keinen, der es mit ihm hielt. Er erschien auch nicht mehr im Kreise der Offiziere, Beamten und Bürger des Städtchens; er blieb auf seinem Dorfe und agitierte, soviel es in seiner Macht lag, noch lange gegen Preußen und, als Deutschland einen Kaiser hatte, gegen das Reich.

Die Entwicklung der Dinge nahm unaufhaltsam ihren Lauf. Die Reise des Königs von Preußen aus Ems bis Berlin glich einem wahren Huldigungszuge. Überall konnte er erkennen, wie einmütig sein Volk seinem Verhalten gegen den französischen Botschafter zustimmte und wie ganz Preußen bereit war, die Beleidigung zu rächen, die man seinem Könige durch das Abverlangen einer entwürdigenden Bedingung zugemutet hatte. Selbst in den neu erworbenen Provinzen sprach das begeisterte Hurra von Tausenden, die in die Bahnhöfe eilten, um den durchfahrenden Monarchen zu sehen, deutlich genug dafür, daß der alte Hader vergessen sei, und daß man hier eben so freudig, wie in den altpreußischen Provinzen, Blut und Leben daran setzen wolle, die deutsche Sache auf deutsche Weise gegen die Welschen zu verfechten.

Der Kronprinz, Bismarck, Moltke und Roon waren dem König nach Brandenburg entgegen gefahren und mit diesen kam er abends 8¾ Uhr in Berlin an. Hunderte von Wagen, Tausende und Abertausende von Menschen erwarteten ihn und wie in einem Triumphzuge wurde er in das Palais gebracht. Kaum gönnte er sich eine kurze Erholung, da begann die ernsteste Thätigkeit, die bis tief in die Nacht hinein ununterbrochen fortwährte. Unterdessen waren Depeschen aus Paris eingelaufen,

daß man dort die Einberufung der Reserven und Mobilgarden angeordnet habe. Jetzt war die letzte Rücksicht geschwunden. Noch in derselben Nacht unterzeichnete der König die Mobilmachungsbefehle für das Heer, die Anordnungen an die Küstenstationen zum Einziehen der Feuerschiffe, Aufnehmen der Seezeichen und die Erlasse zur Einberufung des Reichstages.

In gleicher Weise wie sein Herrscher und dessen Ratgeber, bewies sich auch das preußische Volk als der Lage gewachsen, einmütig und fest und nicht blind siegestaumelnd wie die Pariser, aber zuversichtlich und vertrauend, daß der Beistand Gottes auf der Seite stehen werde, auf welcher das Recht war. Alle Parteien hatten sich jetzt geeint und von den verschiedensten Seiten, ja sogar von solchen Deutschen, die als erbittertste, politische Feinde dem Heimatland den Rücken gekehrt und in der Fremde lebten, liefen Huldigungs- und Zustimmungsadressen im königlichen Palais ein, kurz eine solche Einigkeit, wie in dieser Zeit, hatte Preußen noch nicht erlebt.

Und die anderen deutschen Staaten?

Alle Augen waren auf Bayern, den zweitgrößten deutschen Staat, den zweitmächtigsten Gegner Preußens im verflossenen Kriege, gerichtet; überall frug man: „was thut Bayern?“

Dort herrschte König Ludwig II., der damals in der Blüte seiner Jahre stand, und dem sein Volk mit einer Verehrung und Liebe zugethan war, an welcher die strahlende Schönheit des für alles Hohe und Edle begeisterten königlichen Jünglings keinen kleinen Anteil hatte. Mit vollem Rechte war man in allen deutschen Landen ungemein darauf gespannt, zu erfahren, wie sich König Ludwig verhalten werde. Er ließ die Welt nicht lange in Zweifel.

Obwohl der jüngste der deutschen Fürsten, war er doch der erste, der fest und mutig, ehe ihm von außerhalb ein Ratschlag erteilt werden konnte, ehe das Beispiel eines alterfahrenen anderen Fürsten, z. B. des Sachsen- oder Schwaben-Königs, ihm eine Richtschnur darbot, ehe er Zeit hatte, sich über die Stimmung seiner Reichsräte und der Abgeordnetenkammer zu orien-

tieren, auftrat, schon am 16. Juli die Mobilmachung des bayerischen Heeres befahl und bei der Eröffnung der Ministerversammlung die wahrhaft königlichen Worte sprach:

„Treu dem Allianzvertrage, für welchen ich mein Königliches Wort verpfändet, werde ich mit meinem mächtigen Bundesgenossen für die Ehre Deutschlands und damit für die Ehre Bayerns einstehen, wenn es die Pflicht gebietet."

So entschied Ludwig II., Bayerns hochherziger König, und erwies sich durch diese Entscheidung als ein echter deutscher Fürst, — als ein Fürst, der Kopf und Herz auf dem rechten Fleck hatte.

Das war ein Jubel im ganzen Lande, als man den Entschluß des Monarchen vernahm. 30,000 Münchener, und die Münchener sind bei solchen Gelegenheiten schwerfällig genug, strömten am 17. Juli trotz des heftigen Regens auf dem Platze vor der Residenz zusammen, um ihrem vom Schloße Berg zurückkehrenden Fürsten eine Dankesovation darzubringen. Als es vom Turm der Theatinerkirche 4½ Uhr schlug, da ging es auf dem Platze los „Hurra, hurra" und von weit her, aus der Briennerstraße, von hinten aus dem Hofgarten, aus der Residenz- und Theatinerstraße, vom Odeonsplatz, von überall her klang es „Hurra, hurra, hoch, hoch". Der junge König erschien am Fenster und dankte und von neuem brauste es tausend und abertausendfach durch die Luft: „Hurra, hurra, hoch, hoch". Ein solch begeistertes Zurufen hatte König Ludwig, ja selbst die Stadt München, noch nicht gehört. Und so wie die Hauptstadt, so dachte auch das Land, und alle Zeitungen verkündeten deutlich genug diese Stimmung. Als am 19. in der Abgeordnetenkammer die Forderung des Kriegsministers von Prankh wegen des für die Mobilmachung notwendigen, außerordentlichen Kredites von 26,700,000 Gulden zur Beratung stand, und verschiedene Redner der ultramontanen Partei gegen das Zusammengehen Bayerns mit Preußen und nur für eine bewaffnete Neutralität sprachen, da trat der Ministerpräsident Graf von Bray auf und erklärte, daß er treu zum Bündnisvertrag mit Preußen stehe und lieber von seinem Posten abtrete, als daß er jetzt am

Abend seines Lebens seiner Überzeugung untreu werden wolle. Dann kam der Kriegsminister General von Pranckh und sprach u. a.: „Die Staatsregierung kennt die Opfer, die dem Lande an Gut und Blut zugemutet werden. Das alte tausendjährige Bayern hat aber schon große Stürme überlebt und wird auch diesen überdauern, fest und nicht getrennt von den anderen deutschen Staaten. Bayern muß beweisen, daß es als selbst=ständiger Staat nicht vergißt, daß es auch ein deutscher Staat ist. Ich sage das als Partikularist vom reinsten Wasser.“ Am Schluß seiner Rede betonte von Pranckh noch einmal seinen Standpunkt durch die Worte: „Es hat ein echter Bayer, aber auch ein Deutscher zu Ihnen gesprochen.“ — Da genehmigte die Mehrheit der Kammer den verlangten Kredit und mit freu=digster Begeisterung übernahm das ganze Land die Verpflichtung zu den für den bevorstehenden Krieg zu bringenden Opfern.

Schon am 19. Juli erhielt der König von Preußen das Kommando über die beiden bayerischen Armeekorps und unter=stellte dieselben dem direkten Befehle seines Sohnes, des Kron=prinzen. Er hatte schon vorher dem König Ludwig II. tele=graphiert: „Ihre echt deutsche Haltung hat auch Ihr Volk elek=trisiert und ganz Deutschland steht einig zusammen, wie nie zuvor. Gott wolle unsere Waffen segnen in den Wechselfällen des Krieges! Ihnen persönlich muß ich aber meinen innigen Dank aussprechen für die treue Festhaltung der zwischen uns bestehenden Verträge, auf denen das Heil Deutschlands beruht.“ Und noch am gleichen Tage hatte König Ludwig geantwortet: „Ihr soeben erhaltenes Telegramm hat in meiner Brust den freudigsten Wiederhall erweckt. Mit Begeisterung werden meine Truppen an der Seite Ihrer ruhmgekrönten Waffengenossen für deutsches Recht und deutsche Ehre den Kampf aufnehmen. Möge es zum Wohle Deutschlands und zum Heile Bayerns werden.“

Die in München durch eine Mittelsperson angebrachte französische Versuchung war also an der Gesinnung des bayerischen Königs abgeprallt und dies war die erste Ursache, daß ganz Deutsch=land sich in einer Einigkeit zusammenfand, wie noch nie vorher.

Für die anderen süddeutschen Lande war nämlich die Haltung des Königs Ludwig ebenfalls maßgebend geworden.

Auch der König von Württemberg befahl sofort nach seiner Rückkehr von St. Maurice am 17. Juli die Mobilmachung seiner Truppen, und das württembergische Ministerium erklärte der Kammer, daß es Deutschlands Integrität für bedroht halte, und daß es notwendig sei, sich Preußen anzuschließen. Hier ebenso wie in Baden, wo die Mobilmachung schon am 16. früh angeordnet worden war, stimmten die Kammern vollständig mit ihren Regierungen überein und in allen deutschen Landtagen wurden nunmehr mit größter Bereitwilligkeit die Geldmittel bewilligt, welche zur Führung des bevorstehenden Krieges erforderlich waren. Man konnte also getrost in die Zukunft sehen, denn der von Frankreich aufgedrungene Kampf wurde nicht nur vom deutschen Nordbund, sondern von ganz Deutschland aufgenommen. Aber auch die Wünsche und Beistimmungsbezeugungen von fast ganz Europa waren auf der Seite der Deutschen, denn überall empfand man, auf welche unberechtigte und willkürliche Art die unmittelbare Ursache des Streites durch Frankreich vom Zaune gebrochen worden war. Selbst in Österreich hatte man die Mißerfolge von 1866 vergessen und allgemein wurde die Aufrechthaltung einer strikten Neutralität verlangt und, wie die Zukunft lehrte, auch durchgeführt.

Die Schlußhandlung, womit die Franzosen ihr unsinniges Beginnen unwiderruflich machten, war ihre Kriegserklärung, welche am 19. Juli in Berlin vormittags eintraf und kurz darauf vom Grafen Bismarck in der Reichstagssitzung verlesen wurde. Sie lautete:

Der unterzeichnete Geschäftsträger Frankreichs hat in Ausführung der Befehle, die er von seiner Regierung erhalten, die Ehre, folgende Mitteilung zur Kenntnis Seiner Exzellenz des Herrn Ministers der auswärtigen Angelegenheiten Sr. Majestät des Königs von Preußen zu bringen:

„Die Regierung Sr. Majestät des Kaisers der Franzosen, indem sie den Plan, einen preußischen Prinzen auf den Thron

von Spanien zu erheben, nur als ein gegen die territoriale Sicherheit Frankreichs gerichtetes Unternehmen betrachten kann, hat sich in die Notwendigkeit versetzt gefunden, von Sr. Majestät dem König von Preußen die Versicherung zu verlangen, daß eine solche Kombination sich nicht mit seiner Zustimmung verwirklichen könnte.

„Da Se. Majestät der König von Preußen sich geweigert, diese Zusicherung zu erteilen, und im Gegenteil dem Botschafter Sr. Majestät des Kaisers der Franzosen bezeugt hat, daß er sich für diese Eventualität, wie für jede andere, die Möglichkeit vorzubehalten gedenke, die Umstände zu Rate zu ziehen, so hat die kaiserliche Regierung in dieser Erklärung des Königs einen Frankreich ebenso, wie das allgemeine europäische Gleichgewicht bedrohenden Hintergedanken erblicken müssen. Diese Erklärung ist noch verschlimmert worden durch die den Kabinetten zugegangene Anzeige von der Weigerung, den Botschafter des Kaisers zu empfangen und auf irgend eine neue Auseinandersetzung mit ihm einzugehen.

„Infolgedessen hat die französische Regierung die Verpflichtung zu haben geglaubt, unverzüglich für die Verteidigung ihrer Ehre und ihrer verletzten Interessen zu sorgen, und, entschlossen zu diesem Endzweck alle durch die ihr geschaffene Lage gebotenen Maßregeln zu ergreifen, betrachtet sie sich von jetzt an als im Kriegszustand mit Preußen.

Der Unterzeichnete hat die Ehre, Sr. Exzellenz die Versicherung seiner hochachtungsvollen Ergebenheit auszudrücken.

Berlin den 19. Juli 1870. Le Sourd."

Kaum hatte der Ministerpräsident die Verlesung dieses Schriftstückes beendet, da durchschallten donnernde Bravos den weiten Saal des Reichstagsgebäudes. Das war die beste Antwort der deutschen Volksvertreter und mit ihnen des ganzen Landes, denn man war froh, die Zeit der gegenseitigen Zänkereien hinter sich und dafür die Aussicht auf einen, den haltlosen Zustand endlich beseitigenden Kampf vor sich zu haben. Daß

derselbe siegreich ausgehen werde, daran zweifelte niemand, denn man vertraute unbedingt auf König Wilhelm, auf seine Ratgeber, auf das deutsche Offizierkorps und auf das deutsche Heer. Begeistert eilte jeder waffenfähige Bürger zu den Fahnen und deutlich erglänzte nicht nur auf dem Helm, sondern noch leuchtender in seinem Herzen der alte schöne Spruch:

„Mit Gott für König und Vaterland."

II.

Die Stimmung in Frankreich und seine Mobilmachung.

Auch in Frankreich herrschte eine große, fast könnte man sagen gewaltige Begeisterung für den bevorstehenden Krieg. Allein die Stimmung glich doch mehr einem wilden Taumel, einem Rausche und hatte nichts gemein mit jener ernsten Empfindung, wie sie in Deutschland die Gemüter ergriffen hatte. Man hatte sich in thörichter Selbstberäucherung in Paris im Laufe der Jahrhunderte daran gewöhnt, daß die ganze Welt sich Dem zu fügen habe, was an der Seine ausgeheckt werde. Freilich hatte das Verhalten der Deutschen selbst, solange sie in ohnmächtiger Zerrissenheit dem geeinten Frankreich gegenüber standen, viel dazu beigetragen, den französischen Dünkel zu vergrößern; nicht nur daß wir uns geduldig allem fügten, was uns von Frankreich zugemutet wurde, sondern einzelne deutsche Staatsmänner hatten nicht selten geradezu in liebedienerischer Weise um die französische Gunst gebuhlt. Das entschuldigt freilich die Staatsmänner des Kaiserreiches nicht, daß sie sich nicht rechtzeitig über den gewaltigen Umschwung der Verhältnisse unterrichteten, der seit dem Jahre 1866 in den deutschen Zuständen eingetreten war Die

einzige Entschuldigung, die es für sie gibt, ist eben ihre Blindheit.

Übrigens kann man den Kriegsminister le Boeuf wegen seines oft angeführten Ausspruches „Nous sommes archiprets“ nicht so ohne weiteres verurteilen. Die französische Armee, welche er kannte, war wirklich besser und zahlreicher, als alle Heere, die Frankreich in der letzten Zeit aufgestellt hatte. Genügten doch für die Durchführung des ganzen Krieges gegen Österreich im Jahre 1859 120,000 Mann, ungerechnet allerdings 60,000 Sarden, die als Verbündete zum französischen Heere stießen. Jetzt aber konnte man ohne Bundesgenossen eine Feldarmee von ungefähr 340,000 Mann aufstellen. Außerdem waren zahlreiche in Afrika, Italien, der Krim und Mexiko ausgebildete und kriegserfahrene Offiziere und Mannschaften vorhanden und die vergangenen Feldzüge und deren Siege hatten einen guten militärischen Geist geschaffen. Im Vergleich mit früheren Verhältnissen war also Frankreich 1870 wirklich „erzbereit“. Allein der Kriegsminister hatte übersehen, die militärischen Verhältnisse desjenigen Landes zu prüfen, gegen welches er Krieg führen wollte; er sah nur die eigenen Fortschritte.

Die französischen Diplomaten aber schenkten schmeichlerischen Beteuerungen falsch oder schlecht unterrichteter Persönlichkeiten Glauben und ließen sich dadurch zu der irrigen Ansicht verleiten, es sei möglich, Preußen von den übrigen deutschen Staaten zu trennen und allein zu bekriegen. Auf Grund ultramontaner Berichte verkannten sie vor allem die Volksstimmung in Bayern und die wahrhaft hochherzige Gesinnung des Königs Ludwigs II. Leichtsinnig trieben sie die Dinge zum Äußersten, ehe sie sicher waren, daß ihre Voraussetzungen auch zutreffen würden. Natürlich war die Enttäuschung dann eine um so unangenehmere, als es zu spät zum Rückzug war. Die moralische Demütigung, die ein solcher im Gefolge gehabt hätte, wollte kein französischer Staatsmann auf sich nehmen, daher sie lieber allesamt das le Boeuf'sche Dogma von der unbedingten Überlegenheit des französischen Heeres sich zu eigen

machten. So kam es, daß sie ihren Kaiser und ihr Land rücksichtslos in den Krieg trieben.

Verhängnisvoll für die Entschließungen Napoleons wurde auch das Verhalten der Kaiserin. Diese war zu einem für den Staat geradezu gefährlichen, übermächtigen Einfluß auf den Kaiser gelangt. Sie sah in dem König von Preußen das Oberhaupt einer protestantischen und darum ihr unsympathischen Regierung und wurde durch ähnlich gesinnte Kreise immer mehr darin bestärkt, auf ihren Gatten in kriegerischem Sinne einzuwirken.

Die ganze Umgebung Napoleons drängte den Kaiser also zu einem Handeln, das ihm vielleicht durchaus nicht so genehm war, als er sich den Anschein gab, denn er liebte es nicht, alles auf eine Karte, hier auf die Spitze des Schwertes, zu setzen. Aber die Verhältnisse waren mächtiger als er, und er fügte sich.

In unheilvoller Weise war für den Verlauf der Dinge die Haltung von Paris maßgebend. Als nach der Verzichtleistung des Prinzen von Hohenzollern eine friedliche Gesinnung in der Hauptstadt um sich greifen wollte, hielten es der Herzog von Gramont und die hinter ihm stehende Kriegspartei für angezeigt, ihre heißblütigen Landsleute durch die Vorspiegelungen verletzter Nationalehre aufzustacheln. Ihr Beginnen hatte den besten Erfolg, denn es gelang schon am 14. Juli den Kaiser zur Erteilung des Einberufungsbefehles für die Reserven zu bestimmen und die Gemüter so zu erregen, daß, als am 15. die Nachricht von der Abweisung des französischen Gesandten nach Paris kam, die ganze Stadt in einen wahren Kriegstaumel fiel und eine Menge von Kundgebungen in kriegerischem Sinne stattfanden. Zahllose Banden durchzogen die Straßen und schrieen unaufhörlich „Es lebe der Krieg! Nieder mit Bismarck!“ u. s. w. Die wenigen Gegner dieser Partei, welche es wagten, andere Ansichten zu äußern, wurden verhöhnt und mißhandelt.

Am Abend des 15. Juli drängte und drückte sich eine unabsehbare Menge durch die inneren Boulevards von Paris. Die Zeitungskioske wurden förmlich gestürmt. Der an der Ecke des Boulevard des Italiens und der Rue Laffite erlag dem An-

drang; klirrend brachen seine erleuchteten Glaswände zusammen und in wenigen Augenblicken hatte die wilde Menge die soeben eingetroffenen Zeitungen unter sich verteilt. Da zieht eine neue geschlossene Masse von vielleicht 3000 Menschen vom Boulevard Montmartre heran. Arm in Arm wogt es in Gliedern von 8 und 10 Mann Breite daher und singt, nein brüllt die solange verpönte Marseillaise. Kein Sergeant de ville kümmert sich darum, während noch wenige Tage vorher jedermann verhaftet worden wäre, der es gewagt hätte, das verbotene Revolutionslied über die Lippen zu bringen. Die Wagen bleiben stehen, der ganze Verkehr stockt. Schadet nichts; es sind ja Demonstrationen in kriegerischem Sinne und diese sind der Regierung angenehm; also kann man heute durch die Finger sehen und braucht die Polizeivorschriften nicht so peinlich wie sonst einzuhalten.

Da schiebt sich aus der Rue Drouot eine andere Kolonne herein. Es sind einige Hundert, meist dem Arbeiterstand angehörige, großenteils ältere Männer. Beim Eintritte in die Boulevards hebt einer der Führer eine weiße Fahne in die Höhe und auf dieser steht in großen Buchstaben „Vive la paix!“ geschrieben. Jetzt rufen alle Begleiter des kühnen Standartenträgers, so stark sie können: „Es lebe der Friede!“

So laut erklangen ihre Stimmen, daß für einen Augenblick die Marseillaise der Tausende von Boulevardsbummlern übertönt wurde. Kaum aber hatten die letzteren erkannt, was der neu angekommene Haufe beabsichtigt, da stürzen sie auf diesen zu, schlagen mit Stöcken und Knitteln ohne jede Rücksicht auf die vollständig überraschten Friedensapostel los; diese wehren sich, so gut sie können, und es entwickelt sich eine regelrechte Schlägerei. Nun finden sich die zahlreichen Sergeants de ville doch bemüssigt, einzugreifen. Sie halten es aber für richtig, nur die für den Frieden demonstrierenden Arbeiter zu verhaften, denn diese sind ja die eigentlichen Ruhestörer, weil sie durch eine ganz unzeitgemäße und unpatriotische Kundgebung die anderen Bürger gereizt und zu thätlichen Angriffen verleitet haben!

Bald ist die Ordnung wieder hergestellt, denn die ganze Friedensschaar wurde zerstreut und ihre Mitglieder sind entweder den Fäusten und Stöcken ihrer übermächtigen Angreifer entflohen oder sie büßen im Polizeigewahrsam für den durch ihr Auftreten entstandenen Tumult. Merkwürdigerweise war keiner der Stockhelden, die den Überfall auf die Minderzahl ausgeführt, für strafbar erachtet und verhaftet worden. Dazu hatte man die Polizeisoldaten vorher zu gut belehrt. Von neuem formierte sich die Kolonne und zog, wieder die Marseillaise anstimmend, nach dem Boulevard Poissonnière weiter. Die Scene hat die Menge noch mehr erregt. Es ist, als ob man die Kundgebung für den Frieden als einen der öffentlichen Meinung zugefügten Schimpf ansehe und denselben durch immer lärmendere und in die Augen springendere Gegenkundgebungen wieder gut machen wollte.

„Wir brauchen Fackeln! Wo sind Fackeln?“

Es gab keine in der Nähe. Aber man befand sich vor einem Aufbewahrungsort der der Stadt gehörigen Straßenreinigungsbesen. „Hier sind ja Fackeln!“ rief ein ächter Pariser „gamin“, faßte einen der Besen, drehte ihn um und zündete ihn an. Schnell fand sein Beispiel Nachahmung und in wenigen Minuten brannten diese falschen Fackeln ganz lustig. Der Stadt wurde dadurch ein ziemlicher Schaden zugefügt, allein die Polizei schritt nicht ein; es galt ja einer Kundgebung für den Krieg. Nun wälzte sich die Masse weiter und von neuem klang es laut durch die Nacht: „Aux armes les citoyens! Formez vos bataillons! Marchons, marchons!“ u. s. w.

Mit der Marseillaise war es ganz eigentümlich gegangen. Dieses Revolutionslied Rouget de Lisle's war bisher strenge verboten gewesen. Allein die jetzige Kriegsbegeisterung brachte es unwillkürlich auf alle Lippen. Da blieb denn dem Kaiser nichts übrig, als sich zu fügen und die Marseillaise zu gestatten. Nun war er klug genug, sie selbst sozusagen offiziell wieder einzuführen, indem er bei einem am 18. Juli den Offizieren gegebenen Feste sie, allen Anwesenden unerwartet, plötzlich von der

Tafelmusik spielen ließ und dann letzterer für die gute Ausführung des „französischen Nationalgesanges“ persönlich dankte. Damit hatte der verbannte Hymnus wieder Heimatsrechte in Frankreich erhalten und war sogar hoffähig geworden. Ebenso wurde in der Stadt selbst dieses Marschlied der freiwilligen Marseiller aus dem Jahre 1792 mit großer Feierlichkeit in seine alten Rechte eingesetzt. In der großen Oper, dem ersten Theater von Paris, sangen dasselbe die damals beliebtesten Angehörigen des Opernpersonals, nämlich Fräulein Marie Saß und Herr Faure. Das ganze hier sonst so zurückhaltende Publikum stimmte mit ein; der Gesang verpflanzte sich auf die Straßen und die Marseillaise hielt von neuem ihren Einzug in Paris — freilich nicht für lange. Welch ein Unterschied aber zwischen dieser wilden, alles niederwerfen wollenden Marseillaise, die die Franzosen keinen Fuß über den Rhein brachte, und unserer ernsten, nur den Schutz der Heimat besingenden „Wacht am Rhein“, unter deren Klängen, wir durch halb Frankreich bis ans Meer marschierten! Das klang anders, als jenes „Aux armes“ ꝛc., wenn es aus den Bataillonen herausschmetterte: „Lieb Vaterland kannst ruhig sein!“ Viele Franzosen erkannten dies auch, und wenn sie auch nichts von dem Dichter Schneckenburger und dem Komponisten Wilhelm wußten, so begriffen sie doch, daß die durch ihr Land ziehenden Deutschen da ein gewaltiges, ergreifendes Lied sangen, das anhaltender begeisterte, als ihre stürmische Marseillaise.

Es gab nur wenige Männer, die besonnen genug waren, vor dem Kriege zu warnen. Dazu gehörte vor allen der als Geschichtsschreiber berühmte, spätere Präsident der französischen Republik, Thiers. Ihm schlossen sich unter anderen auch Jules Favre, Grevy und Gambetta an. Aber auch diese widersetzten sich dem Treiben der kaiserlichen Regierung nicht, weil sie einen Krieg gegen Preußen und Deutschland für ein Unrecht angesehen hätten oder aus reiner Friedensliebe, sondern nur, weil sie den richtigen Zeitpunkt der Rache für Sadowa noch nicht für gekommen erachteten. Sie waren also ebenso entschiedene

Feinde Deutschlands wie alle übrigen Franzosen. Nur krankten sie nicht an der gleichen Selbstüberschätzung wie die anderen. Eine Vermehrung ihrer Anhänger hätte daher den Krieg nicht verhütet, sondern nur schwieriger gemacht, denn eine aus Männern, wie die genannten, zusammengesetzte Regierung wäre mit gleicher Ausdauer, aber mit größerer Vorsicht auf das jedem Franzosen als höchstes politisches Streben vor Augen stehende Ziel „die Erniedrigung Preußens und Deutschlands“ vorgegangen. Für uns war es deshalb besser, daß schon 1870 die 10 vernünftigeren Mitglieder der französischen Kammer durch ihre 245 weniger klugen oder besser gesagt mehr verrückten Genossen überstimmt und in der Sitzung vom 15. Juli die für die Mobilmachung von der Regierung verlangten Summen genehmigt wurden.

Nun war der Krieg entschieden. Napoleon empfand es gewiß deutlich genug, daß ihm für sein Handeln der rechtliche Hintergrund fehle. Dafür tröstete er sich mit einem recht sophistischen Ausspruch, der lautete: „Ein Krieg ist legitim, wenn er mit der Zustimmung des Landes und der Billigung der Vertreter desselben geführt wird.“ Wenn man nun betrachtet, wie wenig das französische Heer und das ganze Land für diesen doch geradezu vom Zaune gebrochenen Krieg auch wirklich vorbereitet waren, so weiß man nicht, worüber man mehr staunen soll: über den bodenlosen Leichtsinn der maßgebenden militärischen Persönlichkeiten oder über die blinde Vertrauensseligkeit der französischen Diplomatie? Die Verkennung der thatsächlichen Verhältnisse war bei beiden eine gleich große, ja haarsträubende.

Der frühere Kriegsminister, Marschall Niel, der das französische Heerwesen umformte und neubildete, soll kurz vor seinem, am 13. August 1869 erfolgten Tode geäußert haben: „Drei Wochen nach Beginn eines Krieges mit Preußen werden wir in Berlin sein.“ Auf diesen Ausspruch nun griffen jetzt die Zeitungen zurück und verkündeten ihn dem gläubigen Volke und der Armee wie ein Axiom. Konnte es anders sein, als daß

jedermann sich einbildete, der Marsch in die preußische Hauptstadt sei nur ein militärischer Spaziergang? Bald ertönte auch auf allen Boulevards und Bahnhöfen von Paris, ja im ganzen Lande, tausendfach der Ruf „à Berlin!“ Naturgemäß meinte man, daß nach dieser „promenade à Berlin“ das linke Rheinufer französisch werden müßte und deshalb mischten sich in obiges Geschrei die Zwischenrufe „à nous le Rhin!“ u. s. w.

Von dem Ausspruch des nunmehrigen Kriegsministers, General le Boeuf: „Ich gebe mein Ehrenwort dafür, daß wir erzbereit (archiprêts) sind,“ war schon die Rede. Le Boeuf selbst verbreitete die Aeußerung, er verstehe darunter, „daß wenn der Krieg ein Jahr dauere, man nicht einmal einen einzigen Gamaschenknopf zu kaufen brauche.“

Wie stand es nun damit? Am besten geben verschiedene Depeschen auf diese Frage Antwort. Da verlangte General Frossard am 21. Juli Karten, da sein Armeekorps nicht eine einzige Karte von der Grenze Frankreichs besitze; das V. Korps bat um Geld, da es gar keines in den Kriegskassen habe; das IV. forderte am 24. Juli, wo es schon an der Grenze stand, seine Wagen und Feldlazarette, die ihm noch fehlten, das VII. Korps besaß noch anfangs August keinerlei Lager- und Transportmittel, und über die Ausrüstung der Festung Metz schreibt General Grenier: „Es gab in den Forts weder Geschütze, noch Munitionsreserven, noch Vorbereitungen für die Verwundeten, noch Lebensmittel, noch Vorkehrungen für die Unterbringung der Mannschaften.

Ebenso schlecht stand es mit der Möglichkeit die Reserven vollzählig und rechtzeitig einzuziehen. Da die französischen Regimenter nie in der Gegend in Garnison standen, aus welcher sie ihre Rekruten erhielten, also z. B. ein Regiment, das seinen Ersatz aus der Normandie bekam, in Marseille lag, so erforderte das Einberufen und Ankommen der Urlauber außerordentlich viel Zeit. Zudem waren die bei den Truppen selbst geführten Listen nicht ordentlich in Stand. Also schrieb man eine ganze Reihe von Berufungen falsch oder ganz umsonst; andere wurden ver-

gessen, kurz es herrschte ein gräuliches Durcheinander. Weiter war von einem geregelten Transportwesen solcher Urlauber auf den Bahnen, wie es bei uns der Fall ist, keine Rede. Jeder suchte eben, so gut als möglich, seine Abteilung zu erreichen. Wie es dabei zuging, kann man sich denken. Die Folge davon war auch, daß die Bataillone statt mit je 800 Mann nur mit etwa 600 an die Grenze abmarschierten und die Eskadrons nur ungefähr 80 bis 100 Pferde stark waren.

Das Offizierkorps der Franzosen litt an großen Mängeln. Vor allem war es kein einheitliches, sondern teilte sich in die aus den Schulen von Paris und St. Cyr hervorgegangenen Herrn und in die sogenannten Troupiers, das heißt alte, auf Grund ihres guten Verhaltens zu Offizieren beförderte Unteroffiziere, denen natürlich fast jede wissenschaftliche Bildung abging. Zwischen beiden Kategorien herrschte fortwährende Eifersucht, welche eine wahre Kameradschaft unmöglich machte. Aber auch bei den auf Grund ihrer Schulkenntnisse zu den Offiziersepauletten Gelangten pflegte die wissenschaftliche Thätigkeit aufzuhören, sobald sie in die Armee eingetreten waren. Man liebte im allgemeinen es gar nicht, wenn sich Offiziere viel mit Büchern beschäftigten, weil man glaubte, darunter leide der militärische Geist. In den vielen kleinen Garnisonen zumal brachten die Herrn den größten Teil des Tages in den Cafés und auf den Promenaden zu, und wer sich hievon ausschloß, galt für einen Sonderling und verlor bald die Zuneigung seiner Genossen. Die Folge davon war, daß man sich auch nicht mit dem Studium der Taktik und der sonstigen Einrichtungen anderer Heere beschäftigte und also von der Kriegsweise der Deutschen, von deren strenger Disziplin, die es ermöglichte, mit aller Ruhe dem französischen Angriffs-„Elan“ zu begegnen, keine Ahnung hatte. Ferner war die schlechte moralische Führung der Offiziere nur dazu angethan, jede Entwickelung von Korpsgeist und Kameradschaft schon im Keime zu ersticken und außerdem trugen die in den letzten Jahren des Kaiserreichs schon merkbaren politischen Einflüsse auf das Heer viel dazu bei, hie

und da große Spaltungen hervorzurufen. Von oben herunter hatte man nichts gethan, um das Offizierkorps mehr zusammen zu schweißen. Es fehlten sogar vielfach die äußeren Zeichen einer dienstlichen Verbindung, indem die höheren Stäbe im Frieden überhaupt nicht bestanden und daher erst im Augenblicke der Mobilmachung gebildet werden mußten. So wurden die Armeekorps erst durch Zusammensetzung verschiedener Divisionen oder durch Neuaufstellungen formiert und erhielten erst in der letzten Stunde ihre Befehlshaber, sowie die zu den Kommandostellen gehörigen Stäbe. Natürlich waren sich nun nicht nur die Truppen untereinander fremd, sondern sie kannten auch die Generale nicht, welchen sie nunmehr vollständig vertrauen, unter deren Führung sie gegen den Feind marschieren sollten. Die Generale dagegen hatten keine Ahnung von der mehr oder minder hohen Ausbildung der ihnen unterstellten Abteilungen, sie kannten nichts von der Leistungsfähigkeit der ihnen untergebenen Offiziere, sie wußten nicht, wen sie bei besonderen Gelegenheiten, zu außergewöhnlichen Verwendungen u. s. w. am besten wählen und bestimmen könnten, kurz es fehlte die im Kriege so wichtige gegenseitige Personalkenntnis. Da konnte es denn auch nicht ausbleiben, daß nach den ersten Mißerfolgen das ganze Vertrauen verloren ging, denn niemand wußte, ob die erlittene Schlappe durch Fehler des Führenden oder durch andere Verhältnisse verursacht worden war. Jedenfalls erschien es bequemer, das erstere anzunehmen und daher sofort das unwürdige Geschrei über die Kopflosigkeit, Unfähigkeit und sogar den Verrat der Generale.

Viele erkannten, daß in einem solchen System große Nachteile lagen. Allein ändern konnte man nichts mehr und da half man sich denn mit Phrasen. Großartig klingende Armeebefehle wurden erlassen und sollten plötzlich z. B. das Armeekorps für den ihm bisher fast gänzlich fremden General begeistern. Sie thaten es auch vorübergehend. Aber ebensoschnell, wie das dadurch geschaffene Scheinvertrauen entstanden war, so schnell

verschwand es nach den ersten Niederlagen wieder und machte einer um so größeren Entmutigung Platz.

Was die in Afrika erlangte Kriegserfahrung der Franzosen betrifft, so gereichte ihnen dieselbe ebenfalls eher zum Nachteil, als daß sie ihnen nützte. Dort hatten Offiziere und Mannschaften sich daran gewöhnt, gegen zwar persönlich sehr tapfere, in Beziehung auf die Kriegskunst aber auf sehr tiefer Stufe stehende Feinde zu kämpfen. Dadurch wurden die algerischen Regimenter verwöhnt und verlernten sogar teilweise die Kriegsführung gegen europäische Truppen. Sich allmählig hierin wieder zu schulen, dazu ließen wir ihnen aber keine Zeit.

Dagegen konnte Offizieren und Mannschaften wenigstens persönliche Tapferkeit, ja stolze Todesverachtung nicht abgesprochen werden. In Wahrheit waren es darum doch keine unwürdigen Gegner, die wir bekämpften und bezwangen, und jeder Deutsche, der die Ehre hatte, gegen die kaiserlich französische Armee im Feuer zu stehen, wird ihrem braven und schneidigen Verhalten in den Schlachten alle Anerkennung zollen.

Dies waren die inneren Verhältnisse des französischen Heeres. Was seine Stärkeverhältnisse betrifft, so hatte man sich auch in dieser Richtung argen Täuschungen überlassen. Man hatte ganz bestimmt darauf gerechnet, es nur mit Preußen zu thun zu haben. Schon dessen Kräfte schätzte man aber viel zu niedrig und glaubte mit einer Feldarmee von etwa 300,000 Mann sicher auf den Sieg rechnen zu können. Infolge der haarsträubenden Unfähigkeit der französischen Diplomaten gelangte keine richtige Schilderung der Stimmung von Süddeutschland nach Paris und niemanden kam es in den Sinn, an eine Einigung von ganz Deutschland gegen Frankreich zu denken. Da machte nun das Verhalten des Königs Ludwig von Bayern einen ganz gewaltigen Querstrich durch die ganze Rechnung. 70,000 Bayern und weiter 20,000 Württemberger (auf die Badenser rechnete man nicht) standen gegen jede Erwartung plötzlich statt auf der befreundeten Seite, wie es viele erhofft, auf der der Gegner. Das war ein schwerer Schlag. Dann stellte

es sich bald heraus, daß die eigene Stärke sich in Wirklichkeit lange nicht so bedeutend erwies, als es auf dem Papier der Fall war. Diese Erkenntnis, verbunden mit der Langsamkeit der Mobilmachung, zwang zur Aufgabe der strategischen Offensive und zur Annahme einer, freilich wie man vermeinte, nur vorübergehenden Verteidigungsstellung an der Grenze. Auch hieran fällt ein Teil der Schuld auf die französische Diplomatie. Diese hätte den Kriegsausbruch solange hinziehen müssen, bis man im stande war, der Kriegserklärung auch sofortigen Nachdruck durch die Eröffnung der Operationen geben zu können. Dies geschah nicht, und darum war es möglich, daß wir den Feind in seinem eigenen Lande angreifen konnten, noch ehe er seine Streitmittel soweit bereit hatte, daß er zu weitgehenden Bewegungen fähig gewesen wäre.

Die verfügbaren Kräfte Frankreichs wurden in 8 Armeekorps von verschiedener Stärke, 3 Reserve-Kavallerie-Divisionen und die Artillerie-Reserve eingeteilt. Sie erreichten anfangs August die ungefähre Höhe von:

270,000 Mann.

Von den Armeekorps-Befehlshabern waren die bekanntesten die Marschälle Mac Mahon, Bazaine, Canrobert und der General Bourbaki.

Den Oberbefehl behielt der Kaiser für sich, während der bisherige Kriegsminister Marschall le Boeuf die Stelle als Generalstabschef der Armee erhielt.

Es war beabsichtigt, die Truppen in 2 größeren Massen nämlich an der Mosel und im Elsaß zu versammeln und 1 Korps (das II.) einstweilen als Avantgarde vorzuschieben. Nach Vollendung der Mobilmachung wollte man dann die um Metz konzentrierte Armee näher an Straßburg heranziehen, in Süddeutschland einbrechen, die süddeutschen Staaten zur Neutralität zwingen und dann erst gegen die Preußen vorgehen.

Die erste Aufstellung konnte so ziemlich diesem Plane gemäß ausgeführt werden; Marschall Bazaine übernahm das

Kommando der um Metz und Marschall Mac Mahon das der bei und nördlich Straßburg versammelten Armeekorps.

Zur Verbindung zwischen beiden stand das V. Korps des Generals de Failly bei Bitsch. Das Avantgardenkorps (Frossard) war bis in die Gegend von Forbach vorgeschoben worden und übernahm die Beobachtung der deutschen Grenze.

Im Lager von Châlons sammelte sich das VI. Korps als allgemeine Reserve.

Soweit war man am 31. Juli mit der Aufstellung gediehen, aber immer noch war keine Rede davon, daß der Vormarsch hätte beginnen können, denn es fehlte noch gar viel, daß die Armeekorps auch völlig marschfähig gewesen wären. Die Mobilmachung war über jedes Erwarten langsam von statten gegangen. Die Reservisten kamen ohne Ausrüstung an; in manchen Städten trafen Mengen von Ersatzleuten ein, die die Standorte ihrer Regimenter gar nicht wußten und auch nicht erfahren konnten; sämtliche Bahnhöfe und Wirtshäuser waren so überfüllt, daß das Kriegsministerium einen Befehl erlassen mußte, alle Reserven aufzugreifen, wo man sie fände, und an die nächsten Depots abzuliefern. Hier fehlte es an Lebensmitteln, dort an Zelten, wieder wo anders an Munition. Kurz die Truppen waren zwar zur Stelle, aber noch lange nicht kampfbereit. Daher mußte der Kaiser dem einstimmigen Vorhalt der Marschälle und Generale nachgeben und auf den für den 31. Juli beabsichtigten Vormarsch verzichten.

Er war am 28. bei der Armee eingetroffen und hatte seinen kaum 14jährigen Sohn, den Prinzen Louis, mitgebracht. Dieser sollte, wie es in Napoleons Proklamation an das französische Volk hieß, den Pflichten nachkommen, welche sein Name ihm auferlegte. Unterdessen stand die Kaiserin an der Spitze der Regierung in Paris.

Die nun folgende Ruhe war um so peinlicher, als man nur ungenügende Nachrichten über die Deutschen hatte. Da man also noch unfähig war, eine Angriffsbewegung im Großen auszuführen, so beschloß man, um einerseits doch die ersten

Schritte nach vorwärts nicht den Deutschen zu überlassen, andererseits über diese Erkundigungen einzuziehen, eine gewaltsame Rekognoszierung gegen Saarbrücken zu unternehmen. Dieselbe wurde auf den 2. August festgesetzt und damit begannen die eigentlichen kriegerischen Operationen.

III.

Die deutschen Streitmittel.

Wenn schon, denn schon.

Mit diesem Sprüchwort läßt sich am besten die Stimmung bezeichnen, welche schon lange vor dem Ausbruch des Krieges in den maßgebenden Kreisen der preußischen Regierung in Beziehung auf eine etwaige Mobilmachung herrschte. Man wollte nämlich entweder gar nicht rüsten oder gründlich und letzteres natürlich dann nicht ohne Ursache und nicht vergebens.

In der damals bei allen Freunden eines guten Glases Bier wohlbekannten Wirtschaft zum alten schweren Wagner in der Behrenstraße in Berlin saßen, als die Frage der Thronkandidatur eines Hohenzoller für Spanien zum erstenmale angeregt wurde, verschiedene Herrn beisammen und tauschten ihre Meinungen darüber aus. Eine voraussichtliche Einwendun Frankreichs war zur Sprache gekommen. „Dann werden w wahrscheinlich drei oder vier Armeekorps mobil machen, u ähnlich wie 1859 mit ernsten Schritten zu drohen, wenn u die Wälschen Schwierigkeiten machen wollen. Allein zu wir lichen kriegerischen Begebenheiten wird es nach meiner Ansi nicht kommen."

„Ich kann Ihrer Meinung nicht beistimmen, Herr G. heimrat. Daß Seine Majestät eine nur teilweise Mobilmachung

anordnen und dadurch ausdrücken würde, daß er zwar drohen, die ernsten Folgen eines solchen Schrittes aber doch möglichst vermeiden wolle, das glaube ich nun und nimmermehr. Nein; entweder rüsten wir gar nicht oder vollständig und dann gibts Haue, aber nicht auf preußische Uniformen, sondern auf rote Hosen."

Während alle Zuhörer über diese Worte des munteren Leutnants lachten, sprach der alte Geheimrat gutmütig: „Na, Herr Leutnant, wenn es nach Ihnen ginge, dann hätten wir freilich bald Krieg. Übrigens wollen wir ruhig abwarten, was kommt; unser allergnädigster Herr, der König, wird schon recht handeln; er weiß ja am besten, wie weit wir im stande sind, fremde Anmaßungen abzuweisen."

Der junge Offizier hatte gut geurteilt. Fünf Tage später machte ganz Deutschland mobil und 20 Tage nachher fielen die ersten Schüsse.

In Deutschland konnte man es auch mit gutem Gewissen bis auf die letzte Minute anstehen lassen, die Mobilmachung zu befehlen. Die deutschen Fürsten wußten ja, daß alle Vorbereitungs-arbeiten der Mobilmachung von den damit beauftragten Organen mit einer so peinlichen Genauigkeit ausgeführt worden waren, daß man doch nicht zu spät kommen würde. Die Ereignisse lehrten, daß das Vertrauen in die Pünktlichkeit unserer militärischen Vollzugsorgane ein durchaus berechtigtes gewesen war, denn trotzdem die Franzosen mehrere Tage vor uns mit der Mobilmachung ihres Heeres begannen, kamen sie uns doch nicht zuvor und gelang es, das deutsche Vaterland vor den Schrecken der Invasion zu bewahren.

Der Mechanismus einer Mobilmachung ist ein äußerst verwickelter. Da handelt es sich nicht allein um die rasche Beschaffung von Menschen und Material, sondern es kommt auch darauf an, daß jeder Mann, jedes Ausrüstungsstück, jede Waffe ꝛc. auch die rechte Stelle gelangt. Wir schoben nicht, wie es bei anderen Armeen der Fall war und noch ist, die gerade bereit stehenden Reservisten sämtlich einfach zu den nächsten Truppenteilen ihrer Waffe, sondern dahin, wohin sie gehörten, weil sie früher

dort gedient hatten, z. B. zur Garde. Das verlangt aber wieder eine äußerst sorgsame Vorbereitung der Transporte. Für die neu zu schaffenden Stellen waren Offiziere und Mannschaften schon lange vorher im Frieden bestimmt und soweit als nötig mit ihrem zukünftigen Dienste vertraut gemacht worden; die Bestände an Waffen, Uniformen und Ausrüstungsstücken für die einzuziehenden Verstärkungsmannschaften waren so bereit gestellt worden, daß sie in kürzester Zeit ausgegeben werden konnten; kurz alles, was sich auf die Mobilmachung bezog, war nach einem bestimmten Schema im voraus geregelt worden. Der Laie hat keine Ahnung davon, welche Tausende und Abertausende von Kleinigkeiten, die aber alle von großer Bedeutung sind, weil eine Unterlassung schwere Folgen haben kann, zur Auf=stellung eines Mobilmachungsplanes von nur einem Regiment, geschweige denn einem Armeekorps oder dem ganzen Heere ge=hören. Alles war aber 1870 so geregelt, daß nirgends sich be=deutendere Schwierigkeiten ergaben, obwohl Preußen kaum seine Neuformationen beendet und die süddeutschen Staaten das neue System überhaupt kaum angenommen hatten. Es stimmte eben und zwar Dank der Pflichttreue und der Arbeitsfreudigkeit des deutschen Offizierkorps.

Preußen mit den kleineren Staaten des norddeutschen Bundes stellte 11 Armeekorps auf; als XII. reihten sich die Truppen des Königreichs Sachsen an; Bayern trat mit 2 Armee=korps bei und Württemberg und Baden lieferten je 1 Feld=division.

Um die durch die Mobilmachung ermöglichten, höheren Leistungen zu verstehen, genügt es, einige Zahlen der Friedens= und Kriegsstärken mit einander zu vergleichen.

	im Frieden	nach der Mobilmachung
Das norddeutsche Heer hatte	304,413,	982,064 Mann.
Das bayerische Heer hatte	50,068,	128,964 Mann.
Das württembergische Heer hatte	14,124,	37,180 Mann.
Das badische Heer hatte	13,963,	35,181 Mann.
Also im Ganzen	382,568,	1,183,389 Mann.

Wir sind daher im Laufe von 15 Tagen etwa dreimal so stark geworden, als wir vorher waren.

Zu diesem mächtigen Heere gehörten noch 250,373 Pferde und 2046 Geschütze.

Hierbei sind freilich auch die Besatzungstruppen und die Ersatztruppen gerechnet.

Die für die erste Verwendung im Felde in Aussicht genommene Armee hatte eine Stärke von 462,300 Mann Infanterie, 56,800 Reitern und 1584 Geschützen.

Waren wir also schon der Zahl nach den Franzosen überlegen, so ergab sich ein noch größeres Übergewicht des deutschen Heeres im Vergleich mit dem wälschen durch die inneren Eigenschaften des ersteren.

Ein Heer muß vor allem gut erzogen und dann gut geführt sein; alles andere, natürlich abgesehen von seiner Stärke, ist nebensächlicher. Die beiden erwähnten Hauptsachen besaßen aber die preußischen Truppen, Dank der unermüdlichen Thätigkeit des Königs Wilhelm in geradezu mustergiltiger Weise, und die übrigen deutschen Kontingente setzten ihre beste Kraft daran, den norddeutschen Lehrmeistern ebenbürtig zu sein.

Die numerische Stärke unseres Heeres beruhte auf der allgemeinen Wehrpflicht; die Erziehung desselben verdankt es einerseits der sorgfältigen Auswahl und Heranbildung des Offizier- und Unteroffizierkorps, andererseits der nur in längerer Dienstzeit möglichen, gründlichen Schulung der Mannschaften durch die beiden ersteren. Die vorzügliche Führung aber war eine Folge des in der deutschen Armee, wie in keiner anderen, unter den Offizieren verbreiteten Strebens nach wissenschaftlicher und mit derselben Hand in Hand gehender praktischer Ausbildung.

Die allgemeine Wehrpflicht war ja dem Namen nach in Frankreich ebenfalls eingeführt gewesen, aber in der Praxis ergab sich doch ein gewaltiger Unterschied. Bei uns dient jeder, der kann. Bei den Franzosen diente jeder, der nicht das Geld besaß, sich einen Ersatzmann stellen zu können. Die Folgen einer so entgegengesetzten Auffassung der allgemeinen Wehrpflicht

waren, daß sich in Deutschland ein echtes Volksheer, das in seinen Reihen alle Stände und Berufe vom Rittergutbesitzer bis zum ärmsten Tagelöhner, vom Gelehrten bis zum einfachsten Handarbeiter herab enthält, herausbildete, während das französische Heer einerseits aus alten Berufssoldaten und andererseits aus lauter ungebildeten oder armen Dienstpflichtigen bestand. Auch der sogenannte Vorzug des französischen „vieux troupier", des alten Berufssoldaten, erwies sich bald als ein großer Nachteil. Während nämlich bei uns sich das gemeinsame Dienen von Angehörigen der gebildeten Kreise mit den Söhnen der weniger gebildeten Klassen in der Art günstig erwies, daß der ganze Ton in der Kaserne und im Militärwesen überhaupt ein besserer wurde, verleiteten die, wie der französische General Trochu sie nannte, „alkoholisierten" älteren Soldaten in Frankreich ihre jüngeren Kameraden selten zu etwas Gutem, öfter aber zu einem Lebenswandel, der sie an Geist und Körper zu Grunde richtete. Dazu entwickelte sich in Deutschland auf Grund der wohl gepflegten Überlieferungen ein echter militärischer Geist, der die Liebe und Treue zu König und Vaterland über alles stellte, während bei unseren Nachbarn eine Art von Kastengeist entstand, der nur solange der Sache des Kaisers geneigt war, als dieselbe gut stand.

Die so sehr verschiedenen Eigenschaften der beiden Heere hatten denselben in ihren Heimatländern auch ganz andere Stellungen verschafft. Bei uns nahm jeder am Gedeihen des Heeres persönlichen Anteil, weil es keine Familie gab, die nicht Angehörige bei den Fahnen hatte. Was die Armee erreichte, war daher ein Triumph für jeden Bürger, und was sie litt, empfand jeder mit, weil es liebe Verwandte und Bekannte betraf. In Frankreich aber war die Armee eben nur eine Berufsklasse, welche für den Ruhm des Landes zu kämpfen hatte und für diese besondere Thätigkeit bezahlt wurde. Erlangte sie keine Vorteile, so wurde sie mit Vorwürfen überhäuft, wie ein Handwerker, der eine bestellte Arbeit schlechter ausgeführt, als der Auftraggeber erwartet hat.

Deutschland besaß also ein echtes Volksheer, Frankreich eine Armee von Söldnern.

In Beziehung auf die Beanlagung der Leute und ihre Erziehung zum Krieger traten auch charakteristische Unterschiede hervor. Dem deutschen Rekruten fehlt im Durchschnitt die Lebhaftigkeit, rasche Auffassungsgabe und sehr hoch zu schätzende Heiterkeit des Franzosen. Allein er ist gründlicher, ausdauernder, verlässiger, fleißiger und vor allem williger als dieser. Brauchen wir daher auch eine strengere Schule, um aus unseren jungen Leuten gute Soldaten zu erziehen, so erreichen wir dafür ganz andere Erfolge, denn bei uns ist der ausgebildete Mann ein braver, treuer und verlässiger Soldat in allen Verhältnissen, während die schlechten Eigenschaften des Franzosen, nämlich rasche Verzagtheit, Unbotmäßigkeit, Schlaffheit, Nachlässigkeit, hie und da sogar Feigheit, erst zu Tage treten, wenn seine Truppe einige Schlappen erlitten hat. Selbst die höchste soldatische Tugend, die Tapferkeit, beruhte bei den beiden Heeren auf verschiedenen Grundlagen. Beim Franzosen war sie eine Folge ruhmsüchtigen Ehrgeizes. Wurde der nicht befriedigt, so erlosch sie; bei uns entsteht sie auf Grund eines tief ausgeprägten Pflichtgefühles und bleibt, ob sie Erfolg hat oder nicht.

Am meisten unterschieden sich in Frankreich und Deutschland nun die Offizierkorps. Dort waren sie damals noch eine zwar tapfere, größtenteils sogar ritterliche, im allgemeinen ehrgeizige, aber in zwei Parteien (troupiers und durch die Schulen Beförderte) gespaltene Klasse von wissenschaftlich sehr wenig unterrichteten Kriegshandwerkern und Landsknechten. Hier aber bestand und besteht das Offizierkorps aus sorgfältig ausgewählten, absolut verlässigen, dem Könige und dem Vaterlande bis zum Tode getreuen Staatsbürgern, die zwar gewiß auch nicht ohne Ehrgeiz sind, aber freilich den persönlichen Ruhm unbedingt dem allgemeinen Wohle unterordnen, ja mit Freuden sich selbst aufzuopfern bereit sind, wenn es die Pflicht gebieten würde. Durch manche äußere Eigenschaften mögen andere Offiziere uns deutsche übertreffen, nie aber sollen sie es in der Treue für das angestammte Fürstenhaus und nie an Pflichtgefühl!

Die wissenschaftliche Erziehung der Offiziere muß bei uns

schon deshalb eine ganz andere sein, als sie es wenigstens vor 1870 in Frankreich war, weil eben unser Heer aus anderen Elementen zusammengesetzt ist, als das französische von damals. Während die französischen Offiziere leicht ihren ungebildeten Leuten geistig überlegen sein konnten, müssen die deutschen sich unabläßig fortbilden, um den ihnen unterstellten Mannschaften ein Vorbild bleiben zu können. Die ganze Kriegsführung wird vom deutschen Standpunkt nicht als ein Handwerk, sondern als eine hohe Kunst, begründet auf eine ganze Reihe von komplizierten Wissenschaften, aufgefaßt, und in diesem Sinne waren die deutschen Offiziere erzogen, die 1870 gegen Frankreich ausmarschierten. Die ganze Eigenart des französischen und des deutschen Offiziers mag sich vielleicht in den wenigen Worten ausdrücken lassen, die sich in der oder jener Umschreibung wohl jeder derselben vor dem Abmarsch selbst zurief: „Ich erstrebe Ruhm für mich und für Frankreich“ und „Ich thue meine Pflicht mit Gott für König und Vaterland.“ —

Die Zusammenstellung der deutschen Feldarmee war schon am 18. Juli vom König von Preußen befohlen worden und schloß sich im allgemeinen an die Vorschläge an, welche der General von Moltke in einer im Winter 1868/69 aufgestellten Gedenkschrift gemacht hatte.

Danach wurden gebildet:

Die erste Armee unter Oberbefehl des Generals von Steinmetz aus dem VII. und VIII. Armeekorps und der 3. Kavallerie-Division.

Die zweite Armee unter Prinz Friedrich Karl von Preußen aus dem Garde-, III., IV. und X. Armeekorps, sowie der 5te und 6te Kavallerie-Division.

Die dritte Armee unter dem Kronprinzen Friedrich von Preußen aus dem V., XI., I. bayerischen und II. bayerischen, der württembergischen und der badischen Felddivision und der 4te Kavallerie-Division.

Die Reserve aus dem IX. und XII. Armeekorps.

Wegen politischer Verhältnisse blieben zuerst noch im Lande zurück: das I., II. und VI. Armeekorps und die 1te und 2te Kavallerie-Division; ferner zur Sicherung der Küsten die 17te Infanterie-, die Garde-, 1te, 2te und 3te Provinzial-Landwehr-Division.

Es ist eine eigene Einrichtung diese deutsche Landwehr. Entstanden auf Grund der Vorschläge des Generals von Scharnhorst in der Zeit der Wiederaufraffung Preußens von den durch Napoleon I. erlittenen Schlägen, hatte sie sich immer mehr entwickelt und war nach dem Kriege von 1866 bei allen deutschen Armeen eingeführt worden. Während man in anderen Ländern zur Unterstützung des stehenden Heeres milizartige Truppen aus meist ungedienten Mannschaften aufstellte, wie z. B. in Frankreich in der „Garde nationale", bestand unsere deutsche Landwehr aus lauter ausexerzierten, alten Soldaten und bildete daher nicht nur der Zahl, sondern auch der Brauchbarkeit nach eine ansehnliche Verstärkung der Feldarmee. 1870 wurden bei der Mobilmachung in Preußen allein 166 Landwehr-Bataillone aufgestellt. Dazu kamen noch 16 bayerische, 4 württembergische und 6 badische.

Was die Bewaffnung des deutschen Heeres betrifft, so muß bekannt werden, daß uns fast in allem die Franzosen überlegen waren. Die französischen Chassepot-Gewehre schossen weiter, sicherer und schneller als die preußischen Zündnadel- und bayerischen Podewils-Gewehre, und der französische Soldat konnte 90 Patronen bei sich tragen, während der deutsche nur 60 in seinen Taschen und im Tornister hatte. Ferner war es ein großer Vorzug, daß die gesamten Feldarmeen Frankreichs die gleiche Waffe führten, während die Bayern mit anderen Gewehren, als die übrigen Kontingente und noch dazu mit zwei verschiedenen ausmarschierten. Auch die französische Kavallerie war in Beziehung auf die Bewaffnung der unsrigen überlegen, weil sie weit zahlreicher mit Karabinern ausgerüstet war. Dagegen übertraf das deutsche Pferdematerial das unserer Feinde ganz bedeutend.

Die deutschen Geschütze konnten vielleicht für etwas besser, als die französischen la Hitte-Kanonen gelten. Was aber die Hauptüberlegenheit unserer Artillerie ausmachte, das war weniger das tote Material, als die vorzügliche Schieß- und Manövrierfähigkeit der Offiziere und Mannschaften, welche von den Franzosen nicht annähernd erreicht wurde. Diesen von letzteren wohl erkannten Nachteil hatte man durch die plötzliche Einführung der Mitrailleusen ausgleichen wollen. Diese bisher geheim gehaltenen Kriegsmaschinen sollten, ähnlich wie die Chassepot-Gewehre 1867 bei Mentana, Wunder wirken, verfehlten aber ihren Zweck, denn im Vergleich mit Geschützen war ihre Leistung unzureichend, sie erforderten aber fast den gleichen Aufwand von Kosten und Transportmitteln.

Der Geist, der im deutschen Heere herrschte, entsprach den Gefühlen, welche das ganze Volk ergriffen hatten. Bei uns Süddeutschen war noch besonders der Wunsch lebendig, den Kameraden aus dem Norden zeigen zu können, was wir durch ihre Schule gelernt, und dem Vaterlande zu beweisen, daß wir auch an unsere Fahnen den Sieg zu fesseln verstanden, der uns ja im Kriege von 1866 im Stiche gelassen hatte. Noch ein charakteristischer Unterschied der beiden feindlichen Heere verdient Erwähnung. In Frankreich wurde der Umstand, daß Kaiser Napoleon III. seinen Sohn Louis im Hauptquartier mit ins Feld nahm, als ein ganz außerordentliches Ereignis der Armee verkündet und sollte sie zu besonderer Begeisterung hinreißen. Bei uns war es natürlich, daß jeder deutsche Prinz, den seine körperliche Befähigung dazu geeignet machte, mit den Truppen ausmarschierte, und zwar nicht nur als Zuschauer oder Berater im Gefolge der Heerführer, sondern vor allem als Befehlshaber größerer oder kleinerer Truppenkörper oder selbst in Reih und Glied. Es steckt eben in den deutschen Fürstensöhnen das gleiche Pflichtgefühl, wie in jedem Bürger, und seit Jahrhunderten gibt hiefür der Stamm der Hohenzollern das sprechendste Beispiel. Es zeigte sich in Preußen, daß der Geist des großen Friedrich noch fortlebte und der König und seine Angehörigen noch ebenso

wie damals sich als „Diener" des Staates betrachteten. Aber auch in die anderen deutschen Staaten war dieses Pflichtgefühl übergegangen und bewirkte, daß jeder deutsche Prinz stolz darauf war, sein Blut zugleich mit dem des geringsten Sohnes seines Landes für die gute Sache einsetzen zu dürfen.

So eilten 6 bayerische Prinzen zu den Fahnen; Sachsen's Königssohn zog das Schwert und so und soviel andere Fürsten-sprossen marschierten freudig mit in den Krieg.

Mit großem Jubel wurde eine Verfügung des Königs von Preußen von der ganzen deutschen Armee begrüßt. Es war dies die Wiedereinführung des eisernen Kreuzes. Gegründet in schwerer Zeit, in der nach langer Uneinigkeit zum erstenmale die deutschen Stämme vereint gegen die Scharen des korsischen Eroberers auftraten, war es nur noch selten sichtbar, denn von den Tapfern aus den Befreiungskriegen, die es damals erworben, lebten nur noch wenige. Konnte es eine sinnigere Erinnerung und zugleich eine würdigere Mahnung geben, als die Erneuerung jenes Ehrenzeichens, das schon unsere Väter zu hervorragenden Leistungen angeeifert hatte? Dazu kam, daß das Kreuz selbst in seiner gediegenen Einfachheit eine begehrenswerte Auszeichnung auch dadurch wurde, daß es jedem Tapferen, sei er General oder Musketier, in der gleichen Ausführung verliehen wurde und dadurch auch als äußeres Zeichen der in der deutschen Armee herrschenden Kameradschaft angesehen werden konnte.

Letztere ist eine jener Heereseigenschaften, um die uns so viele fremde Armeen mit Recht beneideten und noch beneiden. Die deutsche Kameradschaft ist nicht eine äußerliche Form, die sich durch gemeinsames Wirtshausleben u. s. w. kennzeichnet, sondern sie ist das Gefühl der Zusammengehörigkeit auf Grund gleicher Anschauungen, gleicher Ziele, gleicher gegenseitiger Achtung und vor allem gleicher Treue für Fürst und Vaterland. Daher kommt es, daß sich unsere Kameradschaft am Biertisch und im Verkehrston vielleicht nicht so deutlich ausspricht, als z. B. in Österreich, daß sie sich aber bei allen ernsten Gelegenheiten, in erster Linie vor dem Feinde, in einer Weise bewährt, die kein

anderes Heer noch erreicht hat und kaum je erreichen wird. Der deutsche Offizier weiß, daß ein Kamerad den anderen, wenn es gilt, nie im Stiche läßt, gleichviel ob sie sich persönlich kennen oder nicht, gleichviel ob es ihnen zum Vorteil gereicht oder nicht, ja sogar ohne Rücksicht auf persönliche Freundschaft oder Feindschaft. Unsere Kameradschaft besteht und wird gepflegt, nicht weil sie einzelnen Personen, sondern weil sie der Sache nützt, der wir dienen, den großen Gütern, für die wir gerne Gut und Blut opfern, dem König und dem Vaterlande. Im Jahre 1870 kam noch ein Umstand hinzu, der die gegenseitige Kameradschaft gerade der noch wenige Jahre vorher sich feind=lich gegenüber stehenden Offizierkorps wesentlich unterstützte. Das war der Wunsch, dem früheren Gegner zu beweisen, daß der innere Zwist vergessen und daß man beiderseits voll und ganz von dem Gedanken erfüllt sei, alle Deutschen müßten, wenn es nötig würde, ihre letzte Kraft daran setzen, um vereint die ja nicht sowohl nur dem König von Preußen, als vielmehr ihm als dem ersten der deutschen Fürsten zugefügte Beleidigung zu rächen.

Wie sich unsere Kameradschaft bewährte, das lehren die Schlachtfelder von 1870/71; wie sie sich in Zukunft bewähren wird, das sieht jeder voraus, der weiß, daß es keinen gewal=tigeren, haltbareren Kitt gibt, als das gemeinsam vergossene Blut.

Mit der gleichen Pünktlichkeit wie die Mobilmachung fand auch der Aufmarsch der deutschen Armeen am Rheine statt.

Obwohl man ja sofort nach Ausbruch des Krieges kleinere Abteilungen an die bedrohten Grenzen entsendete, um wenigstens untergeordneten Streifzügen der Franzosen ein Hindernis in den Weg zu legen, so wollte man doch nicht größere Truppenkörper zu weit mit der Eisenbahn vorschieben und sie dann in ihrer vorläufigen Vereinsamung einem Schlage durch feindliche Über=macht aussetzen. Die von verschiedenen Seiten mit den Bahnen herbeigebrachten Abteilungen wurden daher am Ufer des mittleren Rheines ausgeschifft und dort sammelten sich die Armeekorps und Armeen, ehe sie ihren Vormarsch gegen die eigentliche Grenze antraten. Nur die an und für sich schon am Rheine oder in

seiner Nähe garnisonierenden Korps der ersten Armee, das VII. und VIII. bewirkten ihre allmähliche Versammlung hinter der Saar.

Am 31. Juli hatten die deutschen Streitkräfte folgende Stellungen erreicht.

Von der ersten Armee stand:

das VII. Armeekorps (General von Zastrow) in und bei Trier;

das VIII. (General von Goeben) verteilt zwischen Bernkastel an der Mosel bis an die Saar;

die 3te Kavallerie-Division (Generalleutnant Graf von der Gröben) war teils vorwärts, teils bei den beiden Armeekorps verteilt.

Von der zweiten Armee befand sich:

das Gardekorps (General Prinz August von Württemberg) noch bei Frankenthal in der Pfalz;

das III. Armeekorps (Generalleutnant von Alvensleben II) bei und vorwärts Wörrstadt, südwestlich Mainz;

das IV. Armeekorps (General von Alvensleben I) bei Hochspeier und Dürkheim in der Pfalz;

das IX. Armeekorps (General von Mannstein) bei Oppenheim und Worms;

das X. Armeekorps (General von Voigts-Rhetz) bei Bingen;

das XII. Armeekorps (General Kronprinz Albert von Sachsen) bei Mainz; (das IX. und XII. Armeekorps wurden aus dem Verhältnis der Reserve entlassen und der zweiten Armee unterstellt).

Die Kavallerie-Divisionen, nämlich: die 5te (Generalleutnant von Rheinbaben), die 6te (Herzog Wilhelm von Mecklenburg-Schwerin), und die 12te (Generalmajor Graf zur Lippe) waren meist noch zerteilt im Vormarsch nach der Grenze.

Von der dritten Armee trafen ein:

das V. Armeekorps (Generalleutnant von Kirchbach) bei Landau;

das XI. Armeekorps (Generalleutnant von Bose) bei Germersheim;

das I. bayerische Armeekorps (General von der Tann) bei Speier;

das II. bayerische Armeekorps (General Ritter von Hartmann) bei Edenkoben und an der Grenze;

die Württemberger (Generalleutnant von Obernitz) bei Bruchsal;

die Badener (Generalleutnant von Beyer) bei Karlsruhe;

Die 4te Kavallerie-Division (General Prinz Albrecht von Preußen [Vater]) war vorgeschoben.

Von den vorläufig in der Heimat zurückgebliebenen, aber ebenfalls für eine Verwendung im Felde bestimmten Truppen sammelte sich:

das I. Armeekorps (General von Manteuffel) bei Berlin;

das II. Armeekorps (General von Fransecky) ebenfalls bei Berlin;

das VI. Armeekorps (General von Tümpling) bei Breslau und Görlitz.

Den Oberbefehl über die zur Sicherung der deutschen Küsten gegen ein französisches Landungskorps aufgestellten Truppen übernahm General Vogel von Falkenstein.

Jetzt war alles bereit und der Vormarsch konnte beginnen.

Der König von Preußen begab sich ebenfalls am 31. Juli zur Armee. Um 4 Uhr nachmittags erschien an den Anschlagsäulen Berlins die Abschiedsschrift des scheidenden Monarchen. Sie lautete:

„An mein Volk!

Indem Ich heute zur Armee abgehe, um mit ihr für Deutschlands Ehre und für Erhaltung unserer höchsten Güter zu kämpfen, will Ich, im Hinblick auf die einmütige Erhebung meines Volkes eine Amnestie für politische Verbrechen und Vergehen erteilen. Ich habe das Staatsministerium beauftragt, mir einen Erlaß in diesem Sinne zu unterbreiten.

Mein Volk weiß mit mir, daß Friedensbruch und Feindschaft wahrhaftig nicht auf unserer Seite war. Aber heraus-

gefordert, sind wir entschlossen, gleich unseren Vätern und in fester Zuversicht auf Gott den Kampf zu bestehen zur Errettung des Vaterlandes.

Berlin, den 31. Juli 1870.

gez. Wilhelm."

Als hiedurch die Berliner die bevorstehende Abreise des Königs erfuhren, strömten sie unter die Linden und vor das Palais und Kopf an Kopf stand die Menge und wartete geduldig, um ihrem geliebten Fürsten noch einen Abschiedsgruß zuzurufen. Um 5½ Uhr öffnete sich das Thor, und der König und die Königin fuhren in einfachem, zweispännigen Wagen heraus. Aus etwa 50,000 Kehlen donnerte nun ein nicht endenwollendes Hurra und Hoch, und nur langsam konnte sich der Wagen bewegen, denn die Volksmasse, aus der jeder noch den Wunsch auf Wiedersehen dem Scheidenden zurufen wollte, stand zu dicht. Das sah nicht wie der Auszug eines, einem ungewissen Kriege entgegen gehenden Feldherrn aus; das glich eher dem Triumphzug eines rückkehrenden Siegers. An der Bahn erwarteten den Monarchen seine getreuen Paladine, Graf Bismarck, General von Moltke und der Kriegsminister von Roon; ferner der Bruder des Königs, Generalfeldzeugmeister Prinz Karl. Ein letzter Abschied von der Königin, ein freundliches Winken für die Zurückbleibenden und der Zug entführte den Monarchen seiner Residenz entgegen einem unsicheren, bald aber sich so glänzend gestaltenden Geschick.

Während sich auf die geschilderte Art das deutsche Landheer zu dem bevorstehenden Kampfe rüstete und sammelte, traf auch die Flotte ihre Vorkehrungen. Bei der außerordentlichen Überlegenheit der französischen See-Streitkräfte konnte an ein angriffsweises Vorgehen außerhalb der deutschen Gewässer nicht gedacht werden. Es kam im Gegenteil darauf an, von den auswärts stehenden Schiffen möglichst viele in die heimatlichen Häfen zurückzuberufen, um sie vor übermächtigen Angriffen zu bewahren. Dem unter Befehl des Admiral Prinz Adalbert von Preußen vereinigten Geschwader, welches in den englischen Gewässern bei

Plymouth Übungen abhielt, konnten noch rechtzeitig Andeutungen über den Ernst der Lage geschickt werden. Daraufhin entschloß sich der Prinz, sofort nach Wilhelmshaven zurückzukehren und traf dortselbst wohl und unaufgehalten am 16. Juli ein. Als der französische Vizeadmiral Graf Bouët-Villaumez einige Tage später mit 8 Schiffen aus Cherbourg auslief, um das norddeutsche Geschwader aufzusuchen und anzugreifen, mußte er zu seinem Bedauern erfahren, daß dasselbe längst hinter den Küstenbatterien von Wilhelmshaven geborgen sei und er nur das Nachsehen habe.

Schlimmer stand es mit den noch weiter von der Heimat entfernt stationierten Schiffen.

Mitte Juli — kein Mensch auf der „Arkona“ hatte eine Ahnung von kriegerischen Verwickelungen, weil seit mehreren Tagen keine Nachrichten eingelaufen waren, — lag diese gedeckte Korvette vor Angra do Heroismo, der Hauptstadt der Azoreninsel Terceira, vor Anker. Neben ihr wiegte sich eine mächtige, französische Panzerfregatte auf der blauen Flut. Die deutschen Seeoffiziere waren zu einem lustigen Mahle von den französischen Kameraden eingeladen worden und, wie immer, wenn die Herren vom nassen Element sich besuchen, so ging es auch da recht munter und feucht zu. Gerade als der kleine portugiesische Postdampfer von Madeira her ankam, brachten die Diener der Offiziermesse neue Flaschen Champagner, der den französischen Gastgebern alle Ehre machte. Plötzlich wird der deutsche Kapitän gebeten, einige Augenblicke auf Deck zu kommen, weil ihn ein fremder Herr sofort zu sprechen wünsche. Überrascht folgt der Gerufene und sieht sich gleich darauf gegenüber einem ihm völlig unbekannten Manne. Dieser geht mit ihm so weit seitwärts, daß der französische Matrose, der am Fallrepp Posten steht, ihn nicht hören kann und flüstert, nur dem deutschen Offizier verständlich: „Herr Kapitän, mein Name ist N., Feldjäger als Kourier zu Ihnen geschickt. Der Krieg zwischen Deutschland und Frankreich ist erklärt. Hier die Papiere über Ihre Verhaltungsmaßregeln.“

Der Offizier traute kaum seinen Ohren. Die sofort eröffneten Dienstschreiben nahmen ihm aber rasch jeden Zweifel.

„Ich danke Ihnen, Herr N. — Bitte, begeben Sie sich einstweilen an Bord der Arkona. Ich werde sobald als möglich mit meinen Herren folgen. Bringen Sie diese Karte dem Leutnant O., der die Wache hat."

Nachdem er einige Befehle auf eine Visitenkarte geschrieben, diese dem Boten ausgehändigt und seine Dienstpapiere in der Brusttasche wohl verborgen hatte, kehrte er, als ob nichts vorgefallen sei, in die französische Offiziermesse zurück. Dort ging es lustig zu; der Sekt sorgte für heitere Stimmung. Kaum aber war der deutsche Kapitän unter der Kajütenthüre erschienen, so trat der Kommandant des französischen Schiffes, bei welchem die deutschen Offiziere zu Gast geladen waren, auf ihn zu und begann: „Mon camerad; ich habe jedenfalls die gleichen Nachrichten, wie Sie erhalten. Wir wollen, wenn Sie einverstanden sind, unsere Herren vorläufig gar nicht stören und unser gegenseitiges Verhalten besprechen." — Nun erörterten beide Kapitäne die in solchem Falle eintretenden Bestimmungen, denen zufolge das kleinere Schiff, hier also das deutsche, zuerst den neutralen Hafen zu verlassen hat, allein einen mehrstündigen Vorsprung erhält. Als alles geregelt war, kehrten beide Herren in die Messe zurück und begaben sich auf ihre Plätze an dem Tische. Der französische Kommandant klopfte laut an sein Glas und sprach, als völlige Ruhe eingetreten war: „Meine Herren! Mein lieber Gast, Herr Kapitän von Sch. hat mir soeben mitgeteilt, daß er auf Grund dienstlicher Verhältnisse schneller, als er es beabsichtigte, mit all' seinen Herren unser Schiff verlassen muß. Wir danken ihm und sämtlichen deutschen Kameraden für ihren freundlichen Besuch. Meine Herren, ich trinke auf das Wohl unserer geehrten Gäste."

Allgemeines Erstaunen ob des so überraschend mitgeteilten Entschlusses einer so raschen Beendigung des frohen Festes. Man bedauerte gegenseitig den schnellen Aufbruch, allein jeder erkannte, daß wohl ernste Gründe für die auffällige Handlungsweise der

beiden Kapitäns vorliegen müßten. Ebenso freundlich, wie die jüngeren Offiziere, trennten sich aber auch die Kommandanten und lange noch winkten die Franzosen ihren scheidenden Kameraden Abschiedsgrüße zu. Da sah man von dem Boote der letzteren aus, daß sich nun sämtliche Offiziere auf der französischen Fregatte nach dem Innern des Schiffes zurückzogen. In diesem Augenblick kamen auch die Deutschen auf ihrer Korvette an und gleich darauf verkündete der Kapitän den sofort versammelten Offizieren und Mannschaften die wichtige Botschaft. Noch ein dreifach donnerndes Hurra und dann eilte jeder auf seinen Posten. Bald darauf dampfte die Arkona stolz aus dem Hafen von Angra do Heroismo hinaus; die Offiziere begrüßten beim Vorbeifahren an der französischen Fregatte die dort stehenden Offiziere streng militärisch; es schien, als ob sie sich nie im Leben näher gesehen. Als nach der vorgeschriebenen Zeit das französische Schiff folgte, um die Jagd zu beginnen, hatte die deutsche Korvette schon einen solchen Vorsprung erreicht, daß von einem Einholen keine Rede mehr sein konnte. Unentdeckt kam die Arkona auch durch den Ozean und Kanal an Frankreich vorbei und erreichte glücklich die deutsche Heimat.

Die in Ostasien stehenden Schiffe verblieben in neutralen Häfen oder in fernen Meeren.

Unterdessen wurden an der Nord- und Ost-See die Häfen und Küsten in Verteidigungszustand gesetzt und bald konnte man mit vollständiger Beruhigung einem etwaigen feindlichen Landungsversuch entgegensehen.

Es kam aber keiner, denn anfangs waren die Franzosen nicht dazu gerüstet und, nach Weißenburg, Wörth und Spichern verging ihnen die Lust zu so gewagten Unternehmungen. Es wäre ihnen auch sicher schlecht genug bekommen.

IV.

Der Krieg beginnt.

Am 17. Juli kamen ein bayerischer Oberleutnant des in Zweibrücken in der Rheinpfalz garnisonierenden Chevaulegers-Regiments und ein Forstbeamter auf dem von Schweix nach Waldsbrunn in Lothringen längs der französischen Grenze führenden Waldweg vom Anstand zurück. Beide Herren waren in sehr heiterer Stimmung, denn zwei feiste Rehböcke, die ein stämmiger Bauer auf einem Karren nachschob, zeigten, daß sie des Waidmanns Heil heute nicht im Stiche gelassen. Die Büchsen hingen über den Schultern; die Zigarren schmeckten gut; die Luft war milde; der Wald duftete taufrisch; es war ein prächtiger Vormittag.

„In 14 Tagen führe ich sie auf den Marschberg, Herr Oberleutnant. Dort schießen Sie sicher einen Auerhahn. Sie dürfen sich auf mich verlassen."

„Hoffentlich habe ich Zeit und bekomme Urlaub. Dieses Mal hätte es beinahe gespuckt und meine Frau war schon in großer Angst. Es sah Ende der vergangenen Woche ganz kriegerisch aus und da wollte der Major mich nicht gerne fortlassen. Erst, nachdem der Prinz von Hohenzollern Verzicht geleistet hatte, erhielt ich meine 5 Tage Jagdurlaub. Schade, daß es so ausging. So gerne, wie ich mit Ihnen hier in dieser herrlichen Gegend auf die Pürsch und auf den Anstand gehe, ich wäre doch lieber an der Spitze meiner Eskadron, die ich im Mobilmachungsfalle zu führen habe, über die Grenze hinübergeritten, um den Rothosen etwas am Zeuge zu flicken."

„Kann noch kommen, Herr Oberleutnant."

„O, jetzt ist es wieder für lange Zeit ruhig." Eine Pause trat ein. Die Herren gingen gerade an einem französischen Grenzpfahl vorbei.

„Sehen Sie, Herr Oberleutnant, hier macht auch die Grenze einen für uns möglichst unangenehmen Bogen in die Pfalz herein. Könnten wir gerade über Waldsbrunn nach

Riedelberg gehen, so hätten wir mehr als eine Stunde näher nach Zweibrücken. Mit den Büchsen lassen uns aber die französischen Grenzwächter nicht durch und auch die — zum Kuckuck, was ist denn das?"

„Was denn?"

„Sehen Sie dorthin, auf die Waldlichtung rechts vom Hornbach."

„Alle Wetter! Da ist ja ein Chevauleger. Der Kerl will wahrscheinlich desertieren. Und noch dazu mit Pferd und ganzer Ausrüstung. Ist die Lichtung schon französisch?"

„Ja, Herr Oberleutnant."

„Kann man auf Schußweite an der Grenze an den Schurken herankommen? Ich möchte dem Elenden doch noch ein bayerisches Andenken zu seiner Reise ins Wälschland nachschicken."

„Es ist zu weit. Wir müßten die Grenze überschreiten. Dabei würde ich meine Stellung wagen."

„Ich begreife das aber gar nicht! Der Bursche steht da, wie wenn er bei einer Felddienstübung rekognoszieren wollte. Muß doch sehen, ob ich ihn kenne."

Schnell zog der Offizier ein Fernglas aus der Tasche und beobachtete den immer noch still stehenden Reiter.

„Das kann man ja gar nicht glauben! Es ist der Gefreite Blaul meiner Schwadron, der beste Soldat, den wir haben. Wissen Sie, was da los ist, Herr Revierförster?"

„Nun, was denn?"

„Wahrscheinlich ist der Rittmeister auch in Urlaub gegangen, der junge Leutnant L. führt die Eskadron und der ist verrückt genug, um auf eine so unsinnige Entfernung von der Garnison eine Felddienstübung abzuhalten. Hier kennen unsere Chevaulegers die Grenze nicht mehr genau und da hat sich der Gefreite Blaul einfach verritten."

„So wird es sein. Wenn ihn nur kein französischer Gendarm arretiert?"

„Darüber habe ich keine Sorge, denn unsere Leute sind für solche Fälle schon richtig instruiert. Außerdem reitet der

Blaul die „Fatme“. Das ist ein Prachtgaul, den kein französisches Gendarmenpferd einholt. Aber es gibt wieder endlose Schreibereien. Wenn wir nur den Gefreiten aufmerksam machen könnten!“

„Wir wollen einen Schuß abgeben und ihm dann winken.“

Als der Offizier zustimmte, machte der Forstbeamte die Büchse fertig, schoß in die Luft und der Leutnant winkte mit seinem Taschentuche dem natürlich sofort aufmerksam gewordenen Reiter zu, sich zurückzuziehen. Der aber ritt ohne langes Zögern über den Bach, trabte vorsichtig über eine freie Wiese, bis er auf den Weg kam, welcher zu den beiden Jägern führte, und sprengte auf die letzteren zu. Bald stand er vor ihnen und meldete, ohne eine Frage abzuwarten, in streng dienstlichem Tone: „Der Herr Oberleutnant möchten sofort nach Pirmasens kommen und dort die 3te Schwadron übernehmen. Der Bursche des Herrn Oberleutnant hat die Uniform und das Notwendigste für den Herrn Oberleutnant schon mitgenommen. Der Herr Regimentskommandeur wünscht sofort schriftliche Meldung von der Übernahme der Eskadron.“

„Was erzählen Sie da für einen Ulk? Ich glaube, Sie sind übergeschnappt!“

Der Gefreite ließ sich gar nicht irre machen, sondern meldete weiter.

„Gestern nachmittag wurde die Kriegserklärung Frankreichs bekannt gemacht und abends 6 Uhr traf der Befehl des Herrn Generals Maillinger ein, daß das Regiment und das Jägerbataillon sofort an die Grenze abzurücken hätten. Wir sind um 7½ Uhr abmarschiert und unsere Schwadron traf um 9¼ in Pirmasens ein. Die 2te liegt in Neu-Hornbach. Heute früh sind Schleichpatrouillen zum Rekognoszieren über die Grenze vorgeritten und sämtliche haben auch den Auftrag erhalten, nach dem Herrn Oberleutnant auszuschauen und alles zu melden.“

Das Erscheinen zweier anderer zur Patrouille des Gefreiten gehöriger Chevaulegers bestätigte die Worte desselben.

Der Offizier traute kaum seinen Ohren. Dennoch besann

er sich nicht lange. „Herr Revierförster, wie komme ich am schnellsten nach Pirmasens?“

„Ich führe Sie, Herr Oberleutnant. Über Kreppen, Liedersbrunn und Vinningen sind wir in zwei Stunden dort.“

„Gut; ich folge sogleich. — Gefreiter Blaul!“

„Herr Oberleutnant.“

„Haben Sie, außer nach mir zu sehen, noch einen besonderen Auftrag erhalten?“

„Nein, Herr Oberleutnant.“

„Rekognoszieren Sie mit Ihrer Patrouille das Dorf Waldsbrunn. Sie sehen dort den Kirchturm über die Bäume hervorragen. Französische Gendarmen und Grenzwächter, welche ihr erwischen könnt, gefangen nehmen! Ist Waldsbrunn nicht von feindlichen Patrouillen besetzt, dann am Hornbach entlang gegen Waldhausell etwa 3½ Kilometer vor und ebenfalls rekognoszieren. Sehen Sie sich um, wo der Bach überall passierbar ist. Wenn möglich treffen Sie in 2½ bis 3 Stunden wieder in Pirmasens ein. Haben Sie alles verstanden?“

„Jawohl, Herr Oberleutnant.“

„Abreiten!“ — Der Gefreite, gefolgt von seinen beiden Chevaulegers trabte in der ihm bezeichneten Richtung vor.

„Nun, Herr Revierförster, so schnell als möglich nach Pirmasens!“

„Hier diesen Fußweg. Ich folge sofort und will nur dem Waldhüter wegen unserer Rehböcke einige Befehle erteilen.“

Der Offizier gab gar keine Antwort mehr, sondern schritt rasch auf dem angegebenen Pfade vor. Er war ganz in Gedanken versunken.

Was traten aber auch jetzt alles für Anforderungen an ihn heran! Einteilung der Schwadron, Ausmusterung von älteren, nicht felddienstauglichen Pferden, Bestimmung von Unteroffizieren und Leuten zu besonderen Aufgaben, Auswahl der geeignetsten Mannschaften zur Beförderung zu Unteroffizieren u. s. w. u. s. w. Dann ließ er jeden der ihm unterstellten Leutnants vor seinem geistigen Auge passieren, um sich über

deren besondere Verwendbarkeit aussprechen zu können, ebenso die Wachtmeister und Unteroffiziere; dann dachte er an seine Pferde und deren Ausrüstung; es fiel ihm ein, daß der zweite Sattel schnell nachgepolstert werden sollte, der Revolver neu eingeschossen werden müsse; kurz, es gab unzählige wichtige und nebensächliche Dinge, die ihm durch den Kopf gingen. Erst als er, soweit er es hier zu stande brachte, über alles Dienstliche mit sich selbst im klaren war, da dachte er erst an seine junge Frau und seine 2 reizenden kleinen Kinder. Der Dienst geht eben vor und bei jedem braven Soldaten heißt es „zuerst thue Deine Pflicht und dann erst laß Dein Herz sprechen". Wie sollte er aber nun von den Seinen Abschied nehmen? Da blieb nichts übrig, als sie in einem Wagen nach Pirmasens kommen zu lassen. Dann konnten sie auch das mitbringen, was man ihm durch den Burschen nicht hatte schicken können, weil er ja den Schlüssel zu seinem Sekretär bei sich trug.

So geschah es auch. Oberleutnant B. verließ seine Garnison als sorgloser Jäger und kam erst nach langen Monaten als Rittmeister in dieselbe zurück. So schnell sind wohl wenige Kameraden in das mobile Verhältnis übergetreten. Ähnlich aber erging es allen in der Nähe der Grenze garnisonierenden Truppenteilen, welche sämtlich ohne jede Vorbereitung plötzlich den Befehl erhielten, vorläufig in ihrer Friedensstärke gegen die Franzosen auszumarschieren.

Die nächsten Abteilungen, welche diese interessante, aber schwierige Aufgabe traf, waren an der preußischen Grenze 9te Husaren und 2 Bataillone 40er bei Trier und Saarburg, 7te Ulanen in Saarbrücken und Saarlouis, 1 Bataillon 40er in ersterer, die 69er und 70er in letzterer Stadt, an der bayerischen Grenze 5te Chevaulegers, 1 Bataillon 7er und 5te Jäger aus Speier und Zweibrücken und von badischer Seite 3er, 5er und 3te Dragoner aus Rastatt.

Diesen schwachen Abteilungen war also einstweilen der Schutz der deutschen Grenzen anvertraut. Demgegenüber sammelten sich in den französischen Grenzgebieten bedeutende Massen.

Im Elsaß stand das aus 4 Infanterie- und 1 Kavallerie-Division bestehende I. Armeekorps unter dem Marschall Mac-Mahon; daran reihten sich bei Bitsch und Saargemünd die 3te Infanterie- und die Kavallerie-Division des V. Korps (General de Failly). Nun kamen die Truppen des Marschall Bazaine, nämlich das II. Korps (General Frossard) gegenüber Saarbrücken, dahinter das III. Korps unter speziellem Befehl des Marschalls Bazaine bei St. Avold; links neben letzterem das IV. Korps (General Ladmirault) zwischen Bouzonville und Sierk und bei Metz die Kaisergarde (General Bourbaki). — Das VI. Korps (Marschall Canrobert) in Châlons und das VII. (General Felix Douay) waren noch soweit in ihrer Mobilmachung zurück, daß sie vorläufig nicht in Betracht kamen.

Wenn man nun glaubt, daß die deutschen Vortruppen im Bewußtsein ihrer ganz unzulänglichen Stärke sich äußerst vorsichtig zurückgehalten hätten, dann irrt man sich sehr. Das entsprach durchaus nicht dem deutschen Reitergeist. Im Gegenteil! Kaum war der Krieg erklärt, so trabten von verschiedenen Seiten jene kleinen Kavallerie-Patrouillen über die Grenze, die alles entdecken, alles sehen, aber nicht gefaßt werden können, denn stießen sie auf feindliche Schwadronen, dann eben — „ei, so fangt sie doch, Ihr stolzen Küraſſiers auf Eueren wohlgenährten normannischen Rossen oder Ihr kleinen eleganten Chasseurs d'Afrique auf Eueren hübschen Berbertieren; jagt ihnen doch nach und schaut, ob Ihr sie einholt; aber hütet Euch, weniger als 3 gegen 1 anzureiten, sonst könnte Euch die Sache doch noch schlecht bekommen!"

Das war eben der Kummer der französischen Kavalleristen, daß sie, allarmiert durch die Meldungen erschreckter Einwohner, unaufhörlich in Atem erhalten, bald hierhin, bald dorthin gerufen wurden und doch immer zu spät kamen, denn „les terribles ulans" waren gerade so unheimlich schnell, wie sie aufgetaucht, auch wieder verschwunden, ohne geduldig zu warten, bis man ihnen den Rückzug abschneide.

Da ritten rechts und links der durch den Wald führenden

Straße je 1 Ulane vom 7ten Regiment langsam vorwärts. Neben dem einen tauchte hie und da im Gebüsche ein zweiter auf. Vorsichtig spähten sie nach allen Seiten. Nun kamen sie an den Waldrand. 300 Meter vor ihnen lag ein großes Dorf, Namens Cochern.

„Halt!“

„Ulike, wat meenen Sie zu das Blinken in dem Jarten links von die Kirche?“

„Is man blos en Bauer mit ne jroße Jartenscheere.“

„Sonst sehen Sie och nischt?“

„Ne, Herr Unneroff'zier!“

„Also man durch!“

Der Unteroffizier gibt ein Zeichen nach rückwärts, worauf ein weiterer Ulane erscheint; ruft dem links der Straße haltenden etwas zu; alle vier, der Führer voraus, erklettern den Straßendamm, traben an, gehen 100 m vor dem Dorfe in Galopp über, reiten immer schärfer und nun jagen sie wie der Blitz durch das ganze Ort hindurch. Da kreischen einige Weiber und retten sich schleunigst in die Häuser; Gänse fliegen schnatternd davon; Hunde kläffen; mehrere Bauern springen erschrocken zur Seite; alles staunt und schreit. Ehe die ganze Bevölkerung aber wieder zur Ruhe kommt, sind weit und breit keine deutschen Reiter mehr zu sehen, denn die setzen ruhig ihre Patrouille auf einem anderen Wege fort; sie müssen ja noch die Bahn rekognoszieren.

Nun streiten die Bauern, wie viele „prussiens“ dies waren. Von den Massen, die die Weiber gesehen, kommt man doch endlich wieder auf 6—8 zurück. Das muß sofort an den Maire gemeldet werden. Der schickt schleunigst zum Unterpräfekten in die Stadt, macht in seinem Bericht aus den 6—8 aber 12—16. Der Unterpräfekt sendet an den Truppenkommandeur und läßt von einem Peloton hören, um zu zeigen, daß er etwas von militärischen Ausdrücken versteht und nun werden 2 Eskadrons chasseurs à cheval entsendet, um dem bedrängten Dorfe zu Hilfe zu eilen. Die 4 Ulanen aber wissen gar nicht, welche Aufregung sie bewirkt; die thaten ruhig ihre Pflicht und sind

schon längst auf anderen Wegen mit wichtigen Meldungen zu ihrer Schwadron zurückgekehrt.

Noch interessanter sind die weiter hinaus entsendeten Offizierpatrouillen. Wie stolz hob sich die Brust des jungen Ulanen=Leutnants, als er zum erstenmale den Befehl erhielt, an dem so wohl bekannten Grenzpfahl vorbei einen Ritt in das feindliche Land hinein zu unternehmen. Bisher mußte er bei allen Felddienstübungen an dem blau=weiß=roten Zeichen wie vor einer unsichtbaren Mauer umkehren. Heute hält ihn kein Verbot zurück. Nur kurz verweilt er an der Grenze, lange genug, um seinen Ulanen Zeit zu lassen, den Pfahl umzuwerfen, dann geht es weiter in das welsche Land, das er wahrscheinlich als der erste Deutsche im Schmuck der Waffen betritt. Da leuchten die Augen und trotz der für die Patrouillen gebotenen Vorsicht rufen seine Lippen laut ein dreifaches „Hurra", das seine Leute begeistert erwidern. „Jetzt aber die Augen auf, Ulanen! Macht mich auf alles aufmerksam, was Ihr bemerkt. Trab marsch!"

Diese und ähnliche Patrouillen reiten weit. Die Franzosen glaubten, es müßten schon ganze Massen von Kavallerie an der deutschen Grenze stehen, denn vom 19. Juli an erfuhren sie allenthalben das Auftreten der flinken Reiter und merkten deutlich genug deren Anwesenheit. Es waren aber nur die kornblumblauen 9. preußischen Husaren, die dunkelblauen 7. preußischen Ulanen und die stahlgrünen 5. bayerischen Chevaulegers. Freilich wurden die verehrten Gegner absichtlich oft genug auch hinter das Licht geführt, indem die Infanterie und Feuerwehr Saarbrückens den Ulanen mit Helmen, Drillichröcken und allen möglichen Uniformstücken behufs manigfacher Maskeraden aushelfen mußten. Dann meldeten tags darauf die französischen Posten des Korps Frossard das Auftreten von preußischen Kürassieren, Dragonern, roten, schwarzen, grünen und blauen Husaren u. s. w. Bei unseren Leuten erhöhten solche kleine Scherze die lustige Laune und der Feind wurde getäuscht; man traf also zwei Fliegen auf einen Schlag.

Am 19. Juli, noch ehe in Berlin die französische Kriegs=

erklärung abgegeben war, ritten mehrere Eskadrons französischer Chasseurs à cheval des 5. Regiments in aller Frühe auf der von Forbach nach Saarbrücken führenden Straße bei der „goldenen Bremm", einem Wirtshause, über die deutsche Grenze, nahmen die beiden noch in ihren Betten liegenden preußischen Zollbeamten gefangen und wollten dann weiter gegen Saarbrücken rekognoszieren. Sie stießen aber auf einige 7te Ulanen, die natürlich trotz ihrer Minderzahl Lanzen auf die Lende nahmen und sich anschickten, die ungebetenen Gäste zu attackieren. Da war aber für diese Ausreißen Trumpf und bald sah man weit und breit keinen Franzmann mehr. Nur einige Schüsse hatten sie noch schnell abgegeben, mit denselben aber nur Löcher in die deutsche Luft, jedoch nicht in deutsche Uniformen, geschossen.

Nun fanden an verschiedenen Stellen Zusammenstöße statt.

Schon am 16. Juli war die Kehler Eisenbahnbrücke abgedreht und die dortige Schiffbrücke abgefahren worden, um den Verkehr mit Straßburg zu unterbrechen; alle Fähren auf dem Rhein wurden zerstört und am 22. Juli folgte die Sprengung des Drehpfeilers der Kehler Brücke. Von der Pfalz aus patrouillierten die bayerischen Chevaulegers und 5te Jäger gegen die Lauter, auf Weißenburg und Bitsch, legten im Bien-Wald, in den Thälern und auf den Hauptstraßen Sperren an und sicherten die Rheinbrücken bei Maxau und Germersheim. An der Saar wurde es zuerst ernstlich lebhaft, weil hier auch die Franzosen größere Thätigkeit entwickelten. So gingen sie ziemlich stark am 23. gegen Wehrden, westlich Völklingen, vor, wahrscheinlich um die dortige Brücke und die Eisenbahn von Saarbrücken nach Saarlouis zu zerstören. Das Feuer von 3 Kompanien 69er verhinderte sie aber daran und zwang sie zum Rückzuge. Ebenso fand ein ähnlicher Zusammenstoß mit gleichem Ausgange bei Gersweiler statt, wobei die 40er siegreich waren.

Am 24. gelang es einer Offizierspatrouille der 7ten preußischen Ulanen, unterstützt durch 5te bayerische Jäger, die französische Eisenbahn von Saargemünd nach Bitsch bei Bliesbrücken

zu zerstören, wogegen die Franzosen am 27. den Stiftswald bei St. Arnual besetzten und die Eisenbahn Saarbrücken=Saargemünd auf deutschen Gebiet unterbrachen. Am 28. Juli krachten die ersten Granatschüsse, welche von Franzosen bei Saarbrücken abgegeben wurden. Wir kommen später darauf zurück.

Unterdessen waren auch die 5ten rheinischen Dragoner an der Saar angekommen und auf dem Wege zwischen Zweibrücken und Bitsch auf starke französische Vorposten gestoßen. Am 1. August ging eine bayerische Rekognoszierungsabteilung wieder gegen Weißenburg vor. In der kleinen Festung wurde Sturm geläutet und als die Bayern wieder zurückkehrten, erhielten sie von Altenstadt aus Schüsse. Am gleichen Tage ritten der preußische Major Parry von den jetzt ebenfalls angekommenen 12ten Husaren und der bayerische Major von Egloffstein von den 5ten Chevaulegers mit je einem Zuge ihrer Regimenter gegen Bitsch, gerieten aber bei Stürzelbrunn auf eine feindliche Feldwache, wobei einige Pferde verwundet wurden.

Aus all' diesen Zusammenstößen hatte es sich ergeben, daß die Franzosen mit sehr starken Kräften gegenüber Saarbrücken standen. Was sich aber im Elsaß sammelte, wußte man nicht und doch war es von größter Wichtigkeit, auch hierüber Klarheit zu erhalten. Den ersten Blick hinter den dortigen Schleier warf der württembergische Generalstabshauptmann Graf Zeppelin durch einen äußerst schneidigen und mit hervorragender Geschicklichkeit ausgeführten Rekognoszierungsritt.

„Sie sollen in Erfahrung bringen, wo die 3te Division des Mac Mahon'schen Armeekorps sich befindet und ob der Marschall etwa eine Offensive gegen die Lauter beabsichtigt."

Das war der Auftrag, den der Graf am 23. Juli abends von dem Chef des badischen Generalstabes, Oberstleutnant von Lescinsky, erhielt. Mit 4 freiwillig sich meldenden, badischen Dragoneroffizieren und 8 Dragonern ritt derselbe am 24. früh von Hagenbach in der Rheinpfalz ab. Bald gelangte man durch den Bienwald unbemerkt vor der kleinen französischen Grenz=

festung Lauterburg an. Die Lauterbrücke und das Thor waren besetzt.

„Meine Herren, wir jagen auf der Hauptstraße bis zum Marktplatze vor. Dort biegt die Chaussee nach rechts ab. Wir galoppieren weiter durch das Weißenburger Thor. Sollte jemand abgedrängt werden, so sucht er den Weg nach Neuweiler zu erreichen und uns nördlich dieses Dorfes wiederzufinden."

„Zu Befehl, Herr Graf!"

Nun legten sich die Waden hinter die Gurten, stolz griff die englische Stute des württembergischen Hauptmanns aus und flog voran; schneidig folgten die badischen Offiziere und Dragoner und in sausendem Galopp passierte das kleine Häuflein deutscher Reiter die französische Stadt. Die Gendarmen auf der Brücke sprangen zur Seite, die Wache am Thor stürzte zwar an die Gewehre und wollte feuern, allein sie stob wie Spreu auseinander und rettete sich in die nächsten Häuser, als sie das deutsche Hurra hörte und die Dragonersäbel drohend in der Sonne blinken sah. Die Einwohner schrieen. Schließlich wollte die sich wieder aufraffende Wachmannschaft nachfeuern; da waren aber die flinken Reiter schon zum anderen Stadtthor hinausgesaust und allen Blicken der guten Lauterburger entschwunden.

Der Graf ließ nun die Telegraphenleitung nach Weißenburg unterbrechen und wandte sich mit seiner Patrouille südlich gegen den Hagenauer Wald. Er wollte zuerst das Gelände nördlich des letzteren aufklären, dann wenn möglich ihn westlich umreiten, über die Moder vorgehen und Hagenau von der französischen Seite her rekognoszieren. Die hügelige, viel mit Obstbäumen bepflanzte Gegend war einem solch' kühnen Unternehmen günstig, allein die drückende Hitze und die Schwierigkeit, die Pferde zu tränken, erhöhten bedeutend die Anstrengungen des Rittes.

Nun verteilte der Graf die Aufgaben, bestimmte das Verhalten für den Fall, daß sich einzelne verlören oder versprengt würden, und jetzt ging es los, frisch hinein in das feindliche Land. Die Einwohner der Dörfer Winzenbach, Cröttweiler,

Höfen u. s. w. erwiesen sich nicht als besonders feindlich, allein überall zeigten sich französische Kavallerie-Patrouillen, welche zwischen dem durch Infanterie und Kavallerie besetzten Hagenauer Wald und der Lauter hin und her zogen. Eine derselben wurde bei Cröttweiler überfallen und dabei gelang es, einen Lancier und einen Gendarm gefangen zu nehmen, aber das Pferd des Grafen war so stark verwundet worden, daß dieser sich zuerst durch das Gendarmenpferd und, als dasselbe keine Hindernisse nehmen wollte, durch das Lancierroß neu beritten machen mußte. Von hier aus sandte Graf Zeppelin einen Offizier mit Meldungen, 3 Dragoner, sein verwundetes und 1 erbeutetes Pferd zurück und es gelang denselben wirklich, wieder die Wache an der Brücke einzuschüchtern und gut nach Karlsruhe zu kommen.

Die Patrouille selbst drang weiter vor und brachte die Nacht wachend im sogenannten Schönenburger Holz zu.

Noch vor Aufgang der Sonne waren die braven Reiter wieder im Sattel und rückten in der Richtung auf Wörth vor. Am gestrigen Tage hatte der Graf von Karlsruhe aus etwa 45 Kilometer zurückgelegt. Heute stand noch mehr zu erwarten, denn man mußte auch an den weiten Heimweg denken. Anfangs ging alles ganz gut. Man entdeckte zahlreiche feindliche Kavallerie-Patrouillen und konnte die verschiedenen Uniformen und daraus die Regimenter, die schon in dieser Gegend eingetroffen waren, konstatieren. Da aber keine Patrouille so stark war, daß man vor ihrer Übermacht hätte ausweichen müssen, so drangen die tapferen Reiter immer weiter vor. Vielfach unterstützte sie der Umstand, daß die Franzosen sich stets auf den Hauptstraßen hielten, während der Graf und seine Begleiter diese vermieden. Man kam an das Thal des Sauerbaches. Es hätte einen großen Umweg erfordert, Wörth und die dortige Brücke zu vermeiden und man wollte doch noch etwas in das Gebirge schauen. Was thun? „Ei wir reiten durch Wörth selbst!“

Gesagt, gethan, die Sache glückte und trotzdem hatte sie

ernste Folgen. Während die Patrouille nämlich die Höhe von Elsaßhausen erstieg und in südwestlicher Richtung weiter ritt, sprengte ein französischer Gendarm, dem die Einwohner von Wörth das Erscheinen der Deutschen erzählt hatten, eiligst über Fröschweiler nach Niederbronn und meldete dem dort im Quartier liegenden General Bernis die interessante Neuigkeit. Dieser ließ sofort ein Regiment Chasseurs-à-cheval aufsitzen und die Jagd beginnen. Davon wußte aber die deutsche Patrouille nichts. Deren Pferde waren jetzt so erschöpft, daß es unumgänglich notwendig erschien, sie zu tränken und zu füttern. Zu diesem Zwecke wurde eine Rast von einer Stunde beschlossen und als Ort dazu der westlich des Niederwaldes ganz versteckt liegende Schirlenhoff erwählt.

Schon hatten die Tiere Wasser und Futter erhalten, die Reiter wollten sich ebenfalls erlaben, da schrie plötzlich der ausgestellte Posten, so laut er konnte: „Raus!“ Gleich darauf jagten feindliche Chasseurs in den Hof, der bald von ihnen wimmelte. Aufspringen, die Säbel und Revolver ziehen und sich kampfbereit machen, war für die Deutschen das Werk einer Sekunde. Aber was half alle Tapferkeit gegenüber der feindlichen Übermacht? Einer der ersten Schüsse verwundete den badischen Leutnant Winsloë zu Tode und bald waren alle Offiziere und Dragoner mit Ausnahme des Grafen mehr oder minder schwer verletzt. Auch von den französischen Chasseurs waren 1 Unteroffizier tot, 3 Mann verwundet. Als Graf Zeppelin erkannte, daß ein Durchbrechen nach vorwärts unmöglich, sah er sich nach dem rückwärtigen Ausgang um. Dort hielt eine Frau ein französisches Chasseurpferd. Im Nu war der Graf im Sattel. Noch einige Zeit wartete er in der Nähe des Hofes. Als es dort aber still wurde und eine starke Abteilung Chasseurs sich anschickte, den deutschen Offizier zu fangen, wandte er sich zur Flucht. Vergebens hetzten die Franzosen hinter ihm drein; der Graf verstand das Reiten durch den Wald ganz anders wie sie und war bald ihren Augen entschwunden. Mit großer Umsicht ritt er nun zwischen den verschiedenen französischen Patrouillen hin-

durch. Auf freiem Felde ließ er sich bei Linienhausen von einem Bauer, namens Wendling, etwas Milch in seinen ledernen Feldbecher melken; das war die Tageskost, sonst gab es nichts. Teils zu Fuß, teils zu Pferd gelangte er durch die Dickichte des Langensulzbacherwaldes abends in's Günsthal und übernachtete bei dem sogenannten großen Peter, der ihn nicht verriet. Am anderen Tage kam er, wieder zwischen zahlreichen feindlichen Patrouillen hindurch reitend, über Niedersteinach glücklich nach Schönau in der Rheinpfalz und von da nach Karlsruhe. Der gewagte Ritt ergab die gewünschten Aufschlüsse. Man wußte jetzt, daß die Divisionen des I. französischen Korps an der Linie Hagenau-Bitsch standen.

Den Franzosen imponierten solche kühne Reiterstückchen ganz außerordentlich. Sagt doch hierüber z. B. der als Militärschriftsteller sehr berühmte französische Oberstlieutenant T. Bonie: „Die deutschen Reiter treiben die Kühnheit soweit, abzusitzen und in die Wirtshäuser einzutreten. Dabei wurde im Elsaß eine badische Rekognoszierungspatrouille in der Gegend von Niederbronn überrascht und von den Unseren angegriffen. Zwei badische Dragoner-Offiziere und ein englischer Offizier (vielleicht verschuldete der Name Winsloë diesen Irrtum) wurden getötet. Was liegt aber daran! Es genügt, daß ein einziger entrinnt, zurückkehrt und erzählt, was er gesehen hat; dann ist das gewünschte Resultat erzielt. Auf solche Weise debütierte die deutsche Kavallerie, von Anfang an zeigend, daß sie ein unbegrenztes Vertrauen in die Kühnheit ihrer Mannschaft und die Tüchtigkeit ihrer Pferde setzte.“ Dieser Franzose hat Recht. Solange ein solcher Unternehmungsgeist in unseren Reitern steckt, wie er sich 1870 zeigte, solange hat's keine Not.

Während sich an und jenseits der Grenze die geschilderten und ähnliche Episoden abspielten, sammelten sich dahinter die Massen der Armeen. Für Rheinpreußen und die bayerische Pfalz brauchte man also nicht sosehr besorgt zu sein, denn wenn hier auch die Franzosen plötzlich eingedrungen wären, so wären sie durch die hinter den Vortruppen stehenden deutschen Armeekorps

doch bald zum Stehen gebracht worden. Anders sah es am badischen Oberrhein aus. Das ganze dortige Land war den Handstreichen französischer, selbst ganz schwacher Abteilungen, die etwa über den Rhein setzten, schutzlos preisgegeben. Stärkere Truppen dorthin zu verlegen, war nicht angängig, weil man sonst die zum Vormarsch in das feindliche Land bestimmten Armeen zu sehr geschwächt hätte. Um aber doch den bedrohten Badenern wenigstens einigen Schutz zu verleihen, wurde ein sogenanntes Schwarzwalddetachement, bestehend aus den 2 Bataillonen des 6ten württembergischen Infanterie-Regiments, 1 württembergischen Ersatz-Eskadron und 1 ebensolchen Ersatz-Batterie vermittelst der Eisenbahn nach Donaueschingen und von da teils zu Fuß, teils auf Bauernwagen in das Rheinthal entsendet. Dessen Auftrag war einfach, den Feind so zu täuschen, daß er im Schwarzwald größere Truppenansammlungen vermute. Zu diesem Zwecke mußten nun die biederen Schwaben endlose Märsche machen, bald hier, bald dort auftauchen, unermüdlich sich zeigen, verschwinden, wieder zeigen, Lärm schlagen, allarmieren, Patrouillen aussenden, kurz alles thun, was bei der Anwesenheit eines ganzen Armeekorps vorkommen würde. Sie hatten außerordentlich viele Mühe, aber sie erfüllten ihre Aufgabe so vollständig, daß die Franzosen nicht nur von einem Überschreiten des Rheines abstanden, sondern sogar die Ansammlung des VII. französischen Korps von Colmar, wie ursprünglich beabsichtigt, nach Belfort zurückverlegten. Das letztere wurde überhaupt durch das kleine Schwarzwalddetachement nicht schlecht an der Nase herumgeführt.

„Zahlreiche Wachtfeuer sind bei Lörrach am Rhein bemerkt worden. Ebenso in der Umgegend des Städtchens.

Der Sous-prefét von Mühlhausen."

Was blieb dem armen General Donay nach einer solchen Depesche übrig, als mit allen Truppen, die er schnell zusammenraffen konnte, nach dem bedrohten Mühlhausen zu marschieren!

„Ausgedehnte feindlich Biwaks jenseits des Rheines auf

dem Kaiserstuhl bemerkt. Starke Abteilungen des Gegners scheinen bei Markolsheim den Fluß überschreiten zu wollen.

Kommandantur Neu-Breisach."

Schnell einige Bataillone nach Markolsheim! Noch in der Nacht mußten die armen Chasseurs de Vincennes, die gerade zur Hand waren, nach Markolsheim abmarschieren.

„Die Preußen sind bei Hüningen über den Rhein gegangen; sie stehen nur noch 2 Stunden vor Mühlhausen."

Diese durch Einwohner der letzteren Stadt nach Dammerkirchen und in die um Altkirch gelegenen Ortschaften gebrachte Nachricht bewirkte keine geringe Aufregung. Die daselbst verstreuten Truppen wurden schleunigst nach Belfort zurückgezogen und zahlreiche Einwohner luden ihr bestes Hab und Gut auf Wagen und fuhren in westlicher Richtung davon. Wohin? Das war ihnen selbst noch unklar; nur fort aus dem Bereich der alles niedermetzelnden Preußen. Der große Fuhrpark des VII. Armeekorps aber erhielt den dienstlichen Befehl, sich schleunigst von Vesoul nach Epinal zu begeben.

Am tollsten ging es in Dammerkirchen, das damals noch Dannemarie hieß, zu. „Wann kommen die Preußen? Wohin uns retten? Was geschieht mit den Kindern? u. s. w. u. s. w." So schrie es durcheinander und, wer konnte, entfloh gegen Belfort oder Besançon oder noch weiter.

Und „das haben mit ihrem Trügen die lustigen Schwaben gethan."

Fand das Schwarzwalddetachement bei Lösung seiner so überaus wichtigen Aufgabe auch keine Gelegenheit, dem Feinde direkten Schaden in einem Gefechte zuzufügen, so schadete es ihm dadurch genug, daß es ihn zu falschen Annahmen verleitete und ihn die Gelegenheit versäumen ließ, ungestraft sich billige Lorbeeren auf dem rechten Rheinufer zu holen. Die Badener aber des ganzen Schwarzwaldkreises können den württembergischen Kameraden aus Ulm nicht genug dankbar sein für die damals ihnen in so gewandter und ausdauernder Weise gebrachte Hilfe, denn ohne dieses Detachement des Obersten von Seubert wäre

es ihnen wahrscheinlich einige Tage lang recht schlimm ergangen. Diese und ähnliche Ereignisse waren die kleinen Vorspiele des gewaltigen Brandes, der nunmehr entstehen sollte. Sie dienten aber auch dazu einerseits dem Gegner zu verbergen, was hinter dem Schleier der ersten Linie stattfand, und bestätigten oder ergänzten andererseits die Nachrichten, welche man beim Oberkommando und den verschiedenen Truppenbehörden auf anderen Wegen erhielt.

Während dieser Zeit gingen die Mobilmachung und der strategische Aufmarsch der Abteilungen unaufhörlich fort. Es gab keine bedeutenden Stockungen, keine maßgebenden Störungen, und bald konnten die Bewohner der Grenzbezirke völlig über ihre Zukunft beruhigt sein, denn daß es, sobald nur genügende deutsche Kräfte zur Stelle seien, vorwärts nach Frankreich gehen und daß der Krieg sich nicht auf deutschem Gebiete abspielen werde, daran zu zweifeln, dazu kannte man den König von Preußen und seine Armeeführer denn doch zu gut.

Als z. B. ein in Rheinzabern einquartierter preußischer Offizier des XI. Armeekorps seinen pfälzischen Hausherrn frug, ob er denn keine Angst vor den nur 16 Kilometer entfernten Franzosen habe, entgegnete derselbe sofort: „Was mene Se denn, Herr Leitnant? Glawe Se ebber, wir Pfälzer hätten schun vergesse, wie g'schwind de Preiße uns anno 66 uff die Köpp geklopft hawwe. Ne, ne. So kloppe Se diesmol widder und es geht noch besser wie domols, denn unsere Bayern kenne ach dreinhaue wie die Deibel, wenn's uff Franzose geht. Denke Se an mich, Herr Leitnant: Die Kränk soll mich verschlage, wenn nit die Wälsche in 8 Tag dabber ausreiße, was Zeug hält. Jetzt trinke m'r awwer noch ä Schöppche, daß es wohr is, was ich sag."

Der gute Mann behielt Recht, denn er sah Franzosen nur als Gefangene, während die anderen „tapfer" wie er unter „dapper" verstand, nach Westen ausgerissen waren.

Immer gedrängter schoben sich die Massen der deutschen Armeen gegen die feindliche Grenze vor. In den ersten Tagen

des August gelangten die Korps der ersten Armee in das Viereck Saarburg, Saarlouis, Saarbrücken und St. Wendel, die zweite Armee marschierte teils über Kreuznach und Kusel, teils über Kaiserslautern und Landstuhl in die Linie Neunkirchen, Homburg, Zweibrücken vor und die dritte Armee stand dicht aufgeschlossen zwischen Landau, Germersheim und in der Rheinebene zwischen dem Hardtgebirge und dem Strom südlich der beiden genannten Festungen.

Am 2. August früh traf König Wilhelm selbst in Mainz ein, übernahm das Oberkommando und machte dies durch einen Armeebefehl den Truppen bekannt. Derselbe lautete:

„An die Armee!

Ganz Deutschland steht einmütig in den Waffen gegen einen Nachbarstaat, der uns überraschend und ohne Grund den Krieg erklärt hat. Es gilt die Verteidigung des bedrohten Vaterlandes, unserer Ehre, des eigenen Herdes. Ich übernehme heute das Kommando über die gesammte Armee und ziehe getrost in einen Kampf, den unsere Väter in gleicher Lage einst ruhmvoll bestanden. Mit Mir blickt das ganze Vaterland vertrauensvoll auf Euch. Gott der Herr wird mit unserer gerechten Sache sein.

Haupt-Quartier Mainz den 2. August 1870.

gez. Wilhelm."

Damit war der Schlußstein auf das große Werk der Mobilmachung gesetzt und mit vollem Vertrauen in seine Führung konnte nun das deutsche Heer den bevorstehenden Kämpfen entgegengehen. Es vertraute, ja es wußte, es werde siegreich sein, denn ein Hohenzoller vom Schlage des großen Königs Friedrich II. stand an seiner Spitze. Begeistert erklang es aus den Reihen der Truppen, wohin man immer hörte:

Lieb Vaterland, magst ruhig sein,
Fest steht und treu, die Wacht am Rhein!

V.

Bei Saarbrücken. Das Gefecht vom 2. August.

In und um Saarbrücken war es mit der Zeit hochinteressant geworden. Die 7ten Ulanen und das 2. Bataillon der 40er hatten sich an das Leben in nächster Berührung mit dem Feinde vollständig gewöhnt und betrachteten eine Patrouille gegen die Franzosen fast wie einen Ausflug zu einer besonderen Sehenswürdigkeit. Ihre Gegner boten ihnen aber auch oft genug hübsche Schauspiele dar. Wiederholt marschierten sie in der Nähe der Grenze mit ganzen Regimentern auf, gingen einige hundert Meter vor, zogen sich aber schleunigst wieder zurück, wenn einzelne Ulanenschwadronen zur Attake ansetzten oder wenn ihnen Patrouillen der 40er einige Langbleie entgegenjagten. Natürlich wurden dadurch die preußischen Reiter und Füsiliere immer kühner und erlaubten sich allerlei Scherze.

So war eines Tages der Rittmeister von L. wieder einmal mit seiner Schwadron gegen das Wirtshaus zur goldenen Bremm vorgeritten und fand dort ein ganzes Regiment von Chasseurs à cheval aufmarschiert.

„Eskadron halt."

Die Ulanen hielten in einer gedeckten Stellung; der Rittmeister mit dem Trompeter Blanke ritt weiter vor und beobachtete die Franzosen. Nun führten dieselben alle möglichen Exerzitien und zwar nach Signalen aus. Wahrscheinlich wollte der Oberst die im Gefechte vorkommenden Bewegungen wegen der neu eingestellten Ersatzmannschaften noch einmal durchmachen. Der Ulanenoffizier und sein Trompeter sahen und hörten ganz gemütlich zu. Als der Rittmeister lange genug die Evolutionen der Franzosen beobachtet hatte und Miene machte zurück zu reiten, meinte sein Begleiter, ein echter Thüringer: „Ich glaube denen ihre Drombeden stehen in Es."

„Haben Sie die Signale so deutlich verstanden, daß Sie eines oder das andere nachblasen könnten?“

„Zu Befehl, Herr Rittmeister!“

„So blasen Sie los.“

Das war für den Trompeter ein Vergnügen. Kaum näherte sich das französische Regiment den beiden Reitern wieder so weit, daß man dort ein hier geblasenes Signal gut verstehen mußte, da schmetterte es aus der deutschen Trompete ganz lustig französisch heraus. Wahrscheinlich hatte aber das Signal, dessen Bedeutung der Ulanentrompeter vielleicht verwechselt, nicht ganz genau gestimmt, denn es entstand bei den Franzosen ein Durcheinander, neue Signale erschallten und schleunigst zog sich das ganze Regiment einige hundert Meter zurück, begleitet von den lustig nachgeblasenen Weisen des Ulanentrompeters, der schließlich vor Lachen keinen Ton mehr herausbrachte. Auch der Rittmeister hatte sich dabei ausgezeichnet unterhalten. Nun entwickelten die Franzosen eine ganze Plänklerkette, welche gegen die beiden deutschen Ulanen vorritt und ein geradezu lächerliches Feuer eröffnete. Noch einige Zeit beobachteten der Rittmeister und der Trompeter die gegnerische Plänklerlinie, welche ihnen so viel Ehre erwies, und kehrten erst, als die Chasseurs zu nahe kamen und deren ganzes Regiment wieder heranrückte, zur Schwadron und mit dieser auf die Folster-Höhe zurück. Als die Wälschen die schwarzweißen Fähnleins erblickten, wendeten auch sie sich wieder heimwärts, denn sie fürchteten, es könnte noch eine andere Schwadron in der Nähe sein und da wollten sie lieber einer Begegnung ausweichen.

Überhaupt hatten die Franzosen einen gewaltigen Respekt vor der kleinen Garnison Saarbrücken's und immer frugen ihre Patrouillen jeden begegnenden Bauern: „Nix Ulan? nix 40?“

Warum der Marschall Bazaine und der General Frossard es duldeten, daß ein so kleines Häuflein Deutscher dicht vor ihrer Nase sich festgesetzt hatte und ihre Truppen unaufhörlich in Atem erhielt, ist nicht zu enträtseln. Preußischerseits erwartete man auch einen Gewaltstreich gegen die schwache und doch so mutige Schar. Wiederholt war der Kommandeur derselben, Oberstleut-

nant von Pestel, durch den General Graf Gneisenau aufgefordert worden, sich, wenn seine Stellung gefährdet erscheine, zurückzuziehen, immer aber hatte der kühne Offizier gebeten, bleiben zu dürfen, denn „die Franzosen scheinen sich ja vor uns zu fürchten."

Also blieben das Bataillon und die 3 Eskadrons immer noch dicht vor den Massen der Armeekorps Frossard, Bazaine und de Failly stehen, beunruhigten diese, rekognoszierten sie und — amüsierten sich.

Am 24. Juli machten die Ulanen den ersten Gefangenen und zwar auf eine freilich nicht ganz kriegsgemäße, aber um so lustigere Art. Am Drathzuger Weiher nördlich des Stiringer Waldstückes steht ein Wirtshaus. Dorthin war ein „Sergeantmajor" mit 2 Voltigeurs eines zur Division Bataille gehörigen Linien-Infanterie-Regiments bei einer Patrouille gekommen und hatte sich mit seinen Leuten dort festgezecht. Schließlich waren der Unteroffizier ganz, die Mannschaften etwa dreiviertel betrunken. Trotzdem verlangten sie immer noch Wein und kneipten weiter. Während dieser Zeit war aber das Töchterchen des Wirtes zu der nächsten Ulanen-Feldwache gelaufen und rief dem wachthabenden Offizier entgegen: „Se sollet glei kumme und die besoffene Franzuse hole komme." Mehr konnte sie nicht herausbringen, weil sie sich so sehr geeilt hatte. Ein Ulanenunteroffizier und einige Ulanen ritten sofort an das Wirtshaus und fanden dort richtig den fast bis zur Bewußtlosigkeit betrunkenen Sergeantmajor, während die Voltigeurs in das Dickicht des Waldes ausgerissen waren. Trotz verschiedener freilich nur äußerlich angewendeter Brunnenwasserladungen wurde der Franzose nicht nüchtern und mußte daher als halbe Leiche nach Saarbrücken gebracht werden. Am anderen Tage fuhr man ihn samt seinem physischen und dem wahrscheinlich noch viel größeren moralischen Katzenjammer nach Koblenz.

Durch Einwohner erfuhr man, daß die französischen Truppen auch hier sehr schlecht verpflegt wurden. Die französische Verwaltung war auf ein für sie sehr bequemes Auskunftsmittel gekommen. Sie gab nämlich jedem Mann für jeden Tag 1 Frk.

und ließ ihn nun seine Verpflegung selbst beschaffen. Natürlich gab es in den, längere Zeit mit großen Massen belegten Orten bald nichts mehr zu kaufen. Daher suchten sich die Leute die halbreifen Kartoffel auf den Feldern zusammen und diesem Zwecke galten die meisten der mit größerer Mannschaftszahl unternommenen Patrouillen. Dieser Umstand läßt es noch unbegreifbarer erscheinen, warum sie nicht durch ein einfaches Vorschieben von nur einer Division sich der reichen Städte Saarbrücken und St. Johann bemächtigten und deren Hilfsquellen ausnützten. Es gibt keine andere Antwort hiefür, als daß sie eben einen ganz außerordentlichen Respekt vor der handvoll Ulanen und 40er hatten.

Am 28. Juli nachmittags wurde in Saarbrücken und Umgegend allarmiert. „Sollten sie endlich anrücken?“

„Es scheint so. Auf dem roten Berg ist Artillerie aufgefahren.“

Wirklich dort stand eine Batterie und — 3½ Uhr — ein Blitz, ein Schlag, die erste französische Granate flog von Frankreich aus, denn die Geschütze standen noch jenseits der Grenze, nach Deutschland. Vielleicht wollte ein guter Geist die Wälschen warnen und gab ihnen eine schlechte Vorbedeutung, denn die Granate krepierte nicht. Sie fiel hinter dem Ulanenpiquet auf dem Exerzierplatz nieder und blieb dort liegen. Der zufällig anwesende Ulanen-Rittmeister v. Luck hob sie auf und nahm sie später mit nach Saarbrücken. Nach dem Kriege erfuhr Kaiser Wilhelm davon und bat um die denkwürdige Granate. Sie wurde entladen, nach Ems geschickt und fand dann ihren Platz im königlichen Palais zu Berlin auf dem Schreibtische des Kaisers. In Silberschrift steht darauf: „Erste Granate gefallen auf deutschen Boden im Kriege 1870/71.“

Die Franzosen schienen sich nur einschießen zu wollen, denn die zweite Granate suchte und fand ein ganz anderes Ziel, nämlich das Wirtshaus zur Bellevue. Dort plauderten eine Anzahl friedlicher Bürger beim Schoppen, als der ungebetene Gast polternd die Decke durchschlug und ungerufen erschien. Mit zauber-

hafter Geschwindigkeit ward die Stube geräumt und auch diese Granate verletzte niemand. Noch 18 solcher französischer Grüße kamen auf dem Exerzierplatz und in den benachbarten Gärten und Häusern an. Merkwürdiger Weise ward aber kein Mensch verwundet.

An den folgenden Tagen wurden die Plänkeleien immer lebhafter und man bemerkte, daß die Franzosen auf den Spicherer Bergen Erdarbeiten vornahmen. Darnach zu schließen hegten sie noch immer keine Angriffsgedanken und die braven Füsiliere der 40er und die 7ten Ulanen hielten ihre treue Saarwacht weiter.

Es ist hier am Platze, des vorzüglichen Verhaltens der Saarbrückener Bevölkerung zu gedenken. Wer je geglaubt, dort herrschten vielleicht noch von früher her französische Sympathien, der hatte sich gründlich getäuscht. Unaufhörlich bemühten sich alle Bewohner des Saarthales den deutschen Vortruppen ihre Aufgabe zu erleichtern, ihnen Nachrichten zukommen zu lassen und für ihre Verpflegung zu sorgen. Letztere wurde, als schließlich die ärmeren Bewohner der Stadt ihrem guten Willen nicht mehr nachkommen konnten, durch die Gemeindebehörden besorgt. Dennoch ließen es sich viele der begüterteren Bürger nicht nehmen, ihren Schützlingen gute Bissen selbst zu den äußersten Vorposten hinauszuschicken. Freilich gab es oft komische Szenen, wenn die biederen Küchenschönen das für die Füsiliere bestimmte Essen schnell hinstellten und ausrissen, weil eine französische Kugel in der Nähe vorbeipfiff.

Endlich, am 2. August sollte es voller Ernst werden.

Kaiser Napoleon hatte Ende Juli beschlossen, mit dem linken Flügel der Armee gegen und über die Saar vorzurücken. Der Marschall Bazaine sollte diese Unternehmung leiten und wurden ihm dazu das II., III., IV., V. und Gardekorps unterstellt. Ein umfangreicher Operationsplan ward aufgestellt, es fanden Truppenzusammenziehungen statt und — die ganze Sache unterblieb. Es hatte sich nämlich herausgestellt, daß die meisten Divisionen einfach noch nicht marschfähig waren. Geschehen sollte

aber doch etwas und da kam man denn überein, wenigstens mit dem II. Korps, erforderlichen Falles unterstützt durch das III. eine Rekognoszierung im Großen gegen Saarbrücken zu machen. Gewiß waren militärische Gründe für diesen Plan auch mit maßgebend. Allein am meisten wird er wohl ersonnen und ausgeführt worden sein, weil man genau fühlte, man müsse dem französischen Volke, das schon anfing ungeduldig zu werden, eine Art von Abschlagszahlung in Form einer, wenn auch billig zu erlangenden Siegesnachricht leisten. Um dieselbe noch feierlicher und wirkungsvoller machen zu können, beschloß der Kaiser, selbst an der bevorstehenden Schlacht teilzunehmen und seinem Sohne, dem Prinzen Louis, dort die Feuertaufe geben zu lassen. General Frossard, der frühere Erzieher des Prinzen, entwarf nun einen großen Operationsplan, der eigentlich nur eine Nachahmung eines von ihm schon 1869 erdachten Planes war und setzte schon am 1. August die für die morgige Schlacht notwendigen Truppen in Bewegung. So wurden die Division Vergé von Bening herangezogen und die übrigen Divisionen mehr zusammen genommen.

Am 2. August früh brach das gesamte II. französische Korps gegen die Höhen südlich Saarbrücken auf. Als Zielpunkt galt der Exerzierplatz vor der Stadt. Voraus marschierte die Division Bataille. Hinter ihr folgten die Divisionen Labrugière de Laveaucoupet rechts und Vergè links und das Armeekorps des Marschalls Bazaine (III.) entsendete eine starke Rekognoszierungsabteilung gegen Völklingen westlich Saarbrücken. Ob wohl je eine so gewaltige Truppenmasse gegen ein Häuflein von einem Bataillon und 3 Eskadrons angesetzt und ein so sorgfältig durchdachter Plan zur Besiegung einer solchen winzigen Macht entworfen wurde?

Den braven Ulanen und Füsilieren entgingen aber die gegen sie gerichteten guten Absichten keineswegs. Trotzdem beschloß Oberstleutnant von Pestel, sich selbst jetzt noch nicht zurückzuziehen, sondern erst zu weichen, wenn er den Feind zur Entwicklung gezwungen hätte und durchaus keinen Widerstand mehr leisten könne. In etwas wurde ihm dieser Entschluß dadurch erleichtet, daß

die beiden anderen Bataillone der 40er, sowie eine Eskadron 9ter Husaren und 1 Batterie des 8ten Artillerie-Regiments zu seiner Aufnahme heranmaschiert waren und dicht nordwestlich St. Johann bei dem Hofe Raschpfuhl bereitstanden.

Mit besonderer Überlegung wurden in der Nacht zum 2. August die Patrouillengänge ausgewählt, die Posten aufgestellt und alle nötigen Anordnungen getroffen. Jene eigentümliche, ernste Stimmung, die man sonst am Vorabend einer Schlacht empfindet, herrschte hier aber nicht. Dies kam daher, daß sich Ulanen und Füsiliere einerseits zu sehr an ihre gefährdete Lage gewöhnt hatten und die Franzosen wegen ihrer bisherigen Unthätigkeit förmlich mißachteten und andererseits gerade die Leute dieser beiden Abteilungen jenen unverwüstlichen Humor der Rheinländer besaßen, der auch in den schwierigsten Lagen immer durchdringt. Schließlich aber trug auch noch ein Gedanke um so eher dazu bei, daß man alles auf die leichte Achsel nahm, und der war: „Ei wann zu viel kumme, do gehe wir holt un losse ihne s'Nochgucke."

Früh 7 Uhr traf ein Ulane beim Bataillonsstab der 40er ein und meldete feindliche Patrouillen im Walde von St. Arnual. Eine dorthin entsendete Offizierspatrouille der Füsiliere fand daselbst keine Franzosen mehr. Früh 9 Uhr rasselte es durch die Straßen heran. „Was gibt's?"

„Geschütze kommen, Herr Major."

Der Artillerie-Leutnant Meyer trat herbei: „Melde ganz gehorsamst, daß mich der Herr General Graf Gneisenau beauftragt hat, mich mit meinen beiden Geschützen dem Herrn Major zu unterstellen und auf dem Exerzierplatz aufzufahren."

„Das freut mich sehr, Herr Kamerad. Wir werden heute ziemlich viel zu thun bekommen."

„Ich hoffe es, Herr Major."

Der Leutnant ritt seinen vorausgefahrenen Geschützen nach.

Letztere wurden von den Füsilieren mit Hurra empfangen; allein bald erkannte man, daß ihre Stellung auf dem Exerzierplatz zu ausgesetzt wäre und nahm sie wieder auf das rechte

Saarufer zurück, um von der Höhe bei Brebach flankierend gegen das etwaige Vorgehen der Franzosen zu wirken.

Der kaum in Saarbrücken eingetroffene neue Bataillonskommandeur Major von Horn befand sich gerade bei den Vorposten der 6ten Kompanie, da kam fast atemlos ein Mann derselben angerannt und berichtete:

„Meldung vom Doppelposten an der Löwenburg. Starke feindliche Kolonnen, mehrere Bataillone, rücken aus dem Spicherer Wald über den roten Berg und gegen die Folster Höhe vor. Schützenlinien gehen voraus."

Ein Leutnant erstieg schnell den Turm der Löwenburg und entdeckte von dort aus 5 vollständig gefechtsmäßig entwickelte Bataillone feindlicher Infanterie, welche im Vormarsch gegen Saarbrücken waren.

„Meine Herren, es wird Ernst. Rücken Sie mit Ihren Kompanien auf die bezeichneten Plätze."

Heiter und so guten Humors, als ob es zur Parade ginge, marschierten nun die Füsiliere auf die Punkte, welche sie besetzen sollten, um sie gegen eine voraussichtlich 10 bis 15fache Übermacht einige Zeit zu behaupten. In erster Linie standen die 6te und 7te Kompanie. Jene hatte die fast 2 Kilometer lange Strecke von St. Arnual über den Winterberg bis einschließlich Löwenburg besetzt: diese deckte die Hauptstraße und den Exerzierplatz. Die 8te Kompanie stand mit den beiden Geschützen auf dem rechten Ufer bei Brebach um einerseits flankierend gegen das Vorgehen der Franzosen zu wirken, andererseits unliebe Überraschungen von Saargemünd her zu verhüten. Die 5te Kompanie und 2 Ulanen-Eskadrons standen in der Stadt als Reserve und 1 Eskadron ging einstweilen in eine Aufnahmestellung an der Dudweiler-Straße zurück. So waren die schwachen Kräfte des Oberstleutnant v. Pestel verteilt, als neue Meldungen das schnelle Vorgehen der Franzosen und das Auftreten neuer Massen hinter den ersten meldeten. Zugleich hörte man schon einzelne Schüsse, welche von den Geschützen des Leutnants Meyer herrührten und gegen eine auf dem roten Berg auffahrende feindliche Batterie gerichtet waren. Noch

war die Strecke zwischen den Vorpostenkompanien unbesetzt. Da eilte die 5te Kompanie im Laufschritt heran. Unterdessen gings aber schon los und zwar zuerst auf dem linken deutschen Flügel.

„Bravo Artilleristen. Das war vorzüglich geschossen."

Die französische Batterie kam nämlich gar nicht zum Feuern, weil, ehe sie abprotzen konnte, schon deutsche Granaten bei ihr einschlugen und sie sich dadurch zum Umkehren bestimmen ließ. Die französische Infanterie blieb aber im Vorrücken. Von den Preußen stand am weitesten vorwärts Premierleutnant Garrelts mit seinem Zuge.

„Kein Mann feuert, bevor ich es befehle. Deckt Euch aber besser, Leute." Die Füsiliere folgten diesem letzten Befehle ihres Leutnants nur langsam, denn sie wollten gerne das Anrücken der Franzosen sehen und das Pfeifen der zahlreichen Chassepots-geschosse kümmerte sie nicht viel. Die Franzosen knallten nämlich, was nur aus ihren guten Gewehren herausging. Das pfiff und surrte und brummte. Je näher die Plänkler der Brigaden Fauvart-Bastoul und Micheler der preußischen Stellung kamen, desto lebhafter knallten sie, obwohl immer noch kein einziges preußisches Gewehr antwortete. Das war eine harte Geduldsprobe für die tapferen Füsiliere. Still mußten sie liegen bleiben, obwohl der Gegner ein wahres Höllenfeuer gegen sie eröffnete und schon verschiedene der ihrigen getroffen waren. In diesem Momente zeigte sich die preußische Disziplin in ihrer ganzen Macht. Jedermann wußte, daß der Offizier gute Gründe haben werde, warum er verlangte, daß man jetzt noch nicht schieße, warum die Mannschaft also sozusagen wehrlos im feindlichen Feuer aushalten mußte. Das unbegrenzte Vertrauen, welches der preußische und deutsche Offizier bei seiner Mannschaft genießt, lehrte letztere auch hier gehorchen.

Da tönt schrill die Pfeife des Leutnants; alle Füsiliere lauschen mit gespanntester Aufmerksamkeit.

„Visier 400 Schritte. Auf die Schützen am Fuße des Berges — Ziel aufsitzen lassen — Schützenfeuer!"

Nun krachte es los. Gleich einige der ersten Schüsse trafen,

denn lange genug hatten die Füsiliere ihre Gewehre aufgelegt, eingerichtet und sich die am besten zu treffenden Ziele ausgewählt. Mit einem Male stutzte die ganze französische Linie, warf sich nieder und verdoppelte ihr Feuer. Hatten sie schon wenig getroffen, als die 40er noch nicht antworteten, so war das Ergebnis ihres jetzigen Massenfeuers noch geringer, seitdem auch ihnen die kleinen Bleigeschosse um die Ohren sausten. Es war das Einschieben starker Unterstützungen nötig, um die Tirailleure der Angreifer von neuem vorwärts zu bringen. Nun drängten sie aber immer mehr an die preußische Stellung heran. Einer französischen Abteilung gelang es im Laufschritt in das nur schwach besetzte St. Arnual zu kommen. Andere folgten nach, verdrängten die Verteidiger und eröffneten teils gegen die jenseits der Saar bei Brebach entwickelte Füsilierkompanie und die beiden Geschütze, teils gegen die Verteidiger des Winterberges ein lebhaftes Feuer. Weitere Schützenschwärme rückten gegen den westlich des Winterberges gelegenen Reppertsberg vor und dadurch geriet die Abteilung des Premiersleutnants Garrelts in Gefahr abgeschnitten und von der Saarbrücke abgedrängt zu werden. In diesem Augenblicke kam aber die 5te Kompanie an.

„Erster und zweiter Zug zur Besetzung der Hecken auf der Höhe schwärmen.“

Was half es den Franzosen, daß sie einen Bleiregen auf die tapferen 40er schütteten! Die Hecken wurden besetzt, so wie es der Hauptmann Kosch befohlen und als eine in einem nahen Getreidefelde eingenistete feindliche Plänklerkette sich doch zu unangenehm geltend machte, da besann sich der Premierleutnant von Schilgen nicht lange, sondern kommandierte:

„Zum Schützenanlauf gegen die Plänkler in jenem Felde auf — marsch, marsch — Hurra, Hurra!“

Die Füsiliere riefen ihrem Leutnant so kräftig nach und folgten ihm so schneidig, daß es die Franzosen gar nicht auf ein Handgemenge ankommen ließen, sondern vorher verschwanden. Nun wurde die Stellung in aller Ruhe besetzt und das Feuer

eröffnet. Leider hatte der kurze Angriff die schwere Verwundung des tapferen Leutnants zur Folge gehabt.

Über eine halbe Stunde hielten hier die 5te und die mit ihr in Verbindung stehenden Züge der 6te Kompanie aus. Selbst im heftigsten Kugelregen eröffneten sie doch ein so gewaltiges Feuer auf den Gegner, daß dieser nicht wagte, sofort zum letzten entscheidenden Angriff vorzugehen. Freilich konnten so geringe Kräfte dem Vorgehen der ganzen Brigade Bastoul nicht auf die Dauer Widerstand leisten.

Auch auf dem Exerzierplatz stand das Gefecht ganz gut.

Hier hatte Hauptmann von Rosen den Feind sogar bis auf 300 Schritt herankommen lassen, ehe er den Befehl zum Feuern gab. Um so größer war aber dann auch der Erfolg der Zündnadelgewehre.

Nun versuchten die Franzosen von beiden Seiten der Kompanie in die Flanke zu kommen. Es war die Brigade Pouget, welche hier anrückte.

„Herr Hauptmann, jetzt wollen sie uns rechts umgehen."

„Schadet nichts. Schießt nur immer die am weitesten rechts Ausgreifenden weg, dann werden sie es schon bleiben lassen."

„Links gehen zwei feindliche Kompanien gegen uns vor."

„Der 6te Zug Defensivhacken links! — Stand-Visier! — Lebhaftes Schützenfeuer!"

So hielt sich die brave Kompanie und wollte nicht weichen.

Um 12 Uhr schickte aber Oberstleutnant von Pestel an alle drei vorne kämpfenden Kompanien den ausdrücklichen Befehl, sich über die Saar zurückzuziehen. Die Aufgabe des Detachements, den Feind zur Entwickelung zu zwingen, war ja erreicht. Nun mußten die Füsiliere gehorchen. Der Rückmarsch selbst war sehr schwierig und konnte sogar äußerst gefährlich werden, wenn die Franzosen rasch die verlassene Stellung besetzten und dann auf die abziehenden Preußen ein Schnellfeuer eröffneten, gerade wenn sich dieselben an den engen Eingängen in die Stadt etwas zusammendrängen mußten. Um dies zu verhüten, blieb Leutnant Goldschmidt mit seinem Zuge vorläufig halten, deckte

den Abmarsch der Kameraden und setzte sich noch 3mal fest, ehe er seiner Kompanie folgte. Als die nachdrängenden Franzosen auf die Höhe kamen und die geringe Zahl ihrer Gegner erkannten, wollten sie einen Angriff mit dem Bajonett versuchen. Es blieb aber bei einem kleinen Anlauf dazu, denn kaum hörten die Füsiliere das Geschrei, da kehrten sich 3 Sektionen um und gingen trotz ihrer verschwindend kleinen Zahl mit lautem Hurra den Angreifern entgegen. Diese verzichteten sofort auf ihren kühnen Plan und warfen sich nieder, um von neuem eifrigst zu feuern. Das war der gerühmte „élan“. Nun die Füsiliere machten auch genug Witze darüber und wären am liebsten wieder zurückgekehrt und mit den Kolben draufgegangen, wenn sie nicht der ausdrückliche Befehl auf das rechte Saarufer gewiesen hätte. Jetzt kam der letzte schwierige Augenblick, wo sich alles nach dem Straßeneingang drängen mußte.

„Dort, fürcht' ich, kostet es manchem von uns das Leben, denn in dem dichten Knäul von Menschen kann eine Kugel ja gar nicht fehlen gehen,“ meinte ein Füsilier zu seinem Gruppen-Kameraden, dem Gefreiten Laupsin der 7. Kompanie. Der sah sich noch einmal um und erkannte die Richtigkeit der von dem Füsilier geäußerten Ansicht.

„Soviel an mir liegt, will ich die Aufmerksamkeit der Franzosen ablenken.“ Sprach's, sprang hinter einen Baum und begann von neuem das Feuer auf die Franzosen. Dort hielt er aus, bis seine Kameraden in der Straße verschwunden waren. Schuß auf Schuß hatte er abgegeben und wirklich die Aufmerksamkeit der Gegner so sehr erregt, daß dieselben ganz übersahen, den übrigen Preußen gerade jetzt besonders lebhaft nachzufeuern. Erst dann hörte der Widerstand des Gefreiten Laupsin auf, als ein französischer Zug Befehl erhalten hatte, alle Schüsse auf den tapferen 40er zu richten und derselbe infolge eines solchen Feuers von 17 Geschossen durchbohrt zusammenbrach. Diese That des Gefreiten ehrte sogar der Feind, denn General Frossard ließ sich eine Schulterklappe desselben abschneiden, um sie als Andenken an den braven Mann aufzubewahren.

Glücklich waren nun die 3 Kompanien an den beiden Brücken angekommen; nur Premierleutnant Garrelts mit seinem Zuge fehlte. Diesem hatte man keinen Befehl mehr zuschicken können, weil die Franzosen sich zu schnell zwischen den Winterberg und die Löwenburg eingeschoben hatten. Auf ersterem kämpfte daher dieser Zug immer noch unverdrossen gegen die ihn nunmehr von drei Seiten umfassenden Franzosen. Jetzt war es bald nicht mehr möglich, zu halten. Leutnant Garrelts sprang zurück und rief die Höhe hinab, wo vorher sein Kompaniechef gestanden: „Herr Hauptmann! Herr Hauptmann!“

Keine Antwort; weit und breit nichts mehr von der Kompanie zu sehen. Nur vorwärts, rechts, links und fast schon im Rücken seiner Leute feuernde Franzosen. Der Leutnant sah ein, seines Bleibens war nicht mehr. Entschlossen gab er die Kommandos „Kehrt! — Marsch! — Langsam zurück!“ Dann zog er sich mit seinen Leuten im Schritt und trotz des heftigsten Feuers der Gegner in größter Ordnung nach dem Nordabhang des Winterberges zurück. Von dort mußten freilich die schnei=digen Füsiliere über Hecken und Mauern wegsetzend den Abhang hinab so schnell als möglich nach der Chaussee eilen. Da hielten sie wieder und scheuchten von neuem die zu hitzigen Verfolger zurück.

Nun gilt es nach Saarbrücken selbst zu kommen.

„Herrgott! Die Stadt ist ja schon vom Feinde besetzt!“

„Herr Leutnant, vielleicht geht's noch am Ufer entlang über die Saarmauer.“

„Wir wollen es probieren. Jetzt Leute heißt es laufen. was Ihr könnt. Nach der Saarmauer marsch, marsch!“

Vergeblich war das Flankenfeuer der Franzosen. Wie flüchtige Rehe flogen die Füsiliere über die Wiese hinweg. An der Mauer hielten sie, teils um frischen Atem zu schöpfen, teils um noch einige Schüsse nach den Gegnern zu senden. Dann klang es wieder „marsch, marsch“ und ging in einem Sauß bis zur alten Brücke, wo in diesem Augenblick auch die 5te Kompanie eintraf und die 6te schon stand.

„Gott sei Dank, daß Sie da sind. Wir dachten Sie schon verloren."

„War nahe genug daran. Ein Teil meiner braven Leute wurde auch im Steinbruch abgeschnitten und gefangen. Andere müssen noch während unseres Rückzugs abgeschnitten worden sein."

Auf einmal ging ein lautes Gelächter bei der Mannschaft an und gleich darauf trat einer der Füsiliere ohne jedes Kleidungsstück, als reiner Adam, nur mit der Büchse bewaffnet heran, faßte vorschriftsmäßig das Gewehr an und meldete sich zu Stelle. Es war ein echtes Berliner Kind. „Wo kommen denn Sie in einem solchen Anzug, d. h. ohne jeden Anzug her."

„Ik wollte, wie der Herr Leutnant befahl, uf die Saarmauer zulaufen. Da schnitten mich 6 Franzosen den Weg ab. Ik nich faul, wand mich nach der Saar, warf im Lauf Tornister, Waffenrock und Helm ab und sprang in dat Wasser. Dort hing ich die Büchse um und wollte herüberschwimmen. Da aber die Stiebbeln, Rock, Hemd und Hosen so abwärts zogen, stülpte ich uf ener Sandbank sie man och ab und nu konnte ich dat andere Ufer erreichen. Da bin ik."

„Das war gut gemacht Nolle. Jetzt aber lassen Sie sich von den Kameraden Ihrer Korporalschaft Uniform, Stiefel u. s. w. geben, denn so können sie doch nicht gegen die Franzosen kämpfen."

Bald stand Nolle wieder als flotter Füsilier da und beteiligte sich von neuem an dem nochmals beginnenden Gefecht.

Wir müssen uns bei den zur Aufnahme entsendeten Truppen umsehen.

Auf der Höhe bei Raschpfuhl war biwakiert worden. Schon in aller Frühe hörte und sah man die Plänkeleien der Patrouillen des II. Bataillons mit den Franzosen auf dem linken Saarufer. Dies verhinderte nicht, daß man hier flott exerzierte und besonders Angriffe übte. Bald konnte man bemerken, daß französische Offiziere, mit Fernrohren bewaffnet, diesen Übungen zusahen. Als das Feuer auf dem Exerzierplatz heftiger zu werden begann, wurden die Bataillone gesammelt und harrten

des Befehles, vorgehen zu dürfen. Man meint, es verstreiche eine endlos lange Zeit, wenn man unthätig zuschauen muß, wie andere sich in flottem Kampfe Ruhm und Ehren erwerben und man selbst nicht mitthun darf. Nun kamen noch dazu französische Granaten, die freilich vorläufig unschädlich über das Biwak hinwegsausten. Alles durfte sich hinlegen und recht gut verstanden es die Füsiliere, sich so flach als möglich zu machen. Nur die Füsiliere Schäfer und Parchen blieben stehen und machten ihre Witze. „Die reinsten Flundern" meinten sie. Dann aber versuchten sie ihre Kameraden zu zerstreuen, indem sie wie auf dem Scheibenstand anzeigten, daß die Schüsse „zu hoch", „links blau", „vorbei" u. s. w. gegangen seien. Als den ersteren der beiden heiteren Gesellen dann ein Granatsplitter, der auch die Fahnenstange traf, an der Wange verwundete, rief er laut „Zentrum!"

Endlich kam der Befehl zum Vorrücken des III. Bataillons und der 4 Geschütze der Batterie von Helden. Kaum merkten die Füsiliere, daß ein Abmarsch bevorstehe, da liefen sie von selbst an die Gewehrpyramiden und ergriffen ihre Büchsen, um ja recht schnell bereit zu sein. Im eiligsten Schritt ging es vorwärts und die Granaten flogen über die Köpfe der Leute hinweg nach dem soeben verlassenen Biwak. Diese aber sangen laut und kräftig die „Wacht am Rhein" und als sie damit zu Ende waren, „Heil Dir im Siegerkranz". Bald war St. Johann erreicht. Der Bahnhof und die neue Brücke wurden besetzt. Als die 10te Kompanie kaum dort angelangt war, vernahm sie zum erstenmale das eigentümliche Geräusche der Mitrailleusen und gleich darauf pfiffen die Geschosse derselben über die Köpfe der Leute hinweg. Als Antwort darauf trat Hauptmann Freiherr von Blomberg mitten auf die Brücke, rief begeistert: „Seine Majestät der König lebe hoch!" und stürmisch antworteten seine Füsiliere „Hoch, hoch, hoch!"

Das Auftreten des III. und dann auch des I. Bataillons 40er, sowie der sofort das Feuer eröffnenden Batterie von Helden veranlaßte die Franzosen, ihren Vormarsch einzustellen und

sich auf der Höhe des Exerzierplatzes zu sammeln. Die Preußen zogen sich über die Brücken zurück, ließen dieselben aber noch besetzt, um ihren noch fehlenden Patrouillen und Nachzüglern den Weg offen zu halten. Gegen 2 Uhr war das Gefecht zu Ende und die Hauptteile des Detachements sammelten sich bei Raschpfuhl.

Die Franzosen dachten an keine Verfolgung. Dies ermöglichte auch eine fast komische Episode, die sich noch nach dem Abmarsch der Brückenbesatzungen, nämlich erst 4½ Uhr abspielte, Da nämlich noch immer mehr Leute bei den Kompanien fehlten, als man für tot oder verwundet annehmen konnte, so begab sich einfach Leutnant Mitscher mit dem Hornisten July an die Brücken zurück und ließ dort wiederholt „Sammeln" blasen. 26 Mann fanden sich daraufhin noch ein. Leutnant Meyer aber nahm einen Wagen, fuhr ohne Scheu in die Stadt und fand dort noch mehrere Verwundete, die er ebenfalls glücklich zurückbrachte. Alles dies geschah, während die Franzosen dicht an der Stadt ein großes Biwak für die ganze Division Bataille auf dem Exerzierplatz bezogen. Ob und wo sie zu dieser Zeit ihre Vorposten stehen hatten, das wissen vielleicht sie selbst; wir haben es nie erfahren.

Der Erfolg des Tages war also der gewesen, daß die 3 französischen Divisionen des Armeekorps Frossard gegen 1 Bataillon und 3 Schwadronen siegreich gekämpft, letztere über die Saar zurückgedrängt und dadurch das linke Saarufer und die Stadt Saarbrücken in ihren Machtbereich gebracht hatten. Natürlich wurde dieser Erfolg in pomphaften Phrasen durch die französischen Zeitungen dem ganzen Lande verkündet. Das Großartigste darin leistete der „Gaulois", der noch am 2. August abends den Parisern folgende Depesche verkündete:

„Erster Erfolg! Nach einem lebhaften Kampfe unter den Mauern von Saarbrücken, welcher von 10 Uhr morgens bis 1 Uhr nachmittags dauerte, ist die Stadt von unseren Soldaten genommen worden. Die Division Frossard hat drei preußische Divisionen über den Haufen geworfen und niederkartätscht.

Saarbrücken ist abgebrannt. Der Kaiser ist im Triumph nach Metz zurückgekehrt."

Das einzig Wahre an diesem Machwerk war die Schluß=bemerkung über den Kaiser. Dieser hatte mit dem Prinzen Louis zu einer Zeit, wo die Mitrailleusen=Batterie gerade feuerte, ohne selbst beschossen zu werden, bei derselben Stellung genommen und dabei dem jungen Prinzen die Erlaubnis erteilt, eines der Geschütze abzuschießen. Damit hatte derselbe seine Feuertaufe erhalten. Nach dem Gefechte, in welchem der Kaiser und General Frossard etwa 20,000 Preußen geschlagen zu haben glaubten, zog ersterer mit seinem Sohne triumphierend nach Metz zurück.

Später hatten selbst die französischen Schriftsteller erkannt, daß der 2. August nicht den Massen ihres II. Armeekorps, sondern der kleinen Schar tapferer Preußen, die so lange den Gegner aufhalten und über ihre Schwäche täuschen konnte, zu Ehre und Ruhm gereichte.

Wie es in Wirklichkeit noch am 4. August bei Saarbrücken aussah, beweist am besten eine lustige Scene, deren Held ein braunschweigischer Husar war, dessen Regiment nun auch am linken Saarufer angekommen. Er hatte sich bei dem guten Wein seines Quartierherrn einen kleinen Hieb geholt, stieg auf seinen Braunen und ritt nach Saarbrücken, um, wie er meinte, „sich einen Franzosen zu langen". Kaum erschien er auf der Brücke, als die feindlichen Vortruppen vom Schloßberg aus ein tüchtiges Scheibenschießen auf ihn eröffneten, ohne jedoch den ruhig im Schritt reitenden Husaren zu treffen. Als er, in der Stadt angekommen, französische Soldaten in den Straßen sah, schoß er auf sie mit dem Karabiner und verfolgte sie so lange, bis er keinen Gegner mehr sah. Auf dem Schloßplatz saßen mehrere Offiziere des Korps Frossard bei einem von der Stadt zwangsweise gelieferten Frühstück. Ein Schuß des Husaren ge=nügte, um sie alle zu vertreiben und in die Biwaks auf dem Exerzierplatz zu jagen. Nun kehrte der biedere Braunschweiger still vergnügt wieder nach St. Johann zurück. Die Saarbrückner Einwohner beschworen ihn, doch über die Brücke zu traben. Er

aber ritt im Schritt weiter und kam trotz des heftigen Feuers der Franzosen unverletzt zu seiner Schwadron.

Übrigens benahmen sich die Franzosen in der Stadt mit Ausnahme vereinzelter Exzesse anständig. Als sie von dem alten Bürgermeister Schmidhorn auf den Befehl, über dem Rathause die Trikolore zu hissen, die Antwort bekamen, er habe nur preußische Fahnen, verzichteten sie auf die Ausführung. Geirrt hatten sie sich aber doch gründlich. Sie brachten nämlich einen „directeur général des mines de Saarbrück“ mit, der die Verwaltung der nunmehr französischen Bergwerke übernehmen sollte. 3 Tage später war er jedoch wieder abgereist, und zwar auf Nichtmehrwiedersehen. Saarbrücken war und blieb deutsch.

VI.

Weißenburg. Anmarsch und Einleitungskämpfe.

„Soldaten der III. Armee!

Von Seiner Majestät dem König von Preußen zum Oberbefehlshaber der III. Armee ernannt, entbiete ich den von heute ab unter Meinem Befehle vereinigten königlich preußischen, königlich bayerischen, königlich württembergischen und großherzoglich badenschen Truppen Meinen Gruß. Es erfüllt mich mit Stolz und Freude, an der Spitze der aus allen Gauen des deutschen Vaterlandes vereinten Söhne für die gemeinsame nationale Sache, für deutsches Recht, für deutsche Ehre gegen den Feind zu ziehen. Wir gehen einem großen, schweren Kampfe entgegen, aber in dem Bewußtsein unseres guten Rechtes und im Vertrauen auf Euere Tapferkeit, Ausdauer und Manneszucht ist uns der siegreiche Ausgang gewiß. So wollen wir denn festhalten in treuer Waffenbrüderschaft, um mit Gottes

Hilfe unsere Fahnen zu neuen Siegen zu entfalten, für des geeinigten Deutschlands Ruhm und Frieden.

Speyer den 30. Juli 1870.

gez. Friedrich Wilhelm,
Kronprinz von Preußen."

„Der Kronprinz hat also jetzt den Oberbefehl übernommen! Na ich bin wirklich froh, wenn es nun vorwärts geht, denn so interessant die Vorposten auch sind und so freundlich die Einwohner von Barbelrodt uns und unsere Leute auch aufgenommen haben, ich sehne mich wirklich darnach, daß es endlich Ernst wird. Unser hiesiges Leben kommt mir noch zu manövermäßig vor und ich meine gar nicht, zu einem Feldzuge ausmarschiert zu sein."

„Wird sich jetzt schon zeigen. Dann dürft Ihr aber auch überzeugt sein, daß wir mit unter den ersten zum Handkuß kommen, denn General Maillinger hat ein besonderes Vertrauen zu uns Jägern und vielleicht will man gleich sehen, wie sich die neuen Werdergewehre bewähren."

„Wollen wir hoffen, daß Du Recht hast. — Herr Heran=court noch einen halben Schoppen."

Unter solchen und ähnlichen Gesprächen saßen die nicht im Vorpostendienst stehenden Offiziere des 10ten bayerischen Jägerbataillons im Gastzimmer des ersten Wirtshauses von Barbelrodt bei Bergzabern in der Rheinpfalz beim Frühschoppen versammelt. Es war Sonntag den 31. Juli. Kurz vorher hatte man von dem protestantischen Ortspfarrer eine für die Jäger aller Konfessiionen gleich erhebende Predigt gehört, den oben angeführten ersten Armeebefehl des Kronprinzen von Preußen verlesen, und unn war man der alten noch von der Garnison Aschaffenburg her gewohnten Sitte, sich zum gemeinsamen Sonntagsfrühschoppen zu versammeln, gefolgt. Der Stoff war ebenso anerkenneswert, wie die Freundlichkeit des Wirtes, der trotz seines französischen Namens echt deutsch dachte und wie alle Pfälzer sich bemühte, den für seine schöne Heimat gegen die Wälschen ziehenden Kriegern noch möglichst viel Angenehmes zu bieten. Es hätte sich da also recht gut leben lassen. Allein

den echten Soldaten hält und zieht kein materielles Wohlbefinden. Er erstrebt Höheres. Keine Entbehrung, keine Mühe, keine Strapatzen und keine Opfer sind ihm zu groß, um sie nicht freudig zu übernehmen, wenn er Gelegenheit hat, durch treue Pflichterfüllung in ernster Kriegsthätigkeit seinem Vaterlande Vorteil und sich selbst Ehre und Ruhm zu erwerben.

Nun die Ungeduld der braven Jäger wurde auf keine längere Probe mehr gestellt. Die Herren saßen noch fröhlich bei dem ausgezeichneten Pfälzerwein — es war 1865er — als eine Ordonnanz den Befehl der Brigade überbrachte, daß eine Kompanie in einer Stunde nach Schaidt abzurücken und dort die Grenzvorposten zu beziehen habe. Dieselbe marschierte ab und noch am gleichen Abend überschritten bayerische Jägerpatrouillen auch vom Bienwald aus die französische Grenze. Noch immer aber hatte der Dienst keinen so rechten kriegsmäßigen Anstrich. Ließen es sich doch z. B. die Bewohner der hinter der Vorpostenlinie gelegenen Dörfer nicht nehmen, auf die verschiedenen Feldwachen hinaus reichlich gefüllte Tragkörbe zu senden, denn „mer weeß jo nit, ob se in Frankreich was Ordentliches zu knabbere kriege und do müsse se sich do nomol schen satt esse.“ Das besorgten die Jäger denn auch gründlich und wenn ihnen die guten Bissen überdies von einem hübschen, lustigen Bauernmädchen gebracht wurden, so war die Freude darum gewiß nicht geringer.

Allmählich aber merkte man doch, daß es Ernst werde. Die bayerischen Chevaulegerspatrouillen stießen auf feindliche Reiter; auch die Jägerposten mußten sich durch Schüsse unerbetenen Besuch abwehren; Rekognoszierungen wurden unternommen; kurz es sah kriegerisch aus. Dennoch ging auch der Friedensdienst noch nebenher. So nahm das 10te bayerische Jägerbataillon mit seinen von den Feldwachen abgelösten Leuten noch am 2. August eine Felddienstübung vor. Man wollte bei uns eben keine Gelegenheit versäumen, den soeben eingestellten Reservemannschaften noch einmal die einzelnen Vorschriften des Felddienstes praktisch in's Gedächtnis zurückzurufen und man that recht daran.

Unsere Gegner hatten in ihren Lagern bei Fröschweiler und Weißenburg zu derartigem wahrscheinlich keine Zeit. Sie mußten erst ihre unvollständige Mobilmachung vollenden, dazu weithin auf die Suche nach Lebensmitteln gehen, weil die Verpflegung anfangs so gut wie nicht geregelt war, und abgesehen davon, es war nicht französische Art, sich mit solchem „Zopf" das Leben sauer werden zu lassen. Nun der französische Vorposten-, insbesondere der Aufklärungsdienst war auch darnach. Wir werden mehr davon hören.

Hinter der jetzt dicht genug stehenden vordersten deutschen Linie schoben sich immer mehr die Massen der dritten Armee heran. Die ersten Tage des August wurden für die Truppen ziemlich unangenehm. Es regnete, was es konnte. Trotzdem mußte man wegen der sich immer mehr häufenden Mengen die Korps biwakieren lassen. An die durchweichten Lehmlager der großen Biwacks bei Bergzabern, Rheinzabern, Hagenbach, zwischen Germersheim und Landau u. s. w. werden alle, die sich dort vergeblich nach einem trockenen Plätzchen umsahen, noch lange denken. Da kam man zur Unterhaltung auch auf verschiedene lustige Ideen. So bildeten bei einem Bataillon der 8. bayerischen Brigade die Leute aus einer Anzahl nebeneinander gestellter leerer Kisten eine Art von Panorama dadurch, daß in jeder Kiste einer der damals an die Truppen ausgegebenen Bilderbogen über französische Armeeuniformen angeklebt war. Unteroffiziere traten, natürlich unter den komischesten Begleitreden, als die Erklärer auf. Es hatte dies recht gute Folgen, denn durch das Lächerlichgemachtwerden verloren vor allem die Turkos in den Augen unserer Leute sehr viel von ihrer ihnen angedichteten Fürchterlichkeit.

Am 3. August liefen die Nachrichten über das kleine Scharmützel bei Saarbrücken ein.

„Jetzt aber vorwärts!"

Dieser Wunsch ging nun endlich in Erfüllung. Die seit 12, 11 und 10 Tagen in der südöstlichen Pfalz verstreuten Vortruppen wurden auch aus ihren Allarmquartieren genommen

und in den großen Biwaks zusammengezogen und die jetzt vollzählig anwesenden Hauptmassen der dritten Armee schoben sich bis zum 3. August abends in der Art vor, daß das V. preußische Armeekorps hinter der bei Bergzabern stehenden Division Bothmer des II. bayerischen Korps bei Billigheim, das XI. preußische dicht daneben bei Rohrbach, die Reste des II. bayerischen bei Landau, das I. bayerische westlich Germersheim, die 4. Kavalleriedivision östlich Landau, die badische Division bei Hagenbach und die württembergische auf dem rechten Rheinufer bei Knielingen an der Maxauer Rheinbrücke im Biwak lagen. Die dritte Armee stand also dichtgedrängt zu dem für den 4. August beabsichtigten Vormarsch in das Feindesland bereit.

Bei den Franzosen war man noch lange nicht soweit. Die Hauptkräfte der Truppen des Marschalls Mac Mahon waren in der Linie Hagenau, wo sich der Marschall selbst befand, Reichshofen und Lembach verteilt. Das VII. Armeekorps sammelte sich bei Colmar, wurde aber später, wie schon erwähnt, nach Belfort zurückgezogen. Vorgeschoben gegen die Grenze war nur die Division des Generals Abel Douay mit der Kavallerie-Brigade Septeuil in der Gegend von Weißenburg. Letztere befand sich in einer schwierigen Lage. Ihre Stellung auf dem Geißberg und in der Stadt Weißenburg war gut; vom Feinde hatte man noch sehr wenig erfahren und von den eigenen Truppen wußte man nur, daß sie nach und nach herankämen. Nun aber trafen am 3. August verschiedene Nachrichten über das Auftreten starker feindlicher Kräfte nördlich der Lauter ein. Was war das naturgemäße Handeln, welches nötig wurde? Rekognoszieren. Früh morgens 5½ Uhr am 4. August wurde daher auch der Oberst d'Astugues mit 1 Bataillon Turkos und 2 Eskadrons 11ter Jäger zu Pferd entsendet, um das Gelände jenseits der Lauter aufzuklären. Wo in der Welt diese Truppen herumirrten, weiß kein Mensch, denn gegen 7½ Uhr kamen sie wieder in das Biwak zurück und ihr Führer meldete dem General Douay, daß er nichts vom Feinde entdeckt habe. Jetzt dünkte man sich so sicher, daß man gar keine umfangreichen

Vorposten mehr ausstellte, sondern die ganze Division teils abkochen, teils zur Herbeischaffung der Biwakbedürfnisse auseinander gehen ließ.

Bei den Deutschen ging es ganz anders zu. Bei den meisten Truppenteilen wurde schon bei Tagesanbruch vollständig abgekocht; die Mannschaft erhielt aber den Befehl, das gesottene Fleisch in den Feldkesseln mitzunehmen. Bei anderen bereitete man wenigstens Kaffee und zwar in solcher Menge, daß auch noch die Feldflaschen gefüllt werden konnten. Früh 6½ Uhr war alles marschbereit. Der an der Spitze der dritten Armee marschierenden 4ten bayer. Infanterie-Division wurde überdies befohlen, möglichste Stille aufrecht zu erhalten. Es waren also alle Vorbereitungen so getroffen, daß man den zu erwartenden Anforderungen eines Schlachttages vollständig gewachsen war.

Die Anordnungen, welche bei solchen Gelegenheiten seitens der höheren Führer getroffen werden, sind ganz andere, als es sich der Laie meistens vorstellt. Geradeso wie Leute, welche eine kindliche Unerfahrenheit in militärischen Dingen besitzen, der Ansicht waren, der General v. Moltke habe in irgend einem Fache des Berliner Generalstabs-Archives einen vollständigen, bis auf das kleinste Detail sorgsam vorher ausgearbeiteten Plan für den ganzen Feldzug des Jahres 1870 auf Lager gehabt, so glauben verschiedene auch, ein General könne am Abend vor einer Schlacht alle möglicher Weise eintretenden Fälle studieren und für jeden einzelnen derselben die nötigen Befehle in aller Ruhe vorbereiten. Ja, wenn das anginge! Dann könnten unsere Generale, etwa wie ein Richtertribunal auf Grund der aufgeschlagen vor ihm liegenden Gesetzbücher und Kommentare das Urteil ausarbeitet, so in aller Gemütlichkeit am Schreibtisch ein Siegesrezept zusammenfabrizieren, es an die betreffenden Unterführer austeilen und nun recht stillvergnügt den Ereignissen zusehen! Dem ist aber keineswegs so. Ebenso wie der große Generalstab und sein Chef vor dem Kriege nichts weiter thun konnten, als für den Aufmarsch der Armeen an der Grenze Sorge zu tragen und alle Organe des Heeres so zu erziehen, daß sie all' den plötzlich durch

das Verhalten des Feindes gestellten Anforderungen gewachsen sind, so kann auch der Führer im Felde vor einer erwarteten Schlacht nichts anderes thun, als für das Verhalten bis zum Zusammenstoße mit dem Feinde Anordnung treffen; für später aber muß er sich begnügen den Unterkommandierenden eine allgemeine Richtschnur aufzustellen. Das Bestreben eines jeden Untergebenen ist es dann die Absicht des Vorgesetzten zu treffen. Gelingt dies aber infolge der Maßregeln des Gegners nicht, dann sind eben neue Befehle nötig, und um sie richtig geben zu können, haben die Führer vom Augenblick an, wo die Fühlung mit dem Feinde gefunden ist, keine Sekunde mehr Zeit, sich Erholung und Ruhe zu gönnen, sondern sie müssen mit unermüdlicher Ausdauer sich unaufhörlich über die jeweilige Lage Klarheit zu verschaffen suchen, oft auf Grund plötzlicher Meldungen sich sofort über die wichtigsten Anordnungen entschließen, die betreffenden Befehle erteilen, und so weiter. Wenn also die Truppe ausgeruht aus dem Biwak abmarschiert und mit frischen Kräften den bevorstehenden Strapazen entgegengeht, dann reiten der General und sein Stab nach einer mit den Marschvorbereitungen und unzähligen anderen Arbeiten fast schlaflos verbrachten Nacht oft schon ziemlich ermüdet an ihrer Spitze und wissen, daß trotzdem auch für sie die höchsten Anstrengungen in geistiger, körperlicher und moralischer Beziehung erst kommen werden. Ja, auch in moralischer, denn es gehört eine größere moralische Kraft dazu, unter dem Eindrucke des jeden Augenblick möglicher Weise eintretenden Todes die folgenschwersten Entschlüsse kalten Blutes und mit ruhiger Überlegung trotz des Bewußtseins der kolossalen Verantwortung zu fassen, als im frischen Drauflosgehen einfach das zu befolgen, was man anbefohlen bekommen. Deshalb ist die Stellung eines Führers, eines Generals, eine so sehr schwere — aber dafür auch so hochstehende und geachtete.

Schon beim Vormarsch gegen Weißenburg dämmerte selbst in dem jüngsten Soldaten eine Ahnung von der zielbewußten Klarheit der deutschen Heerführung. Wir waren sicher, heute sollte es zum Kampfe kommen. Da staunte man aber auch, wie

sich von allen Seiten lange Kolonnen, gleich riesigen Schlangen heranschoben, wie eben Alles, was möglich war, zum Gefecht versammelt wurde, damit ja nicht ein einzelner Truppenteil durch die feindliche Übermacht einen Schlag erleiden würde, ehe man ihm rechtzeitig Unterstützung bringen könnte.

Bei den Hauptmassen war es nicht notwendig, die gleiche Stille wie bei der Avantgarde zu bewahren, denn diese befanden sich ja noch in zu großer Entfernung vom Feinde. Wenn sich nun die verschiedenen Abteilungen beim Passieren von Orten, bei großer Annäheruug der Wege aneinander oder beim Einrücken in die Biwaks sahen, so klangen die gegenseitigen Begrüßungsrufe laut genug durch die Luft und die Hurras erschallten dann besonders kräftig, wenn sie von nord- und süddeutschen Truppen sich gegenseitig zugerufen wurden. Selten mag eine Armee mit so stolzem Selbstvertrauen in die erste Schlacht marschiert sein, wie am 4. August 1870 die dritte deutsche.

Der Regen hatte nachgelassen und obwohl noch immer genug Feuchtigkeit in der Luft war, trat doch das Gelände auf immer weitere Strecken deutlich erkennbar hervor. Etwa um 8 Uhr morgens erreichte die forderste Spitze der Avantgarde, das 10te bayerische Jägerbataillon die Höhe von Schweigen. Es bot sich von dort eine überraschende Aussicht dar.

„Das also ist das Lauterthal und jenseits des Flüßchens liegt Frankreich! Ja, ja! Hier zu unseren Füßen sieht man Weißenburg mit seinen Wällen und Festungswerken; rechts dahinter erheben sich die Vogesen; der sich so deutlich markierende Vorberg mit jenen 3 Pappeln ist der Geißberg und dort — seht Ihr es? — das sind französische Truppen; das ist sogar ein ganzes Zeltlager."

Die Feldstecher flogen aus den Taschen; die Offiziere, welche vorgeritten waren und hier sich umschauten, erkannten zweifellos den Gegner und winkten nun sofort den nachfolgenden geschlossenen Truppen zu halten und sich zu decken. Auch die vorausschleichenden Jägerpatrouillen nahmen hinter Bäumen oder Weinbergterrassen Stellung und nun wurde nach rückwärts Meldung erstattet.

Wenige Minuten später war der Führer der Avantgarde, General Maillinger, auf der Höhe und zugleich trafen daselbst die Meldungen der vorausgeschickten Chevaulegers vom 2ten Regiment ein, daß Weißenburg selbst und die Weinberge nördlich der Stadt vom Feinde besetzt seien.

„Das Jägerbataillon geht gegen die Nordfront von Weißenburg vor: die Batterie fährt, sobald sie eine günstige Stellung findet, auf und eröffnet das Feuer!“

„In Kompaniekolonnen, in 2 Treffen auseinander gezogen, 1. und 2. Kompanie erstes Treffen — Richtung auf den großen Hauptturm der mittelsten Kirche von Weißenburg! — 3. und 4. Kompanie folgen auf 300 Schritt!“

Kaum waren diese Kommandos des Jägerkommandeurs erklungen, so ließen die für das erste Treffen bestimmten Kompanien ihre vorderen Züge ausschwärmen und folgten mit den übrigen auf dem vorgeschriebenen Abstande.

Der ebenfalls anwesende Batteriechef schickte einen Unteroffizier zu seiner Batterie zurück mit dem Befehle, ihm so schnell als möglich nachzukommen, und ritt selbst im Galopp vorwärts, um sich eine gute Stellung für seine Geschütze zu suchen. Südlich Schweigen führt ein Feldweg halbrechts in die Weinberge. Hauptmann Bauer jagte ihn entlang. Da findet er ein freies Feld; er winkt; rasselnd braust seine Batterie heran. Das erste Geschütz verläßt auf den Wink des Hauptmanns den Weg und nimmt nun die Richtung direkt auf Weißenburg.

„Batterie links marschiert auf — Galopp marsch!“

„Batterie — halt!“ —

„Im Avancieren — protzt ab!“ —

„Mit Granaten geladen!“

„Auf den vordersten Teil von Weißenburg geradeaus — $4\,^{2}/_{16}$ Grad, $^{1}/_{2}$ rechts!“

„1. Geschütz — Feuer!“

Jetzt blitzte und krachte es; eine lange Dampfsäule entfuhr dem metallenen Schlund; der erste eiserne Gruß der dritten deutschen Armee aus einer bayerischen Kanone sauste hinüber

über die dicht vor der Batterie sich hinziehende Grenze nach dem wälschen Lande, nach feindlichen Herzen.

Die nunmehr ganz entwickelten 10ten Jäger waren ununterbrochen vorwärts geeilt.

Erstaunt blickten sie um, als sie die rasch aufeinanderfolgenden Schläge ihrer Avantgardenbatterie vernahmen. Sich länger zu äußern oder zu besprechen, hatten sie aber keine Zeit.

Patsch, patsch klang es plötzlich da vor ihnen in den Weinbergen und gleich darauf pfiff es ihnen scharf an den Ohren vorbei. Man brauchte keinem Manne zu sagen, was das sei; er wußte es deutlich genug. Das waren Chassepotgeschosse, die ihnen galten, den schmucken Jägern vom Main, ihnen zugesendet von den schwarzen und braunen Burschen der afrikanischen Wüste, welche in ihren hellblauen Jacken jetzt deutlich zwischen den grünen Rebstöcken sichtbar wurden.

„Jesus, Maria, Josef!“ — Es war sein letzter Ruf, dann schlug er mit der Stirn hart an den Chausseebaum an und sank langsam zu Boden. Aus dem kleinen runden Loche unter der Schulter floß das Blut und das Leben des armen Burschen. Der Krieg hatte sein erstes Opfer gefordert.

„Halt! Nieder! Auf die feindlichen Schützen in den Weinbergen vor uns — 550 Schritt — Schützenfeuer!“

Nun gings los. Das knatterte und prasselte und zwar auch auf der bayerischen Seite so hell und scharf wie drüben bei den Turkos. Die 10ten Jäger waren nämlich schon mit den neuen Werdergewehren ausgerüstet, welche den Chassepots in gar nichts nachstanden. Bald erkannte man aus den zahlreichen Rauchwölkchen beim Feinde, daß er ziemlich stark sei. Trotzdem rückten die Jäger zwar langsam, aber stetig von Stellung zu Stellung vor. Zu ihrer Unterstützung wurde nun noch 1 Bataillon 5er vorgezogen und von da an der Feind immer mehr gegen die Stadt zurückgedrängt.

In einer hinteren Stellung lagen bei einem Unterstützungszug in einer verdeckten Stellung zwei befreundete Jäger (Freiwillige) neben einander. „Das ist einmal schnell gegangen! Ich

glaubte, es würde uns noch eine Rede gehalten und wie im Manöver eine Art Spezialidee über das beabsichtigte Verhalten gegeben und nun plötzlich, ehe wir nur recht zu uns kamen, sind wir mitten im Gefecht. Das war beinahe zu schnell."

„Ja weißt Du, das kommt daher, weil wir bei der Avantgarde sind. Hinten beim Gros werden die Kommandeure schon Ansprachen halten, aber unser Oberstleutnant hatte ja mit dem besten Willen keine Zeit dazu."

„Wenn wir nur wenigstens auch noch vorkommen. Bei einem Unterstützungszug ist es zu langweilig, denn man sieht nichts."

In diesem Augenblick kam ein Jäger aus der Plänklerkette gelaufen und rief dem Zugsführer zu: „Die Unterstützungszüge zur Verstärkung schwärmen."

Im Nu waren auf den Befehl ihres Leutnants die Jäger in der Höhe und liefen nach der Plänklerkette. Ihr Eintreffen riß die ganze Linie ein weiteres Stück vorwärts.

„Herrgott, da sind Tote und Verwundete!"

Die Jäger waren in der Linie angekommen, welche die Franzosen im Anfange inne gehabt und wo sie die ersten Verluste erlitten hatten. Hier lagen also auch die ersten, in deutsche Hände gefallenen Feinde. Es waren große, stämmige, fremdartig genug aussehende Burschen, die mit ihren schwarzbraunen Gesichtern, den hellblauen, mit bunten Borten besetzten weiten Uniformen und ihren turbanartigen Kopfbedeckungen manchen Maler in Entzücken versetzt hätten. Die Jäger aber fanden nicht lange Zeit, sich mit den Verwundeten abzugeben.

„So sehen also die Turkos aus. Na, schön sind solche Affengesichter gewiß nicht. Da müssen wir doch einige unverwundete Exemplare fangen!" — Der Kampf ging weiter. Plötzlich fiel hinter der deutschen Plänklerlinie ein Schuß und der Freiwillige, welcher so sehr wünschte, schnell vorzukommen, stürzte von rückwärts getroffen, schwer verwundet nieder. Seine umblickenden Kameraden erkannten sofort, daß ein mit durchschossenem Bein auf dem Boden liegender Turko ein noch rauchendes

Gewehr in der Hand hatte und sich soeben bemühte, dasselbe von neuem zu laden.

Ein Gefreiter wollte zuspringen und den Verwundeten packen. „Zurück! Der Kerl gehört mir!“ rief es, legte an, zielte, schoß und ehe der Franzose ein zweites Mal einen meuchlerischen Versuch machen konnte, hatte ihm das Werdergeschoß des andern Freiwilligen den Schädel zerschmettert. Der Kamerad war gerächt. — Was konnte diesen Turko verleitet haben, jetzt noch, wo er verwundet und gefangen dalag, auf so völkerrechtswidrige, frevelhafte Art zu handeln? War es Fanatismus? — Vielleicht! War es Heroismus, der den sicheren Tod der Gefangenschaft vorzog? — Möglich, aber nicht wahrscheinlich.

Was war es denn? Fast gewiß kann man antworten: Folge der ganz haarsträubenden, unverantwortlichen Nachlässigkeit der französischen Offiziere, welche ihre Leute nicht nur nicht über das Verhalten gegenüber dem Feinde außerhalb des Kampfes und über die Gesetze des allgemeinen Völkerrechtes belehrten, sondern welche es ruhig geschehen ließen, wenn über das deutsche Heer die entsetzlichsten Lügen verbreitet und dadurch die den rohen Kabylensöhnen an und für sich schon innewohnende Wildheit zu wahrhaft bestialischen Thaten aufgereizt wurde. Der arme bethörte Verwundete erwartete sicher, ermordet zu werden. Da wollte er doch vorher wenigstens noch einen der verhaßten Feinde aus der Welt schaffen und deßhalb nahm er seine letzte Kraft zusammen, um denselben von rückwärts meuchlings zu ermorden. Wen trifft die Schuld an solchen Verbrechen? Den rohen Kabylen, der nichts von europäischen Gebräuchen und Gesetzen kannte oder seine Lehrer, die zu der „an der Spitze der Civilisation marschierenden Nation“ gehörigen französischen Offiziere, die ihn gar nicht oder sogar falsch unterrichtet haben? Ich frage noch einmal: „wen trifft die Schuld?“

Neben der Batterie Bauer war noch die Batterie Wurm aufgefahren und die ganze 4te bayerische Division teils bei Rechtenbach und Schweigen, teils bei Ober-Otterbach aufmarschiert.

Die Franzosen wurden durch die ersten deutschen Kanonen-

schüsse vollständig überrascht. Nach der ergebnislosen Rekognoszierung des Obersten d'Astugues hielt man es nämlich nicht mehr für notwendig, Vorposten auszustellen und Patrouillen zu entsenden. Auch als man jetzt auf so nachdrückliche Weise von der Anwesenheit der Deutschen überzeugt wurde, glaubte noch niemand an einen ernsten Angriff, sondern man meinte, es handle sich um eine einfache Rekognoszierung. Die Truppen ließen daher ihr Zeltlager stehen, ergriffen nur die Gewehre und rückten vorwärts, um die in Aussicht genommene Gefechtslinie an der Lauter zu besetzen. Außerdem wurden aber doch das Dorf Altenstadt und das Schloß auf dem Geisberg besetzt und letzterer zur Verteidigung eingerichtet. Zugleich protzte eine Batterie beim Bahnhof von Weißenburg ab und eröffnete das Feuer und andere Batterien entwickelten sich auf der Höhe des Geisberges. Auf Befehl des Generals Douay besetzte nun das ganze erste Turko-Regiment die Stadt, die Weinberge vorwärts derselben und den Bahnhof. Diejenige Truppe, der die Franzosen also die Ehre zuerkannten, zuerst zum Handkuß zu kommen, die Bataillone, von denen sie sich den ersten gewaltigen Eindruck auf den Gegner versprachen, bestanden nicht aus Franzosen, sondern aus arabischen Wüstensöhnen, aus muhamedanischen Afrikanern. Bei uns hat es vielfach der Zufall ergeben, daß eine bayerische Division zuerst angriff. Sie hatte aber ein gewisses Recht, diese Ehre zu fordern, denn die 4te bayerische Division bestand großenteils aus Pfälzern, welche um ihre heimischen Herde und um ihren vaterländischen Boden kämpften.

Auf bayerischer Seite erkannte man bald, daß die feindliche Stellung verstärkt worden war. Auch bemerkte man, daß 2 französische Bataillone gegen den rechten deutschen Flügel, vorgingen, zu dessen Deckung schon beim Beginn des Vormarsches 1½ Bataillone 9er unter Major v. Ebner entsendet worden waren. General v. Maillinger ließ nun seine Infanterielinie rechts noch durch 7er verlängern und allmählich wurden auch die Bataillone der 7ten Brigade entwickelt. Die französische Artillerie machte sich mit der Zeit fühlbarer und deßhalb ließ der General einen aus

ausgewählten Leuten des 10ten Jägerbataillons zusammengestellten Scharfschützenzug gegen dieselbe vorgehen. Das war für den Oberleutnant Freiherrn v. Maßenbach und seine Jäger gerade die richtige Aufgabe. Ohne Schuß drang der Zug, um den äußersten bayerischen Flügel herum, weit über die Plänklerlinie vor bis an die vom deutschen Thor Weißenburgs nach dem Windhof führende Straße und eröffnete von dort das Feuer.

„Zuerst auf die Offiziere und Bedienungskanoniere halten!“

„Jetzt auch einige Pferde niederschießen!“

„Herr Oberleutnant! Die protzen auf.“

„Schnellfeuer Jäger! Visier — 400 —“ Es ging nicht mehr; das Geschoß hatte den tapferen Offizier zu gut getroffen. Sein Bursche lief herbei und legte ihn sorgsam zwischen Rebenstöcken zur Seite. Die Jäger aber hatten nur Zeit zu einem mitleidsvollen Blick auf ihren so sehr beliebten Offizier, dann schoßen sie weiter: denn sie waren sich wohl bewußt, daß es hier auf Sekunden ankam. Der Erfolg dieses Zuges 10ter Jäger war auch ein glänzender. Nach wenigen Minuten mußte die französische Batterie abfahren. Oberleutnant Baron Maßenbach sah, daß sein Blut nicht umsonst vergossen ward.

In der Mitte der bayerischen Linie war das Gefecht ein stehendes geworden. Auf dem rechten Flügel glückte es aber dem Oberleutnant Emmerich mit seinen Jägern in einem Hohlweg bis an das Glacis von Weißenburg dicht gegenüber dem Bitscher Thor zu gelangen. Soweit man mit dem Feldstecher erkennen konnte, waren der Graben und die Mauer der Festung leicht überwindbar. „Was sollte man da lange zögern? Wir stürmen das Thor!“ So dachte der Offizier; so meinten auch seine Leute und in ihrem Eifer übersahen sie ganz, daß ein Zug von etwa 50 noch so tapferen Jägern nicht eine befestigte und wohl verteidigte Stadt einnehmen kann.

„Sekondjäger*) N., nehmen Sie mit dem zweiten Halbzuge die Krete des Walles und das Thor tüchtig unter Feuer, wäh-

---

*) Damalige bayerische Bezeichnung für Jäger-Sergeant.

Bayerische Staatsbibliothek München

rend ich mit dem ersten Halbzug den Graben zu überschreiten und den Wall zu ersteigen versuche. Sind wir oben, so folgen Sie nach. Mißglückt aber der Angriff, so besetzen Sie rasch jene Höhe rückwärts und feuern lebhaft auf das Thor, um unseren Rückzug zu erleichtern. Haben Sie mich recht verstanden?"

„Jawohl, Herr Oberleutnant!"

„Erster Halbzug — Bajonett aufs G'wehr!" *)

Während die eine Hälfte der Leute fortschoß, damit keine Pause im Feuer entstand, steckte die andere die Yatagans auf die Gewehre. Nun übernahm diese wieder das Feuer und die erstere machte sich sturmbereit. Jetzt war alles zum Angriff gerüstet. Noch ein lebhaftes Schnellfeuer, dann sprang der tapfere Offizier mit hochgeschwungenem Säbel vor die Linie seiner Leute und kommandierte:

„Zur Erstürmung des Walles auf — Laufschritt vorwärts marsch*) — Hurra! Hurra! Hurra!"

Begeistert lief und schrie die Mannschaft ihrem Oberleutnant nach und anfangs blieb kein Jäger des ersten Halbzuges zurück. Dann freilich kamen die kleinen Dinger, die man gar nicht fliegen sieht und deren Gewalt doch eine so kolossale ist, und da stürzte ein braver Bursche nach dem anderen. Schon ziemlich schwächer kam der Halbzug im Festungsgraben an.

„Um Gotteswillen, der ist sumpfig! — Thut nichts! vielleicht geht's doch!"

Es ging aber nicht. Die schneidigen Angreifer blieben einfach im Moraste stecken und dies benützten nicht allein die militärischen Verteidiger der Stadt, sondern vor allem deren Bürger, um mit allen möglichen Waffen auf die nur wenige Schritte vor ihnen fast wehrlos in Moor und Schilf sich abmühenden Jäger zu feuern.

Der Oberleutnant und die meisten seiner Leute wurden schwer verwundet; 9, die bis fast an das Thor gelangt waren,

---

*) Alte bayerische Kommandos.

mußten sich gefangen geben — der zu kühne Angriff war gescheitert.

Der Sekondjäger zog sich nun mit dem zweiten Halbzug zurück und nahm gegenüber dem Bitscher Thor Aufstellung.

Auf der Höhe von Schweigen war unterdessen der Oberbefehlshaber der dritten Armee, der Kronprinz von Preußen eingetroffen.

Fast alle anwesenden Bayern des II. Korps erblickten dort diesen ritterlichen Feldherrn zum erstenmale. Im Nu hatte aber die reckenhafte Gestalt mit dem männlich schönen und so überaus freundlichen und wohlwollenden Gesicht aller Herzen gewonnen.

Zugleich sah und erfuhr man, daß die Spitzen des V. und XI. preußischen Korps in beschleunigtem Marsche herbeieilten und die 3te bayerische Division bereits in nächster Nähe angekommen sei.

„Exzellenz, beim Windhof feuern schon preußische Geschütze!“

Jetzt hielt es den bayerischen General von Bothmer, dem diese Meldung galt, nicht länger. Sollten ihm die norddeutschen Kameraden zuvorkommen?

„Königliche Hoheit! Ich beabsichtige nunmehr zum energischen Angriff auf die Front der gegnerischen Stellung vorzugehen!“

Der Kronprinz billigte diesen in fragendem Tone vorgetragenen Entschluß.

Nun kam Leben in die ganze Umgebung des Generals. Adjutanten und Ordonnanzoffiziere sprengten nach allen Seiten davon und bald zeigte es sich, welche Befehle dieselben überbracht.

Hier fuhren die bisher noch in Reserve gehaltenen Batterien der Bayern auf, dort setzten sich die 9er und die 6ten Jäger in Bewegung und in der Mitte führte General Maillinger persönlich die dritten Bataillone der 11er und 14er vor.

Um die gleiche Zeit, etwa um 11 Uhr, war das in die

rechte Flanke entsendete Detachement des Majors von Ebner, ohne auf einen Feind zu stoßen, in das Lauterthal gekommen und ging nun von Westen her gegen Weißenburg vor.

Die von Schweigen aus durch die Weinberge gegen die Stadt andringende Infanterie des Generals Maillinger trieb die im Vorgelände eingenisteten Turkos unaufhaltsam vor sich her und bald war man vor den Wällen und dem Landauer Thor angekommen. Hier mußte aber gehalten werden.

„Sollte es denn nicht möglich sein, das Thor zu stürmen?"

Nein, es ging nicht. Zweimal lief der Major Freiherr von Feilitzsch vergeblich mit seinen 5ern gegen die Mauern und die aufgezogene Brücke an. Zum Übersteigen waren die Befestigungen zu hoch; Leitern gab es nicht; da blieb eben nichts übrig als — zurück. Ebenso scheiterten die Versuche der 14er an den unüberwindbaren Befestigungen und dem Feuer des Verteidigers.

Es trat also für die Bayern eine gezwungene Pause in ihrem bisherigen Siegeslaufe ein.

Schon machte man sich auf ein längeres, stehendes Gefecht gefaßt, da ertönte in der linken Flanke verstärkter Geschützdonner und auch ein heftiges Kleingewehrfeuer wurde vernehmbar.

„Das sind die Preußen!"

Sie waren es auch und bewiesen durch ihr rechtzeitiges Eintreffen gleich in der ersten Schlacht, daß man sich auf diese Kriegskameraden rückhaltlos verlassen konnte, denn wenn es nötig wurde, waren sie da und so hielten sie es nicht nur anfangs an den Vogesen, sondern immer, in den Argonnen, an der Maas, im Süden an der Loire, vor Paris, im Norden und ganz zuletzt an der Schweizer Grenze, kurz überall wo deutsche Truppen gegen Franzmänner kämpften.

Wir wollen nun den Anmarsch des V. und des XI. preußischen Korps etwas näher betrachten.

Früh 4 Uhr verließ die Avantgarde des ersteren unter General von Sandrart (4te Dragoner, 5te Jäger, 58er, 59er und 2 Batterien) ihr Biwak und marschierte über Kapsweyer

und Schweighofen gegen das Gelände links von Altenstadt vor. Die Massen des Korps folgten über Barbelrodt und Nieder-Otterbach.

Das XI. Korps drang durch den großen Bienwald vor.

Die Wege waren infolge des langen Regens der letzten Tage fast grundlos. Dafür aber trocknete die Sonne, die schon in den frühen Morgenstunden die rasch verschwindenden Wolken durchbrochen hatte, schnell die vom Biwak her durchnäßten Uniformen und brannte ordentlich stechend herunter.

Beim V. Korps vernahm man bald genug das Feuer aus der Gegend von Weißenburg.

„Das sind die Bayern! Na die werden doch nicht den Feind so schnelle verjagen, daß wir bloß das Nachsehen haben?"

„In Halbbataillone in Kompanie-Kolonnen aufmarschieren! — Die Fahnen enthüllen!"

Wie ergriff doch der letztere Befehl alle Herzen. Man ist im Frieden gewohnt, das Symbol militärischer, höchster Ehre fast immer in seinem schwarzen Lederfutteral mit der Messingspitze zu sehen. Wenn es enthüllt wird, so geschieht dies nur bei feierlichen Gelegenheiten und konnte es eine geeignetere geben, als die heutige, den Vormarsch in die erste Schlacht?

Als nun die stolzen Zeichen frei in der Luft flatterten, da schwor sich wohl jeder brave Soldat, daß, soviel an ihm liege, nichts versäumt werden solle, damit die teuere Fahne nicht in Feindeshände falle, sondern vielmehr sie mit vorzuführen mitten in die Stellung des Gegners und dort aufzupflanzen als Beweis, daß der Punkt erobert, der Franzmann besiegt, geschlagen und verjagt sei.

Was sie gelobt, das haben sie gehalten. — So geht's, wenn Gott will, bei den Deutschen jetzt immer.

In schnellstem Marsche drängten 5te Jäger und 58er nun gegen die Vorstadt und den Bahnhof von Weißenburg, die 59er südlich gegen die Lauter vor. Die Dragoner eklairierten voraus.

Da kracht es in den Weinbergen. „Sind es Franzosen?"

„Nein, Bayern! Aber die schießen auf Franzosen!"

„Gut! Vorwärts; wir werden sie auch gleich haben!“
Gleich darauf kamen schon die ersten Chassepotgeschosse.
„In die Stellung an dem Graben — marsch, marsch!“
Wie flogen da die munteren 5ten preußischen Jäger und die 58er vorwärts.

„Auf die feindlichen Schützen — Visier 500 Schritte — Schützenfeuer!“

Der Rummel ging los; die Bayern konnten hören, die Preußen waren da.

Bei diesem raschen Vordringen hatte man gar nicht gemerkt, daß man sich schon in Frankreich befand. Aber es war so; man hatte die Grenze überschritten; doch es gab jetzt keine Zeit zu Betrachtungen; dort war der Feind — Drauf!

Anders verhielt es sich beim XI. Korps. Dieses überschritt, ohne auf einen Gegner zu stoßen, die Lauter und damit die Grenze.

Begeistert erklangen die Hurra's jedes einzelnen Truppenteiles, wenn er den französischen Boden betrat. Dann aber eilte alles um so rascher vorwärts, um westlich abzubiegen, dorthin, wohin der große soldatische Magnet, genannt Kanonendonner, hinzog, gegen den Geißberg, auf dem man französische Geschütze im Feuer erblickte.

Etwa um 11 Uhr war also der Stand der Dinge folgender: die Bayern des Grafen Bothmer (4te Division) befanden sich in hinhaltendem Gefecht um Weißenburg, die 3te bayer. Division dahinter im Anmarsch; das V. preußische Korps griff mit der Avantgarde in den Kampf ein, während sein Gros gegen Altenstadt herbeieilte, und das XI. preußische Korps marschierte gegen den Geißberg. Württemberger und Badener drangen über Lauterburg vor; die Entscheidung rückte heran.

VII.

Weißenburg. Eroberung der Stadt und des Geißberges.

War bisher der Kampf ein ausschließlich zwischen Bayern und Franzosen geführter, so fiel mit dem Auftreten der Preußen diesen bald eine sehr wichtige und außerdem die ernsteste und verlustreichste Aufgabe zu. Der Führer des V. preußischen Korps hatte bei General Graf Bothmer anfragen lassen, wo letzterer wünsche, daß die Preußen eingreifen sollten und erhielt den Bescheid, er möge auf die rechte Flanke des Gegners drücken.

Daraufhin blieb die Avantgarde des V. Korps in der von ihr schon eingeschlagenen Richtung, während sich das Gros des Korps nun ebenfalls auf Weißenburg in Bewegung setzte. Der Marsch wurde möglichst beschleunigt.

„Rechts heran! — Platz! — Die Artillerie kommt!“ — So schrie es von hinten vor und deutlich genug verkündete das Rasseln und Dröhnen, wie nahe die Geschütze schon waren. Plötzlich gab es eine Stockung bei der Artillerie, weil die auf der Straße marschierenden Infanteristen nicht zur Seite wichen und die tiefen Chausseegräben und dahinter stehenden Weinberge ein Ausbiegen mit Kanonen unmöglich machten.

„Herr Kamerad, warum wird denn da nicht rechts marschiert?“ rief der Kommandeur der Batterien dem kurz vor ihm reitenden Infanteriemajor zu.

„Weil die Brücke über den Bach vor uns so eng ist, daß die Leute nicht ausweichen können.“

„Ich muß aber im Trabe vorfahren, um die bayerische Artillerie am Windhofe zu verstärken.“

Der Infanteriestabsoffizier sah sich um. Die Kolonne der heranmarschierenden Regimenter war endlos. Deren Übergang abzuwarten erschien unmöglich. Ein Blick in den Bach ergab

folgendes Resultat: „diesseitiges Ufer steil, aber für Infanterie leicht erkletterbar; Wassertiefe etwa 2 Fuß; jenseitiges Ufer ebenfalls ersteigbar.“

Also rief er seinen Kompaniechefs so laut zu, daß die Musketiere es hören konnten: „Die Artillerie muß im Trabe vor über die Brücke. Unsern Übergang abwarten kann sie nicht. — Rechts um!“ — Die Leute verließen die Straße, machten durch die Brücke frei und drängten sich zwischen den Rebpflöcken hindurch.

„Links um! — Durch den Bach waten und jenseits allmählich wieder an die Straße herankommen!“

Ohne Zögern schritten die Kompanien durch das den Mannschaften bis fast an den Gürtel reichende Wasser. Dadurch war es der Artillerie möglich, über die Brücke vorzutraben und der Marsch der rückwärtigen Infanterie-Abteilungen wurde nicht aufgehalten.

Unterdessen war auch das XI. preußische Korps herangerückt so schnell es konnte, und die ganze 21te Division hatte sich in westlicher Richtung an das Schlachtfeld herbeigeschoben, um vielleicht doch noch eingreifen zu können. Es kamen nun die Meldungen an, daß außer der Stadt auch der Geißberg stark besetzt sei. Der Führer des V. Korps, General v. Kirchbach, war bei Schweighofen eingetroffen und ließ den Bayern mitteilen, daß sie nunmehr auf kräftige Unterstützung rechnen könnten. Außerdem verabredete er mit dem Führer des XI. Korps, General v. Rose, das Vorgehen gegen den Geißberg in der Art, daß die Truppen des V. Korps diese Stellung in der Front von Norden her, jene des XI. dieselbe in der rechten Flanke von Nordosten und Osten aus angreifen sollten.

Nun ging es überall mit neuen Kräften vorwärts. Die 58er liefen gegen den Bahnhof an, den die Turkos mit großer Tapferkeit verteidigten. Durch das energische Feuer der letzteren erlitten die Angreifer so bedeutende Verluste, daß bald der Leutnant Spangenberg als ältester Offizier das Bataillon übernehmen und zum Sturm vorführen mußte. Ähnlich erging es den

5ten preußischen Jägern. Allein was schreckt es den deutschen Offizier in der Schlacht, ob auch noch so viele Kameraden fallen! Ein Blick des Abschieds — das ist alles. Zu weiterem reicht die Zeit nicht; es ruft die Pflicht. Diese läßt den Nachmann sofort die Aufgabe des Vormanns übernehmen; er denkt nur an das Ziel vor seinen Augen und darum: „Vorwärts Leute! Vorwärts! Hurra! Hurra!“ — Der Sieg wurde errungen; der Bahnhof war erstürmt.

Nach dem Kampfe, da gedenkt man freilich der lieben Kameraden, die das feindliche Blei und Eisen getroffen; da sieht man nach ihnen und sorgt für sie. Jetzt aber ist keine Zeit. Viel ist geschehen; vieles aber bleibt noch zu thun übrig. Nun heißt es vor gegen die Stadt selbst. In diese hatten sich die aus dem Vorgelände verjagten Turkos geworfen und schickten sich nun an, sie in Verbindung mit den schon auf den Wällen kämpfenden 74ten Linien=Infanteristen bis zum Äußersten zu halten.

Es brach aber kurz nach Mittag das Wetter von allen Seiten gegen die Stadt los. Je klarer es am Himmel wurde, desto dichter umzog es sich vor den Wällen, nicht mit Wolken, sondern mit deutschen Kämpfern und zwar hellblauen Bayern und dunkelblauen Preußen, welche mit einander an Tapferkeit wetteiferten. Erstere versuchten wiederholt, das Landauer Thor zu stürmen. Allein alle Bemühungen scheiterten an dessen Un=ersteigbarkeit. Ein Offizier kam auf den Gedanken, Geschütze zu erbitten, um es einzuschießen. Gesagt, gethan; man schickte zur nächsten, zufällig einer preußischen Batterie zurück. Kaum hatte man daselbst den Wunsch des meldenden Bayern verstanden, da trabte Leutnant von Berge mit seinen beiden schweren Geschützen schon los und bald krachten die von den preußischen Granaten getroffenen Thorpfeiler ganz bedenklich.

„Herr Hauptmann, sollen wir denn nur zuschauen, wie die Preußen das Thor einschießen? Bitte lassen Sie mich doch auch vor und den Wall bestreichen!“

„Meinetwegen fahren Sie mit ihren beiden Geschützen hin!“

Bald darauf pfiffen die Kartätschenkugeln der dicht am Grabenrand aufgefahrenen bayerischen Geschütze des Leutnants Jamin über den Wall und fegten alles hinweg, was den Kopf hervorstreckte. Das war ein Beispiel, wie sich die von den Franzosen erhoffte Uneinigkeit zwischen den nord- und süddeutschen Truppen in Wirklichkeit ausnahm. Anno 66 — ja da hätten wir die Preußen gerne geschüttelt, wenn es angegangen wäre. Anno 70 aber da hatte man den Bruderzwist vergessen; nicht äußerlich auf Kommando waren wir den Preußen zugethan, sondern im Herzen, so warm wie die kleinen Dinger bei uns im Süden in der Brust schlagen, denn wir wußten, daß es sich um unser gemeinschaftliches Recht handle und — daß wir mit den Preußen nicht angeführt waren. Daher die Innigkeit der jungen Kameradschaft; daher der sehnliche Wunsch, sie immer so zu unterstützen, wie wir wußten, daß sie auch uns beistanden. Außerdem aber wollten wir ihnen doch auch zeigen, wie sehr wir unsere Fehler von 66 gut machen konnten und dies ging nun freilich an den armen Wälschen hinaus. Statt der von ihnen fest erwarteten Uneinigkeit zwischen den verschiedenen Stämmen war also etwas ganz anderes entstanden, nämlich das Gefühl unauflöslicher Zusammengehörigkeit und ein mächtiger Wetteifer.

Die preußischen Geschütze legten allmählich die Thormauer fast ganz nieder; allein die Zugbrücke hing noch an den mit den Granaten nicht zu treffenden Ketten. Das währte den ungeduldig harrenden bayerischen 10ten Jägern und 11ern zu lange. Von letzteren sprang einer der damals noch mit Schanzzeug ausgerüsteten Kompaniepioniere, nämlich der Soldat Schroll vor, machte seine Axt frei und begann damit den letzten Kettenring aus der hölzernen Brücke herauszuhauen. Sofort folgten Jäger und 11er seinem Beispiel. Über sie hinweg flogen die bayerischen Kartätschgeschoße und hielten die Wallverteidiger fern.

„Tummelt*) Euch nor, sunst schieße uns die egene Leit Löcher in die Köpp!“ meinte ein pfälzischer Jäger.

*) Eilt.

„Haltst' ebber goar unsri Schwarz'n*) für so doalket,**) Jaga, daß s' uns für Turko ansег'n?" meinte der in Altbayern gebürtige 11er.

Er hatte Recht. Kein deutsches Geschoß traf einen der schneidigen Arbeiter. Nun fiel die Zugbrücke rasselnd herab. „Hurra! Hurra!" So erklang es gleich darauf in der Stadt und 1½ Kompanien 10ter Jäger, sowie die 3ten Bataillone der 11er, 5er, 9er und 14er drangen in die Stadt ein, wo sie rasch rechts und links die Wälle besetzten. Der Feind wich schleunigst in das Innere der Stadt zurück. Unterdessen waren die noch außen stehenden 2½ Kompanien Jäger gesammelt worden und zogen nun, ihr Kommandeur Oberstleutnant von Heckel an der Spitze, mit klingendem Spiel in Weißenburg ein. So freudig wie damals ertönten die Hörner wohl nie und so stolzen Trittes wie an diesem Tage marschierten die Jäger wohl selten nach dem Klang der heiteren Melodien. Unaufgehalten kam das Bataillon auf den Marktplatz vor die Mairie, wo sich der Maire zur Verfügung stellte. Die von hier aus in die Seitenstraßen entsendeten Züge brachten bald 19 Offiziere und über 400 Mann des 74ten französischen Linien-Regiments als Gefangene zurück.

Unterdessen hatte sich der Rest des mit Oberleutnant Emmerich gegen das Bitscher Thor vorgegangenen Jägerzuges dort immer noch gehalten. Eine auf den Wällen entwickelte französische Infanterie-Abteilung war anständig genug, das nicht zur Armee gehörige Gesindel, welches immer noch auf die im Graben liegenden verwundeten Jäger schoß, zu verjagen. Dafür verwehrte aber das Feuer dieser braven Gegner jede Annäherung an den Graben. Nun trafen jedoch hier das Seitendetachement des Majors von Ebner, sowie das später ebenfalls in die rechte Flanke entsendete 6te bayerische Infanterie-Regiment ein und überschütteten die Verteidiger des Walles mit Feuer.

Während dieser Begebnisse waren auch die Preußen immer

---

*) Spitzname für die Artilleristen.
**) dumm.

weiter vorgedrungen und hatten Weißenburg von Osten und sogar Südosten umgangen. Vor den im Bahnhof noch aufgehaltenen anderen Truppen trafen die 47er vor dem Hagenauer Thor ein. Das Feuer der wenigen Verteidiger wurde niedergekämpft und die schwache Besatzung der Wälle gehorchte der Aufforderung sich zu ergeben. Durch das nun geöffnete Thor zog Major von Mittelstädt mit seinen 47ern ein. Als sie in die Nähe des Marktplatzes kamen, hörten sie laute Hurras. „Sollte es noch einmal in der Stadt losgehen.“ Es war eine irrige Ansicht. Die freudigen Rufe kamen von den dort aufmarschierten bayerischen Jägern, die ihre anrückenden preußischen Kameraden so stürmisch begrüßten. Daß diese nun nicht minder lebhaft antworteten, war klar.

Die wenigen in der Gegend des Bitscher Thores noch kämpfenden Franzosen sahen jetzt ein, daß ihnen auch der Rückzug durch das Hagenauer Thor verlegt sei, gehorchten den an sie ergehenden Aufforderungen und ergaben sich.

Um 1½ Uhr war Weißenburg vollständig erobert.

Nun übernahmen bayerische Truppen und 47er gemeinsam die Besetzung der Wälle; man stellte die Ordnung der einzelnen Truppenverbände wieder her und wartete, ob man nicht zu weiterer Verwendung benötigt würde.

Während nach der Einnahme der Stadt der Kampf für die Bayern der Division Bothmer, mit Ausnahme ihrer noch feuernden Artillerie, zu Ende war, begann für die Preußen des V. und XI. Korps erst der schwierigste Teil des Tages. Es handelte sich nunmehr um die Erstürmung des Geißberges. Wir müssen uns wieder um einige Stunden zurückwenden und sehen wie es etwa um 11 Uhr bei den Franzosen auf der Höhe aussah. General Montmarie, der Befehlshaber der dortigen französischen Brigade, hatte das Schloß des Geißberges, den in der Nähe davon liegenden Bauernhof Schafbusch, sowie die Hopfengärten des Berges und diesen selbst besetzen und überall Verteidigungsmaßregeln ergreifen lassen. Die Mitrailleusen-Batterie war in der Nähe der weithin sichtbaren 3 Pappeln fast auf

dem höchsten Punkte des Geißberges aufgefahren. General Douay, der Kommandeur der in den Kampf verwickelten französischen Division, war früh morgens aus seinem rückswärts gelegenen Quartier hier angekommen und leitete von da aus das Gefecht seiner Truppen. Deutlich konnte er erkennen, daß seine Turkos vor Weißenburg durch Übermacht zurückgedrängt wurden und daß gegen die Stellung auf dem Geißberg ganz gewaltige deutsche Massen anmarschierten.

Noch wäre es Zeit gewesen, dem drohenden, vernichtenden Schlage durch einen schleunigen Rückzug auszuweichen. Er konnte sich nicht dazu entschließen, die nötigen Befehle hierzu zu erteilen, obwohl er genau wußte, daß es nicht mehr möglich war, von der nächsten verbündeten Abteilung, der über 15 Kilometer entfernten Division Ducrot, rechtzeitige Unterstützung zu erhalten. Warum blieb er doch und überlieferte dadurch seine Division dem so leicht vorauszusehenden und leicht abzuwendenden Verderben? Die Antwort ist nicht schwer. Der Grund lag in dem der französischen Armee anerzogenen Buchstabengehorsam, der dort die Stelle jenes denkenden Gehorsams einnahm, wie er in dem deutschen Heere herrschend war. General Douay hatte den Auftrag erhalten, bei Weißenburg zu bleiben, also blieb er. Daß die Verhältnisse eine Änderung des Befehles durch ein selbständiges Eingreifen seinerseits bedingen könnten, kam ihm gar nicht in den Sinn. Wie ganz anders sah es dagegen bei den deutschen Führern aus. Auch diese hatten ihre bestimmten Befehle erhalten. Sobald aber durch das Erscheinen des Feindes und die Nachrichten über dessen Stellung und Maßnahmen die Bedingungen, auf Grund deren jene Befehle erteilt waren, sich änderten, da wichen die deutschen Truppenführer ohne weiteres auf eigene Verantwortung von der Ausführung ihrer früher erhaltenen Weisungen ab und handelten im Sinne der allgemeinen Lage nach eigenem Ermessen. So z. B. ließ General von Bose sofort die 21te Infanterie-Division von der durch das Oberkommando befohlenen Marschrichtung abbiegen und westlich vorgehen, als er den Kanonendonner von Weißenburg vernahm. Ebenso handelten auch

untere Führer in den verschiedensten Verhältnissen. Natürlich werden alle solche Änderungen an die höheren Stellen gemeldet, um dieselben immer in Kenntnis von allem zu erhalten. Das ist ja gerade die gewaltige Macht des deutschen Gehorsams, daß er nicht ein blinder ist, wie er es bei den Franzosen war, sondern daß er dem Untergebenen nicht nur die Freiheit gibt, sondern sogar die Verpflichtung auferlegt, unter eigener Verantwortung vom Befehle abzuweichen, wenn es die zu erfüllende Aufgabe erheischt. Wir erziehen eben keine Drahtpuppen, sondern denkende Männer. Der Gehorsam dieser ist ein zielbewußter und darum freilich sehr viel verlangender und feste Charaktere erfordernder. Dadurch wird aber auch die Aufgabe eines deutschen Truppenführers eine ganz andere, als es die eines französischen von 1870 war, und daß letztere nicht auf einem solchen Standpunkte sich befanden, das ist unter anderen auch eine der Ursachen der schweren Niederlage der Division Douay bei Weißenburg.

Über das den Turkos entrissene Dorf Altenstadt und den eroberten Bahnhof drangen gegen Mittag die Vortruppen des V. Korps, 5te Jäger, 58er, 59er und 47er heran. Weiter rückwärts folgten die Königs-Grenadiere. Von Nordosten und Osten her wendeten sich die nächsten Abteilungen des XI. Korps, 87er, 80er und 11te Jäger gegen die Höhen; der Sturm begann.

Gegenüber dem rechten Flügel dieser Linien stand eine französische Batterie, die vorher im Thale sich mit großer Tapferkeit am Kampfe beteiligt. Jetzt hatte sie einen sehr günstigen Platz auf einer Höhe gefunden, von dem aus sie den Abhang bestreichen und das Ersteigen desselben äußerst erschweren konnte. Freilich vermochte sie hier nicht lange auszuhalten, denn die deutschen Batterien am Windhofe und die gerade gegen die französischen Geschütze vordringenden 5ten Jäger machten ein längeres Verbleiben derselben zur Unmöglichkeit. Nach braver Gegenwehr gab der französische Capitain den Befehl zum Zurückgehen; die Batterie zog ab. Ein Geschütz aber, dessen Bespannung niedergeschossen war, blieb liegen. „Das müssen wir haben“ war der

Gedanke, der die ganze 1. Kompanie der 5ten Jäger ergriff, als sie den Vorgang bemerkte.

„Auf! Marsch, marsch!“ Alles rannte vor. Sonst machte man Sprünge von etwa 50 Schritten. Diesmal wurden es mehr als hundert. Nun mußte gehalten werden, denn mit dem feldmäßig gepackten Dachs*) in scharfem Laufschritt 100 Schritte bergauf über Stoppelfeld eilen, ist keine Kleinigkeit und der Mensch hat eben nur Lungen und keine Dampfmaschinen. Dazu kam noch der Umstand, daß eine französische Kompanie zur Verhütung einer Wegnahme des Geschützes, bis es abgeholt werden konnte, ein äußerst flottes Schnellfeuer eröffnete, welches man nicht unerwidert lassen konnte. Bald flogen die preußischen Langbleis ebenso hinauf, wie die Chassepotgeschoße ihren Weg bergab nahmen, nur mit dem Unterschied, daß erstere, als die Jäger etwas aufgeatmet hatten, besser den Weg in die feindliche Brust fanden, denn gut zu schießen verstanden die Franzosen damals noch recht wenig. Dafür schossen sie viel und unter dem Schutze eines gegen die anstürmenden Preußen geschleuderten Bleihagels wurden nunmehr 6 neue Pferde vorgeführt, um das in Gefahr geratene Geschütz zu retten.

„Was, die Kanone soll uns noch entgehen? Nun und nimmermehr!“ Dachte es und rief seine Leute zu einem neuen Sprunge vorwärts auf, nämlich der Feldwebel Meyer, der sich mit seinen Jägern auf dem äußersten rechten Flügel befand.

Fast atemlos kamen die braven Burschen in der von ihrem Zugführer bezeichneten Stellung an, aber noch frühzeitig genug, um durch einige rasch abgegebene Schüsse mehrere französische Pferde und Artilleristen zu töten und dadurch das Wegschaffen des Geschützes vorläufig zu verhindern. Dann ließ der Feldwebel ein äußerst wirksames Flankenfeuer auf die feindliche Kompanie eröffnen und als er bemerkte, daß hiedurch Schwanken und Unruhe bei den Gegnern entstand, pfiff er scharf und laut, worauf seine wohlgeschulten Jäger das Feuer einstellten.

---

*) Die Jägertornister hießen wegen ihres Dachsfelles „Dächse“.

„Seitengewehr pflanzt auf!“ Im Nu saßen die Hirschfänger auf den Büchsen. „Jäger, das Geschütz muß unser werden! Auf! Marsch, marsch! Hurra!“

Fast tollkühn stürmte die kleine Schaar vor, allein dem Mutigen ist das Glück hold; der Angriff gelang, nach wenigen Augenblicken war das französische Geschütz in den Händen der preußischen Jäger.

Freilich erholten sich die in der Nähe haltenden französischen Infanteristen bald von ihrer Überraschung, als sie die kleine Zahl der verwegenen Angreifer bemerkten und sie versuchten denselben das eroberte Geschütz wieder zu entreißen. Allein da machten sie wieder mit der deutschen Kameradschaft Bekanntschaft. Nicht einen Moment regte sich in den Offizieren der Jäger das Gefühl der Eifersucht darüber, daß es einem Unteroffizier als Zugführer gelungen war, die erste Trophäe des Feldzuges zu erobern, sondern sie thaten mit ruhiger Überlegung alles nur mögliche, um ihren Feldwebel zu unterstützen und den Besitz des genommenen Geschützes zu sichern. Dem Eingreifen derselben und der tapferen Verteidigung des sich schnell niederwerfenden Jägerzuges des Feldwebels Meyer gelang es, alle Versuche einer Zurückeroberung abzuweisen; die Kanone blieb in deutschen Händen. Es war dies wirklich das erste französische Geschütz, welches in der Schlacht durch blutigen Kampf dem Feinde entrissen worden war, weshalb die Nachricht der kühnen That der schlesischen Jäger nicht nur bei ihrem Korps, sondern bei der gesammten Armee, ja in ganz Deutschland, mit größtem Jubel begrüßt wurde.

Die abgewiesenen Franzosen zogen nun über den Rücken des Geißberges gegen Steinseltz ab, während die Jäger das Zurückbringen ihrer kostbaren Beute bewerkstelligen ließen und sich dann dem Vorgehen der links von ihnen angreifenden 58er und 59er anschlossen. Allmählich waren nicht nur diese Regimenter, sondern auch die 47er und die Königs-Grenadiere herangekommen und nun gings vorwärts gegen den vom Feinde besetzten Berg. Über die Köpfe der geschlossen anrückenden Bataillone hinweg

sausten die deutschen Granaten, um so lange als möglich den Kameraden von der Infanterie vorzuarbeiten. Der Angriff selbst erfolgte ganz der altpreußischen Tradition gemäß mit vorausgetragenen, enthüllten Fahnen, und unter dem Klange der im Takte geschlagenen Trommeln. Es ist ein sonderbares Instrument, dieses gespannte Kalbfell, dem sich nicht die Spur von einer Melodie entlocken läßt. Und doch reißen seine hellen, scharfen Töne den Hörer fort und wenn er auch noch so ermüdet ist, strengt er sich an, beim ersten Schlage jeden Taktes den linken Fuß hinaus zu bringen, um mit den anderen Kameraden Schritt zu halten, die ebenfalls der Schall der Trommel elektrisiert. Da schiebt sich die ganze Kompanie im gleichen Tritt vorwärts; nebendran eine andere; dort wieder eine, dort ebenfalls; dahinter kommen die dichtgeschlossenen Bataillone und alles hört auf das unscheinbare Kalbfell und müht sich und strebt vor. Die Schützen können nicht mehr schnell genug feuern und auch nebenzu Boden gewinnen, sie lassen sich von den Sturmkolonnen aufnehmen. Gliederweise springen sie jetzt voraus und schießen. Die Trommel aber gibt ihren Takt fest und bestimmt an. Einzelne Leute stürzen; niemand hat Zeit zu sehen, ob sie gestolpert oder ob das feindliche Blei sie getroffen; ramm-tamm-ramm-tamm schlägt es gleichmäßig weiter und vorwärts, vorwärts drängt die ganze Masse.

„Zur Attacke Gewehr rechts!“

Wie reißen da die Leute ihre Gewehre von der Schulter, wie klingt die Trommel jetzt immer schneller und schärfer, wie müht sich der Tambour, obgleich er vor Anstrengung fast atemlos ist, drauf zu schlagen, was er kann und wenn das Trommelfell kaput geht, — heute liegt nichts dran — ramm, tamm, ramm, tamm, ramm, tamm, so geht's fort, immer rascher, immer geschwinder, bis es kommt, das letzte Kommando: „Fällt das Gewehr! Marsch, marsch! Hurra! Hurra! Hurra!“ Jetzt hört er auf zu schlagen, denn nun kann er auch mit bestem Willen mit seiner Trommel nicht mehr durchdringen; das tausendstimmige Angriffsgeschrei würde doch den Schall seines Kalbfells

übertönen. Es hat vorläufig seine Schuldigkeit gethan und der brave Tambour auch. Vorne aber ist es losgestürzt, wie die gewaltigen Lawinen dort im Schöllenenthal, wenn der Föhn erst langsam, dann schneller die Schneemassen löst und sie sich mit Donnern und Dröhnen ihren Weg hinunter suchen und alles zerschmettern, was sich ihnen entgegenstellt.

Die Franzosen sahen ein, daß gegen einen solchen Angriff ein Widerstand in freiem Felde unmöglich. Schleunigst zogen sie sich, noch ehe sie mit den preußischen Bajonetten Bekanntschaft machten, zurück und überließen die weitere Verteidigung des Geißberges den Besatzungen des Schloßes und des Pachthofes Schafbusch.

Schon dieser erste Sturm hatte den Preußen schwere Opfer gekostet. Auch auf dem linken Flügel derselben, wo die 80er und 87er ebenfalls mit fliegenden Fahnen und schlagenden Tambours angegriffen hatten, waren bedeutende Verluste eingetreten. Aber der Erfolg lohnte dieselben. Die wichtigste Stellung des Feindes war erobert, die Höhe des Geißberges befand sich in preußischen Händen. Nur Schloß Geißberg und der Schafbusch wehrten sich noch mit zähester Tapferkeit. Überhaupt muß man den Franzosen nachrühmen, daß sie trotz der großen, taktischen Fehler, die sie begingen, sich doch vorzüglich schlugen. Es waren brave Truppen, welche sich hier auf das Äußerste gegen die deutsche Übermacht wehrten. Freilich ihre Fehler waren haarsträubend. Von ihrer übersichtlichen Stellung aus konnte man genau die Stärke der angreifenden Preußen erkennen und dennoch gab niemand rechtzeitig den notwendigen Rückzugsbefehl. General Douay büßte wenigstens mit seinem Blute. Inmitten der Mitraileusenbatterie bei den 3 Pappeln wurden er und sein Adjutant, Capitaine Closet, verwundet. Wenige Stunden später war der in den Schafbusch verbrachte General gestorben und es gelang seinen Leuten nicht mehr, die Leiche ihres tapferen Führers mitzunehmen. Im ersten Anlauf eroberten die hier von verschiedenen Seiten her ankommenden Abteilungen fast aller beim Sturm beteiligter Regimenter des V. und XI. Korps diesen Hof.

Anders beim Schloß Geißberg. Nördlich des Schlosses ist ein Hopfengarten. Die Höhe vor demselben war von den 47ern erstürmt worden. Aus dem Garten selbst aber wurde den Angreifern ein solcher Hagel von Geschoßen entgegengeworfen, daß ihr Vormarsch zum Stehen kam. Alle erneuten Versuche waren vergebens und als der Bataillonskommandeur, Major v. Winterfeld, gefallen war, beschlossen die übrig gebliebenen Offiziere, Verstärkungen abzuwarten. Dieselben waren aber auch schon nahe. Die Königsgrenadiere rückten an. Noch im Thale vor Altenstadt hatten sie ihre Fahnen enthüllt. „Treu bis zum letzten Atemzuge haltet bei diesem Symbol der Ehre aus. Mich werdet Ihr bei der Fahne finden; darauf gebe ich Euch mein Ehrenwort.“ Das war der Schluß der begeisterten Anrede, die der Major von Kaisenberg an seine Füsiliere hielt und die er auch getreulich befolgte.

Wie bei einer Regimentsvorstellung gingen die Königsgrenadiere mit schlagenden Tambours tadellos vor. Schnell waren die Franzosen aus dem Hopfengarten vertrieben. Wie nun aber die Preußen gegen das Schloß selbst anstürmen wollten, da war es, als ob die Hölle gegen sie losbreche, denn das Schloß spie förmlich Feuer und ein Regen von Blei prasselte auf die Grenadiere und die sich ihnen anschließenden Jäger und Musketiere anderer Abteilungen hernieder.

„Was hilft es, wir müssen das Schloß haben. Aus der Tete in Sektionen brecht ab!“ Nun springt Major von Kaisenberg vom Pferde und stellt sich an die Spitze der Sturmkolonne, rechts und links marschieren Offiziere neben ihm und so drängt sich alles in einem auf das Schloß führenden Hohlweg vorwärts. Der Feind aber erkennt bald, welch' gefährlicher Gegner sich hier naht und richtet all' sein Feuer auf den Hohlweg.

Stolz weht die Fahne der Königsgrenadiere. Vorwärts trägt sie ihr tapferer Führer. Er fällt. Der Major ergreift sie. Die Stange wird zerschmettert; schadet nicht. Der Major lebt und hält das Panier hoch; es zeigt nach vorwärts; die Grenadiere folgen. Hauptmann Batsch fällt, Premierleutnant Scholtz

ebenso, beiden ging das Geschoß durch den Kopf; die Sturmkolonne aber schiebt vorwärts, vorwärts! Unteroffiziere, Grenadiere fallen; drüber weg geht es vorwärts. Da reißt ein Geschoß den braven Major mit der Fahne nieder; Premierlieutenant Simon erfaßt letztere und ruft „Vorwärts.“ Nur einmal reicht es; dann ist er tot, die Kugel schlug durch's Herz. Aber schon weht die Grenadierfahne von neuem stolz in der Höhe. Premierleutnant von Lüttwitz hält sie. „Vorwärts, vorwärts!“ Da treffen ihn 2 Geschoße; er bricht zusammen.

Trotz der Todeswunde ruft Major von Kaisenberg noch: „rechts herauf!“ Seine Leute gehorchen und in einer Einsenkung sammeln sich die Reste des über jedes Lob erhaben tapferen Füsilierbataillons der Königsgrenadiere — ihr Angriff war gescheitert.

Links davon stürmt das II. Bataillon vor. Die Leute können fast nicht mehr atmen. „Halt! Tornister und Mäntel abgehängt!“ Das war schnell geschehen. So jetzt geht's wieder. Von neuem schlagen die Tambours, das Bataillon stürmt heran: der hier vorliegende Teil des Hopfengartens wird erobert und hinter den weichenden Franzosen drängen die Grenadiere nach. Sie kommen aber nur in den Hof und bis an die Mauern und vor die versperrten Thore des Schlosses. Ein Einsteigen ist unmöglich. Da ruhen die Grenadiere wenigstens etwas aus in dem sicheren Raum neben und unter den Schießscharten.

Ähnlich geht es dem I. Bataillon.

Was ist nun zu thun? Der tapfere Gegner lehnte die Aufforderungen sich zu ergeben ab; die Mauern sind unübersteigbar, die Thore zu stark, um eingesprengt zu werden; also was thun? In der Nähe waren Strohhaufen. Dorthin eilten Grenadiere, um Stroh zu holen und durch die Schießscharten Feuerbrände in das Schloß zu werfen. Die ersten wurden erschossen; anderen gelingt es. Das Mittel verspricht aber gegen die Mauern wenig Erfolg. Da schlagen plötzlich deutsche Granaten ein. Der Korpsführer selbst hat einer Batterie befohlen, Bresche zu legen. Nun müssen die Grenadiere aber rasch aus

ihrer Stellung an den Mauern hinweg, denn deutsche Granaten töten ebenso wie wälsche, wenn sie Königsgrenadiere treffen, statt Franzosen. Wieder muß man sich dem Feuer der Schloßbesatzung aussetzen, aber jetzt nicht mehr lange. In erster Linie die Artillerie, dann aber auch die Feuerbrände haben nämlich doch den Verteidigern gezeigt, daß ein längerer Widerstand fruchtlos ist.

Weiße Tücher wehen aus den Fenstern: das Thor öffnet sich.

„Hurra das Schloß ist unser!“

Die 6te Kompanie stand am nächsten und war zuerst am Thore. Ihrem Führer ergab sich der französische Capitaine, der im Schloß kommandiert.

11 Offiziere und etwa 200 Mann wurden hier gefangen genommen. Nun gab es auf dem Geißberg keinen Gegner mehr. Die Reste der Division Douay befanden sich auf der Flucht.

Der Kampf war beendet, der Sieg war errungen.

Gemeinsam hatten Bayern und Preußen die erste Schlacht durchgefochten, gemeinsam den Gegner geschlagen, vereint standen sie auf erobertem französischen Boden.

Jetzt hatte man Zeit sich den erhebenden, stolzen Gefühlen hinzugeben, die die Brust durchwogten. Freilich mischten sich auch trübe Gedanken dazwischen, denn die erkämpften Vorteile waren durch große Opfer erkauft. Die Königsgrenadiere, die 58er und die 10ten bayerischen Jäger hatten am meisten gelitten. Außer diesen und anderen Verlusten wurde noch sehr schmerzlich die Verwundung des Kommandeurs des V. Armeekorps, Generalleutnants von Kirchbach, dem ein Chassepotgeschoß den Hals verletzt hatte, empfunden, denn man vermißte diesen beliebten Führer sehr. Zum guten Glück war die Wunde nur leicht.

91 Offiziere und 1460 Mann hatten für den Sieg geblutet. Dafür war die Errungenschaft aber auch eine große. Es kommen hiebei weniger der wirkliche Verlust der Franzosen von etwa 2100 Offizieren und Mannschaften, sowie die einge-

büßte Kanone in betracht, als der moralische Erfolg, der ein ganz außerordentlicher war. Ganz Deutschland jubelte, und auch Frankreich, wo man schnell genug die marktschreierischen, übertriebenen Berichte über „la bataille de Saarbrück“ als solche erkannt hatte, empfand den Ernst dieses Ereignisses.

Außerdem waren die rein militärischen Folgen des Treffens sehr bedeutende. Man hatte an der Lauter starke Kräfte des Feindes gefunden und geschlagen. Daraus ging hervor, daß die von den Franzosen beabsichtigte Zusammenziehung hinter der Saar noch nicht vollendet war. Deshalb konnte man den Vormarsch der ersten und zweiten Armee an die Grenze ruhig fortsetzen. Die deutsche Armee selbst hatte erkannt, daß es mit dem vielgenannten, unübertrefflichen „élan“ der Franzosen nicht soweit her war, daß sich die Furchtbarkeit der Turkos und Zouaven als Märchen erwies, daß dieselben nur tapfere Soldaten wie andere auch waren und daß in den deutschen Truppen eine Kraft und Gefechtstüchtigkeit lag, die allen zu stellenden Anforderungen gewachsen war. Kurz Weißenburg hatte uns gelehrt, uns selbst und auch die Franzosen zu erkennen.

Weiter aber hat es den ersten Siegel auf die neue Waffenbrüderschaft zwischen Nord- und Süddeutschen gedrückt, beiden gezeigt, daß sie fest einander vertrauen und sich rückhaltlos auf einander verlassen dürften und den ersten Kitt an die junge Kameradschaft gelegt, die der ganze Feldzug immer mehr festigen und zu einer unauflöslichen machen sollte.

Uns Süddeutschen hat aber außerdem schon Weißenburg bewiesen, was wir freilich vorher ahnten, daß wir durch den Anschluß unserer erhabenen Fürsten an den Stamm der Hohenzollern einer neuen Zukunft entgegengingen, einer wirklichen deutschen Einheit unteilbar und fest für immer.

VIII.

Nach der ersten Schlacht und der Vormarsch gegen Wörth.

Die Gefangenen waren abgeführt; die zum Anzünden des Geißberg=Schloßes bestimmten und noch klimmenden Strohbündel wurden gelöscht; die vordersten Infanterieabteilungen stellten Vorposten aus; die 4ten Dragoner trabten zur Verfolgung auf der Straße nach Sulz vor; kein Schuß fiel mehr; das Schlachtgetöse hatte aufgehört; es herrschte wieder Ruhe, die Ruhe nach dem Sturm.

Das erste war, daß man sich voll und ganz dem berauschenden Gefühl, einen großen Sieg miterlebt, miterkämpft zu haben, hingab. Es läßt sich dasselbe nicht beschreiben, sondern nur empfinden. Was der Schriftsteller darüber schildert, erscheint wie das Werk eines Bildhauers, der vielleicht die Form einer seltenen Frauenschönheit, etwa einer Königin Luise, in Marmor verewigen, nicht aber ihren Liebreiz, ihre Anmut, ihre Güte und ihren Geist darstellen, höchstens ahnen lassen kann. Man fühlt sich nach der Schlacht neu geboren, ein anderer Mensch. Besonders den jungen Soldaten, den erst kurz beförderten Offizier, ergreift es mit einer Macht, die er nicht für möglich gehalten. Dünkt es ihm doch, als ob er jetzt erst vollständig würdig sei, den älteren kriegserfahrenen Kameraden mit voller Gleichberechtigung die Hand zu reichen und kommt es ihm doch vor, als ob ihn die Sieger von Düppel und Alsen, von Skalitz und Königgrätz nunmehr ganz anders betrachteten, als wollten sie ihm ausdrücken: Jetzt erst gehörst du ganz zu uns. Und er selbst meint, er sei plötzlich um Jahre gereift, es erscheint ihm, als wäre er bisher ein unfertiger Jüngling gewesen und nun ein erfahrener Mann geworden. Da ziehen die Gedanken an die Heimat durch seinen Geist. „Nun, wenn ich zurückkomme! Wie werden sie mich feiern. Wie werden die

älteren Herren vom Civil, wie werden die Bekannten meines Vaters, die mich bis jetzt kaum berücksichtigten, meinen Erzählungen lauschen! Und ich kann ihnen auch vieles und großes berichten. Habe ich ja doch den Sturm auf die Stadt, die Eroberung des Geißberges, die Schlacht von Weißenburg mitgemacht und den ersten deutschen Sieg auf französischem Boden miterkämpft! Hoffentlich folgen noch viele und ich bin immer dabei! Ob ich dann aber auch jedesmal so Glück habe, wie heute?" — Da kommen ihm die gefallenen und verwundeten Kameraden in den Sinn. „Der arme S. Gott sei Dank, er mußte nicht lange leiden, und L. und R. Sie liegen wahrscheinlich in der Stadt. Ich will nach ihnen sehen."

Er macht sich auf den Weg, um von seinem Hauptmann Urlaub zu erbitten und dann nach den verwundeten Freunden zu forschen.

„Ist ein näherer Verwandter von Ihnen dabei, Herr Leutnant?"

„Nein, Herr Hauptmann, aber Kriegsschul-Kameraden."

Der Hauptmann legt ihm langsam die Hand auf die Schulter, sieht ihm ruhig in die Augen und spricht: „Soviel ich hörte, ist mein Bruder durch den Schenkel geschossen und liegt in Weißenburg. Glauben Sie mir, mein lieber, junger Kamerad, ich möchte für mein Leben gern nach ihm sehen, denn wir stehen einander sehr nahe. Aber ich habe keine Zeit, die Pflicht geht vor. Wir müssen die Kompanie vor allem sammeln und neu ordnen. Es kann sein, daß wir noch zur Verfolgung befohlen werden. Es ist wegen der Verluste nötig, die einzelnen Aufgaben der Unteroffiziere neu zu verteilen, die zum Absuchen des Schlachtfeldes abzustellenden Kommandos zu bestimmen, die Patronen auszugleichen, die Notizen für die Gefechtsrelation zu sammeln u. a. m. Ich bitte Sie, mir zu helfen. Sobald als möglich werde ich Sie dann frei lassen."

Das war wieder eine Schule für den kaum 22jährigen Leutnant, die er in seinem ganzen Leben nicht mehr vergaß. Ja, das nennt man preußischen Geist im Heere. Der ist frei

von jeder Phrase, aber er lehrt, immer und überall auch unter den schwierigsten Verhältnissen seine Pflicht thun. Während der junge Offizier nun seinem Hauptmann mit rastlosem Eifer zur Hand ging, machten sich die eigens damit beauftragten Abteilungen an das Absuchen des Schlachtfeldes. Es mußte schnell geschehen, denn die Sonne war immer höher heraufgestiegen, hatte alle Regenwolken zerstreut und brannte mit der ganzen Glut, deren sie im August fähig ist, auf die armen, dem Verschmachten nahen Verwundeten herab. Da gab es düstere, aber auch erhebende Bilder. Zwischen den Weinbergterrassen, auf den schmalen, doch etwas Schatten gewährenden Treppen und tief eingeschnittenen Wegen lagen die leichter Verwundeten. Sie hatten sich selbst hierher geschleppt und erwarteten geduldig, bis man sie holen würde. Der erste Ruf, den man fast allenthalben vernahm, war der nach Wasser. Dann erst baten sie, zurückgebracht zu werden. Manche klagten über ihre Schmerzen; andere harrten stumm und gefaßt, bis man ihnen Hilfe bringen werde. Unter den Rebstöcken, da wo sie getroffen waren, fand man die Schwerverletzten. Durchschnittlich waren sie ruhiger; der größere Schmerz lähmt auch die Fähigkeit zu klagen. Nur schwach hauchten sie die Bitte um Wasser. Vollständig still, geradezu apathisch zeigten sich die meisten der schwer verwundeten Turko's. Sie erwarteten vom Leben nichts mehr. Sollte sie die Wunde nicht töten, so würde es wohl der Feind thun, der sie fände, und es zu wehren, waren sie ja nicht mehr im stande. So dachten sie wohl und daher auch der grimmige Haß, der aus ihren Blicken sprach, wenn sich ihnen die deutschen Krankenträger nahten. Sie wurden auch selten milder gestimmt, wenn sie von den letzteren statt erschlagen zu werden, sorgsam auf Bahren gelegt und in die schnell errichteten Feldspitäler verbracht wurden. Man werde sie eben noch martern wollen und dann erst hinrichten; das war ihre Meinung. Wenige verstanden und glaubten es, was man ihnen französisch mitteilte, daß sie jetzt nicht mehr als Feinde behandelt, sondern gepflegt und geheilt würden, um nach dem Kriege als freie, gesunde

Menschen in ihre Heimat zurückkehren zu können. Hatten sie es aber begriffen, dann waren sie dankbar wie Kinder und äußerten es auch auf wirklich kindliche Weise.

Auf einer der kleinen Weinbergterrassen lag ein ziemlich schwer verwundeter preußischer Jäger. Fast dicht unter ihm auf der nächsten Terrasse erwartete ein durch die Brust geschossener Turko den Tod. Da kamen deutsche Soldaten vorbei, die mit Kesseln voll Wasser und Wein den Trägern voraus=eilten, um den Verwundeten einstweilen wenigstens ein Labsal zu bringen, ehe sie abgeholt werden konnten. Als der Turko jene sah, stellte er sich gestorben und wurde daher nicht weiter beachtet; der Jäger aber, der keine Ahnung von dem arabischen Nachbar hatte, erbat und erhielt Wasser mit Wein und die Kameraden füllten sogar seine Feldflasche mit der wohlthuenden Mischung, damit er besser aushalten könne, bis die Träger kämen, ihn mitzunehmen. Kaum waren die Musketiere weiter gegangen, da richtete sich der Turko leise wie eine Katze auf. Wilder Haß sprach aus seinem Gesicht. Mißgönnte er dem Deutschen die erhaltene Erfrischung? Vielleicht! Vielleicht auch glaubte er, ein gutes Werk zu thun, wenn er vor seinem eigenen Tode noch einen der verwünschten prussiens ermordete; er griff vorsichtig nach seinem in der Nähe liegenden Gewehr, brach aber von Schmerz überwältigt wieder zusammen, wobei einer der umgestoßenen, dürren Rebpfähle krachte. Nun richtete sich der preußische Jäger mit äußerster Kraftanstrengung etwas in die Höhe und sah seinen Nachbarn. Kaum erkannte er dessen Leiden, da griff er nach seiner Feldflasche und reichte sie dem Turko mit den Worten: „Voilà, camarade!“

Der braune Wüstensohn, der auch einige Worte französisch verstand, nahm die dargebotene Flasche nicht sogleich, sondern frug in barschem Tone: „Comment camarade? Moi français et vous prussien! Pas de camarade!“

„Et pourtant camarades! Dans la bataille — ennemies! Après — camarades! Voila, buvez!“

Jetzt ging ein ganz eigentümliches Zucken über das Ge=

sicht des Arabers. Langsam, fast schüchtern griff er dann nach der dargebotenen Feldflasche, sah, ehe er trank, noch einmal dem Deutschen ins Gesicht und nahm, als er aus dessen freundlicher Miene erkannte, wie gerne es gegeben sei, einen tüchtigen Schluck. Hierauf blickte er gegen den Himmel und murmelte etwas in der Sprache seiner Heimat vor sich hin, während ihm eine Thräne über die dunklen Wangen lief. Es war ein Gebet zu Allah. Nun reichte er die Flasche zurück und als der Deutsche sie wieder ergreifen wollte, da raffte der Turko seine letzte Kraft zusammen, faßte die Hand des Jägers und drückte einen glühenden Kuß darauf. Dann sank er um; gleich darauf war er tot. — Der Preuße aber wurde bald nachher zurückgebracht und verbunden. Bei den Seinigen fand er Pflege und Heilung; er lebt noch. Vielleicht hat ihm das Gebet des sterbenden Turko's geholfen!

An einer anderen Stelle fanden die Träger einen schwer zerschossenen Soldaten des 11ten bayerischen Regiments. Er hatte schon sehr viel Blut verloren. Sie wollten ihn auf die Bahre legen, um ihn fortzutragen. Mit schwacher Stimme sagte er aber: „Laß't's mi no lieg'n. — I halt's scho no a Stund aus. — Do drinn ober — im Weinberg — liegt mei Leutnant — der braucht eahnter*) — a Hilf.“ Richtig fanden sie den freilich auch schwer verwundeten Offizier und trugen ihn auf den Verbandplatz. Als sie zurückkehrten, um den braven 11er ebenfalls zu holen, hatte er sich verblutet und war gestorben. Solche Szenen erleben die, welche das Schlachtfeld gleich nach dem Kampfe absuchen müssen. Da heißt es hart sein, um unter dem Eindruck des vielen Elends die Fähigkeit zu behalten, seine Pflicht zu thun.

Bei den Truppen selbst merkt man weniger davon. Diese werden entweder baldmöglichst vom Schlachtfeld weggeführt oder die nächste Umgebung um sie herum wird schleunigst abgesucht und geräumt.

Nach dem Schloße Geißberg führt von Altenstadt her ein

---

*) eher.

ziemlich guter Weg. Auf demselben rückte nun das Gros der 10. Division heran, an seiner Spitze die 6er. Als diese gerade an den noch mit dem Sammeln beschäftigten Königsgrenadieren vorbeikamen, rief einer ihrer Majore seinen Leuten zu: „Ein Hurra den Königsgrenadieren, sie haben die Ehre des Tages.“ Frisch und kräftig klang nun das den glücklichen Siegern ausgebrachte Hurra und diese waren nicht wenig stolz auf eine solche Kundgebung, denn die Anerkennung seiner Kameraden freut jeden Soldaten mehr als die höchsten Lobeserhebungen von anderer Seite.

Gegen 3½ Uhr waren die Gros des V. und XI. Korps auf dem Geißberg eingetroffen und es wurde der Befehl zum Beziehen der Biwaks erteilt. Beim V. Korps übernahm die 19. Infanterie-Brigade nunmehr die Vorposten an der Hagenauer Chaussee und jene Abteilungen, welche den Kampf in erster Linie durchgefochten, durften sich der so wohl verdienten Ruhe hingeben. Zu diesem Zwecke versammelten sich die Truppen dieses Korps, welche nicht beim Sicherungsdienst verwendet waren, südlich Altenstadt. Dorthin wollten auch die Königsgrenadiere abrücken. Sie führten die in den Händen des Majors von Kaisenberg ganz zerschossene Fahne des Füsilierbataillons bei sich. Plötzlich ertönten jubelnde Hurra's.

„Was ist los? Was gibt's?“

„Der Kronprinz kommt!“ Es war so. Die männlich schöne Gestalt des siegreichen Feldherrn stand bald darauf mitten unter den Königsgrenadieren, deren Zurufe ganz besonders begeistert klangen, als wollten sie dem obersten Führer für die Verwendung danken, die ihnen heute so viel Ehre und Ruhm eingebracht hatte. Da erblickte der hohe Herr die zerschossene Fahne, ließ sie sich näher zeigen und erklären, bei welcher Gelegenheit sie so zerschmettert worden war. Als er alles genau erfahren, ergriff er die Reste des Paniers, küßte sie, hob sie dann hoch empor und rief: „Wahrlich ein erhabener Anblick! Das wohlverdiente Kreuz soll ihr zu teil werden!“ — Dann gab er sie den auf diese Kundgebung mit neuen begeisternden

Zurufen antwortenden Königsgrenadieren zurück und besuchte hierauf auch andere Truppenteile, wo er überall mit jubelnden Hurra's empfangen wurde.

Es war dies eine kleine Begebenheit, vielleicht nur eingegeben durch das Gefühl tief empfundenen Dankes des Feldherrn gegenüber seinen treuen, tapferen Soldaten. Aber sie prägte sich unvergeßlich im Gedächtnis aller Anwesenden ein und die Erinnerung daran wird dauernd in jenem Regimente bewahrt werden. Wenn die Rekruten zum erstenmale diese Fahne enthüllt sehen, dann werden ihnen Offiziere und Unteroffiziere erzählen, daß sie der damalige Kronprinz und nachmalige Kaiser Friedrich III. nach der Schlacht bei Weißenburg geküßt hat, weil ihre Kameraden aus jener Zeit diese Fahne so tapfer gegen den Feind vorgetragen hatten. Eine solche Überlieferung wirkt bei den Leuten mehr als manche strenge Ermahnung; wenige wird es geben, die sich dann nicht ernstlich vornehmen, in ähnlichen Lagen ebenso brav zu handeln und auf diese Weise erhält sich der richtige, echte Korpsgeist.

Das XI. Armeekorps biwakierte teils auf dem Geißberg selbst, teils im Thale zwischen der Eisenbahn und dem Niederwald und stellte seine Vorposten gegen Südosten aus.

Am längsten blieben die Bayern noch in Fühlung mit dem Feinde.

Während die Massen des Korps Hartmann in und bei Weißenburg kantonnierten und biwakierten, wurden je ein Bataillon 9er und 7er in westlicher Richtung auf Vorposten entsendet. Die Patrouillen derselben stießen nach 4 Uhr wieder auf französische Abteilungen und es entwickelten sich verschiedene Plänklergefechte. Da aber ein weiteres Vorgehen für heute nicht in der Absicht der oberen Führung lag, so legte man keinen besonderen Nachdruck auf diese Kämpfe und gegen 7 Uhr zogen sich die Franzosen vollständig in der Richtung auf Lembach zurück.

Dahin waren überhaupt die dem Schlage bei Weißenburg entkommenen Reste der feindlichen Division zurückgegangen. Die hinter den Truppen des Generals Douay stehende Kavallerie-

Brigade de Septeuil war zwar, als sie den Kanonendonner von Weißenburg vernahm, aufgesessen, allein sie unterließ es auf das Schlachtfeld vorzutraben, angeblich weil die Beschaffenheit des Geländes eine Verwendung von Reiterei ausschloß.

Gegen Abend hatte die Fühlung zwischen dem Feinde und den direkt am Kampfe beteiligten deutschen Truppen ganz aufgehört und letztere konnten sich vollständig der Ruhe hingeben. Bald entwickelte sich auch das reinste Biwakleben, das sich innerhalb der von den Abteilungen eingenommenen Plätze wo man nichts von den Aufräumungsarbeiten auf dem Schlachtfelde merkte, wenig von dem Treiben während eines Manövers unterschied. Nur ein Umstand fiel dem sorgfältigen Beobachter auf. Es wurde nämlich fast überall, mitunter in den sonderbarsten Stellungen geschrieben.

Hier verfertigten Stabsoffiziere, Hauptleute, kompanieführende Leutnants und Adjutanten die Gefechtsberichte, dort stellten andere Offiziere und Feldwebels die Verlustlisten zusammen und überall, wo sich ein geeignetes Plätzchen fand, teilten Offiziere und Mannschaften den Ihrigen die durchgemachten Erlebnisse mit. Es ist ja nur zu natürlich, daß man nach glücklich überstandenen Gefahren vor allem den lieben Angehörigen die näheren Umstände mitteilen möchte. Ganz besonders aber ist dies der Fall, wenn man weiß, daß dieselben in wenigen Stunden durch den Telegraph erfahren, es habe eine Schlacht stattgefunden, bei der der Truppenteil, in welchem der Schreiber diente, beteiligt gewesen. Da werden nun die verschiedenartigsten Berichte aufgezeichnet und der Feldpost anvertraut. Daß die Schlacht so glänzende Erfolge gehabt, verdankte man größtenteils nur den Leistungen des Musketiers Piefke aus Berlin. So konnte man es wenigstens aus seinem Briefe herauslesen. Begeistert schilderte ein junger Plälzer die Einnahme des Stadtthores, wobei er einer der ersten war, und gelungen genug klang die Ansicht eines Niederbayern vom 11. Regiment, der meinte, am meisten habe ihn die Schlacht deshalb „g'freut," weil er Gelegenheit gehabt habe, auch einmal mit einem Schwarzen

zu „raffe“ (raufen). Ganz anders nahm sich die Feldpostkarte aus, die ein junger Offizier nach Hause schrieb. — Sie lautete nur: „4. August Abends. „Hurra!“ Euer X.“ Damit war alles ausgedrückt und die Seinen konnten beruhigt warten, bis er Zeit fand, ausführlicher zu schreiben.

Ziemlich lange blieb es um die Biwakfeuer lebendig, denn man hatte sich so vielerlei zu erzählen. Endlich wurde es ruhiger und schließlich vernahm man nur noch das Auf- und Abgehen der Posten, vereinzeltes Scharren und Wiehern von Pferden und hie und da ein leises Anrufen von Patrouillen oder das Melden zurückkehrender Ordonnanzen.

Draußen, wo die Ernte des Todesengels lag, an den Stellen, wo wenige Stunden vorher der wütendste Kampf getobt hatte, war es auch still geworden. Die Verwundeten hatte man zurückgebracht, die Beerdigung der Gefallenen war auf den folgenden Tag verschoben worden. Da lagen sie die in treuer Erfüllung ihrer Pflicht auf dem Felde der Ehre gebliebenen Krieger friedlich nebeneinander. In den verschiedensten Stellungen, so wie sie der Tod ereilte, waren sie erstarrt und oft gewährte es einen schauerigen Anblick, was der Mond mit seinem magischen Lichte hier enthüllte. Wie versteinert blickten die Augen jenes Artilleristen nach dem Thale. Er lehnte an dem Rande des Hohlweges, als ob er noch atme und nur beobachte, was da unten vorgehe. Aber es fehlte der rückwärtige Teil des Schädels; ein Granatstück hatte ihn abgerissen. Dort lag auf einem Erdhaufen ein Turko wie im Anschlage; nur das Gewehr hatte sich gesenkt und steckte mit der Mündung im Boden. Ihm schlug das preußische Langblei ein ganz kleines Loch in die Stirne, genug um ihm den sofortigen Tod zu bringen. Im Hohlweg neben dem Hopfengarten auf dem Geißberg sah es am düstersten aus. Dort waren sie übereinander gestürzt, die tapfern Königsgrenadiere, und hatten teils plötzlich, teils erst nach qualvollen Minuten das Leben ausgehaucht, das sie für König und Vaterland heldenmütig geopfert. Neben dem Grabenrand ruhte ein Füsilier der 87er. In der Hand hielt er das Bild eines Mädchens. Der

letzte Blick hatte der Geliebten gegolten; dann war er gestorben. Der Länge nach auf dem Rücken ausgestreckt lag zwischen Weinstöcken ein bayerischer Jäger. Seine Hände waren über der Brust gefaltet; während des Gebetes hatte ihn der Tod ereilt. So sieht es auf dem Schlachtfeld aus und noch hunderte von schrecklichen Bildern ergreifen Aug und Gemüt. Bald auch entstehen widerliche, gefährliche Düfte. Die Hitze hat schnell das vergossene Blut zur Verwesung gebracht; den Pferdekadavern entströmen übel riechende Gase; der Qualm allmählich verlöschender Häuserbrände verpestet die Luft. Kurz es ist ein schauriger Aufenthalt; wer nicht bleiben muß, der fliehe.

Am nächsten Morgen ging die Sonne in jener Färbung auf, die verriet, sie werde uns bald wieder verlassen, um sich hinter Wolken zu verbergen, die ihren Inhalt auf die Erde ergießen wollten. Uns blieb es gleichgültig, denn der Glanz der neuen Uniformen war doch dahin und schlachterfahrnen Kriegern konnte es ja auf etwas Regen nicht ankommen.

Ein buntes Bild ergaben die nun zum Abmarsch zusammengestellten Gefangenentransporte. Die guten Turkos machten jetzt ganz andere Gesichter wie am Abend vorher. Durch die ihnen nach der Schlacht und bis zum heutigen Morgen zu Teil gewordene Behandlung hatten sie einsehen gelernt, daß es uns doch noch nicht nach arabischen Menschenbraten gelüste und man ihnen überhaupt nicht an den Hals wolle. Auch merkten sie bald, daß es ihnen eigentlich recht gut gehe. Sie hatten ja eine viel bessere Verpflegung erhalten, als es bei ihrem Regiment in den letzten Tagen der Fall war. Nun da konnte man es sich schon gefallen lassen Gefangener zu sein. Als sie erfuhren, daß sie an die Bahn verbracht würden, um nach den verschiedenen deutschen Hauptstädten gefahren zu werden, wurden sie noch vergnügter, denn es hatte sich vorher das Gerücht unter ihnen verbreitet, sie müßten Zwangsarbeiten in den Bergwerken ausführen. In den Mienen der französischen Offiziere aber sprach sich doch meistens große Niedergeschlagenheit aus. Wenn sie auch im Durcheinander der letzten Tage, in den mangelhaften Vorbereitungen und

der langsamen Durchführung ihrer Mobilmachung erkannt hatten, daß nicht alles in Frankreich so glänzend war, wie der Marschall Leboeuf und die Zeitungen es verkündet hatten, so waren sie trotzdem durch das Ergebnis des gestrigen Tages vollständig überrascht worden. Statt wie erwartet nur schwachen deutschen Vortruppen gegenüber zu stehen und noch längere Zeit zur Vervollständigung ihrer Mobilisierung ungestört zu bleiben, waren sie von einer gewaltigen in jeder Art kriegsfertigen Armee angegriffen und gründlich geschlagen worden. Es klang wie Ironie, als sie auf die Frage, wohin man sie bringe, den Bescheid erhielten: „à Berlin.“ So hatten sie sich freilich ihre „promenade à Berlin“ nicht vorgestellt. Auch ahnten sie nicht, daß sie die preußische Hauptstadt schon nach so außerordentlich kurzer Zeit zu Gesicht bekommen sollten. Fünf Tage vor der Schlacht erst waren diese Turkos aus Algier in Marseille eingetroffen und direkt mit der Eisenbahn an die Ostgrenze Frankreichs gefahren worden, vor zwei Tagen hatte man sie der Division Douay einverleibt und nach Weißenburg gebracht: gestern wurden sie gefangen; heute waren sie auf dem Wege nach Berlin und am übernächsten Abend konnten sie in der preußischen Hauptstadt eintreffen und unter den Linden erstaunt umherschauen. Im Laufe von etwa 10 Tagen unter den Verhältnissen jener Zeit von Algier nach Berlin zu gelangen, das war gewiß eine prompte Beförderung.

Wir aber, das heißt die dritte deutsche Armee, rüsteten uns zum weiteren Vormarsch nach Frankreich. Schon früh 5 Uhr trabten westpreußische und thüringische Ulanen, die 2ten Totenkopfhusaren und bayerische Chevaulegers zum Rekognoszieren vor. Auf allen nach Süden, Südwesten und Westen führenden Straßen wurden zur größten Überraschung der Einwohner der zahlreichen Dörfer und Höfe die flinken Reiter sichtbar und drückten schon durch ihr Erscheinen aus, daß von einer Verlegung des Krieges nach Deutschland keine Rede mehr sein könne, sondern Elsaß und Lothringen zunächst die Leiden des großen Kampfes zu tragen hätten. Trotzdem war von einer Teilnahme der Bewohner, ausgenommen einige wenige Fälle, an der Verteidigung ihres Landes

noch keine Rede. Wir führten zu jener Zeit noch mit der französischen Armee allein Krieg. Die Beteiligung fanatisierter Bauern und Bürger lernten wir erst später im Süden von Paris kennen. Dort freilich gründlich. Davon später.

Hinter dem Schleier der Kavallerie-Division des Prinzen Albrecht Vater (4ten preußischen) und der Avantgarden-Kavallerie des II. bayerischen Korps schoben sich die Massen der dritten Armee gegen die Vogesen vor. Den rechten Flügel bildete das letzt genannte Korps auf der Bitscher Straße gegen den Zielpunkt Lembach. Neben diesem marschierten das V. Korps auf Preuschdorf, links davon das XI. auf Sulz und als äußerster linker Flügel die unter dem Oberbefehl des Generals von Werder in ein Korps vereinten Württemberger und Badener auf Aschbach. Die allgemeine Armeereserve bildete das I. bayerische Korps, das auf Ingolsheim anrückte.

Die Kavallerie stieß im Süden nirgends auf bedeutenden Widerstand, bis sie den großen Hagenauer Wald ganz durchritten hatte. Vor Hagenau selbst aber wurden die Ulanen des Generals von Bernhardi durch Infanteriefeuer abgewiesen und mußten nordwärts zurückkehren.

Um so ausführlichere Meldungen konnten die westwärts vorgegangenen Reiter erstatten. Die bayerischen Chevaurlegers stießen bald auf die Spuren des eiligen Rückzuges der französischen Division Douay und fanden in Climbach noch 100 zurückgelassene Verwundete derselben, sowie verlassene Biwaks. Die 2ten Leibhusaren trafen in den Orten an der Sauer auf feindliche Infanterie, sahen, daß die Brücken über den Bach abgebrochen seien, und bemerkten auf den rechten Uferhöhen starke feindliche Truppenkolonnen in Bewegung. Ebenso sahen die Ulanen Ansammlungen von französischen Truppen hinter Gunstett und auf den jenseits der Sauer gelegenen Höhen und stießen auch auf feindliche Lanciers. Letztere wichen aber dem Angriff der deutschen Ulanen aus und deckten sich hinter einem mit französischer Infanterie besetzten Graben, worauf sich die deutschen Ulanen zurückziehen mußten.

Aus allen diesen Wahrnehmungen, sowie aus den Aussagen der Landesbewohner ging hervor, daß die Franzosen die Höhen auf dem westlichen Sauerufer stark besetzt hatten.

Auf dem linken Flügel der dritten Armee fanden nur geringe Zusammenstöße mit dem Feinde statt. Überall zogen sich die Gegner in westlicher Richtung zurück. Auch dies bestätigte die vor dem Zentrum und dem rechten Flügel gemachten Erfahrungen.

Am Abend des 5. August standen die Vortruppen der ganzen Armee, teilweise durch Patrouillen in Verbindung mit den Franzosen, in folgenden Stellungen:

Beim II. bayerischen Korps von der pfälzischen Grenze über Mattstadt bis Liebfrauburg;

Beim V. preußischen Korps in Görsdorf, Diefenbach und Gunstett;

Beim XI. preußischen Korps in Surburg und Betschdorf;

Beim Korps „Werder“ in Ober- und Nieder-Rödern.

Das Armee-Hauptquartier befand sich in Sulz; die Bayern von der Tanns trafen in Ingolsheim ein.

Fast alle Truppen mußten biwakieren. Nun hatte sich schon am Vormittag des 5. der Himmel wieder völlig bewölkt und bald begann es auch regelrecht zu schütten. In kurzer Zeit liefen lange Wasserlinien am inneren Menschen herunter, während der äußere an und für sich schon aussah, wie wenn er mit Glanzlack angestrichen worden sei. Dazu ertönte aus den Stiefeln der marschierenden Infanteristen eine ganz eigenartige Musik und die Pferde ließen die Köpfe hängen, weil ihnen das Wasser in die Ohren lief. Dennoch dauerte es lange, bis die lustigen Lieder, welche deutlich genug die Siegesfreude der Truppen kennzeichneten, niedergeschwemmt waren und den Leuten der gute Humor etwas in die Brüche ging. Auf dem Marsche war die Sache noch nicht so schrecklich. Da tröstete man sich mit dem Gedanken, daß Regen immer noch besser sei, als eine für die damalige Zeit — wir befanden uns ja in den Hundstagen — gewiß gar nicht unmögliche Hitze von 30—35° Reaumur. Es gab auch natür-

lich keinen Hitzschlag und fast keinen Fußkranken. Nur der gute Landwehrleutnant L. humpelte sehr mitleiderregend daher. Ja der hatte aber auch sehr elegante, feine Salonstiefelchen an, die bei dem unliebenswürdigen Wetter bald erweicht waren und sich dann ganz ordonanzwidrig an den Hacken heruntertraten. Nun bisher sah er ja tadellos fein aus, also durfte er auch für die befriedigte Eitelkeit etwas büßen.

Beim Einrücken in das uns zugewiesene Biwak drängte sich uns als erstes die Überzeugung auf, daß wir heute Nacht jedenfalls weich liegen würden, denn der Brei, in welchen sich bald die als unsere Hotelzimmer anzusehenden Kartoffeläcker verwandelten, wurde immer dünnflüssiger und versprach eine keinenfalls steinharte Lagerstätte abzugeben. Nun wurden die Gewehre zusammengesetzt und an die Pyramiden hängte man Tornister, Seitengewehre und Helme, weil man sich noch der stillen Hoffnung hingab, es könnte der Himmel vielleicht doch ein Einsehen haben. Freilich blieb es bei der Hoffnung, und später mußte man die Tornister doch auch in den Schmutz legen, denn das Kalbfell konnte schließlich noch mehr Näße vertragen, als das eigene.

Jetzt sollte Stroh geholt werden. Es war aber weit und breit keines zu finden, denn alles vorhandene hatte man mit vollstem Rechte für die Verwundeten requiriert. Also blieb nichts übrig, als die zahlreichen Obstbäume ihrer blätterreichen Zweige zu berauben, um doch nicht gerade direkt in der matschigen Sauce liegen zu müssen. Freilich war das auf solche Art gewonnene Bett auch kein zu verlockendes, allein jedermann konnte doch nicht in den einen, halbaufgedeckten, Vorratswagen des Bataillons kriechen. Darin lagen schon der Zahlmeister und der Stabsarzt, und die wichen nicht eine Minute von ihrem Lager, aus Angst, sie könnten dasselbe nach ihrer Rückkehr von anderen besetzt finden.

Auch das Kochen hatte große Schwierigkeiten. Vor allem trat der sonderbare Zustand ein, daß es trotz des fortwährenden Regnens an Wasser zum Trinken und Kochen fehlte, denn die Brunnen der nahen Dörfer waren bald ausgeschöpft oder wurden

für die Verwundeten reserviert und für die Truppen verboten. Dann gab es kein trockenes gefälltes Holz, da die Franzosen in den vorhergehenden Tagen dieses, sowie den größten Teil des vorhanden gewesenen Strohes schon verbraucht hatten. Das frisch gefällte, grüne Holz aber brannte miserabel und gab mehr Rauch als Hitze. Diese Umstände bewirkten, daß die Biwaks vom 5. August bei niemanden, der sie mitgemacht, in gutem Andenken standen. Uns tröstete jedoch der Gedanke, der ja in ähnlichen Fällen auch während der Manöver den guten Humor aufrecht erhält, daß es den andern geradeso erging wie uns selbst.

Außerdem hatten wir aber noch etwas voraus, was den Franzosen fehlte, nämlich das Bewußtsein, einen Sieg miterfochten zu haben und in Feindesland zu biwakieren. Ferner trafen besonders bei Ingolsheim nachmittags und abends zahlreiche Pfälzer ein und brachten verschiedene Körbe mit, aus denen Weinflaschen hervorschauten. Denn die guten Leute wollten ihre Retter vor der drohenden französischen Einquartierung „lewwe losse“ und mit ihnen einige „Schöppche uff en gute Fortgang des Feldzugs“ trinken. Diese „Schöppchen“ gaben uns immerhin eine tüchtige Bett- d. h. Kartoffelacker-Schwere, so daß wir schließlich trotz des unaufhörlichen Regens doch verhältnismäßig angenehm schliefen.

„Gute Nacht.“

IX.

Wörth. Einleitungskämpfe.

So sehr auch die deutschen Armeekorps nach dem Treffen von Weißenburg vorwärts marschiert waren, so trennten doch noch große Entfernungen die vorderen Truppen von den Reserven. Der Kronprinz von Preußen beabsichtigte daher für den 6. August keinen Angriff. Die in erster Linie stehenden Korps sollten Rasttag haben und

die rückwärtigen näher herangezogen werden. Ferner war eine Frontveränderung in der Art beabsichtigt, daß man sich gegen Westen statt wie bisher gegen Süden wendete. Man glaubte beim Oberkommando der dritten deutschen Armee mit Sicherheit annehmen zu dürfen, daß der Gegner durch seine Aufstellung hinter der Sauer die Eisenbahn von Straßburg nach Bitsch und die Verbindungen durch die Vogesen decken wolle und daß zu diesem Zwecke der Marschall Mac Mahon sich durch Heranziehung des V. und VII. französischen Armeekorps bedeutend verstärken werde und dann eine Schlacht annehmen wolle. Da es aber auch nicht undenkbar war, daß die Franzosen mit Übermacht gegen das ihnen direkt gegenüberstehende V. preußische Korps vorgehen würden, so erhielt der kommandierende General des II. bayerischen Korps die Weisung, sich gegen des Feindes linke Flanke zu wenden, wenn er bei Wörth Kanonendonner vernehme. Zugleich aber sollte er die Beobachtung gegen Bitsch fortsetzen.

Auch bei den Franzosen glaubte niemand für den 6. August an eine Schlacht. Um so sicherer wurde sie für den 7. erwartet. Man sah derselben mit Zuversicht entgegen. Obgleich der Marschall selbst sich ausdrückte, daß man gegen eine große Übermacht und eine ganz gewaltige Artillerie zu kämpfen haben werde, so rechnete er doch auf Erfolg und hatte auch dazu eine gewisse Berechtigung. Das Mißverhältniß der Zahl wurde durch die Stärke der Stellung und die Überlegenheit des Chassepotgewehres gegenüber den verschiedenen deutschen Infanteriewaffen ausgeglichen. Selbst das Zahlenverhältnis schien nicht so sehr ungünstig zu werden, als man es anfangs meinte. Am 5. abends 8½ Uhr erhielt nämlich der Marschall eine Depesche des Kaisers Napoleon, daß ihm auch das V. Armeekorps unterstellt sei. Sofort telegraphierte er an dessen Kommandeur, den General de Failly: „L'empereur met votre corps à ma disposition; venez me trouveur aussitôt que possible.“*)

*) Der Kaiser unterstellt mir Ihr Korps; vereinigen Sie sich so schnell als möglich mit mir.

Mac Mahon war über die ihm bevorstehende Verstärkung so erfreut, daß er mit voller Siegeszuversicht ausrief: Messieurs les Prussiens, je vous tiens!“*)

Dennoch versäumte er als vorsichtiger Heerführer nichts in Beziehung auf die Verstärkung seiner Stellung. Überall wurden Schützengräben und andere schnell herzustellende Befestigungsarbeiten ausgeführt. Die Brücken über den sehr tiefen Sauerbach ließ er aber nicht abbrechen, weil er glaubte, sie vielleicht zu einem angriffsweisen Vorgehen gebrauchen zu können.

Die Stellung der Franzosen am 6. August morgens war folgende: In erster Linie standen die 1te Division des I. Korps (Ducrot) östlich, nördlich und nordwestlich um Fröschwiller herum mit vorgeschobenen Truppen in Neehwiller und Jägernthal, die 3te Division des gleichen Korps (Raoult) vorwärts Fröschwiller und Elsaßhausen und die 4te Division (Lartigue) östlich Eberbach mit Front gegen Gunstett und Morsbronn.

Die zweite Linie bildete die 2te Division des I. Korps (seit dem Tode des Generals Douay von General Pellé befehligt), die 1te Division des VII. Korps (Conseil-Dumesnil) und die Küraſſier-Brigade Michel.

Als Reserve befanden sich hinter diesen Truppen die Kavallerie-Division Bonnemains und die leichte Kavallerie-Brigade Septeuil. Auf das Herankommen des V. französischen Korps aber wartete man vergeblich. Teils war es soweit auseinandergezogen, daß seine Abteilungen gar nicht am 6. hätten eintreffen können, teils aber erhielten sie den Befehl zum Abmarsch nicht rechtzeitig genug, weil General de Failly befürchtete, selbst von Zweibrücken her angegriffen zu werden und deshalb glaubte, die Stellung bei Bitsch und Saargemünd nicht von Truppen ganz entblößen zu dürfen. Er entsendete daher, freilich erst am 6. August morgens statt noch in der Nacht vom 5. zum 6., die Division Guyot de Lespart, welche überdies so langsam marschierte, daß sie zu spät kam und überhaupt nur bis Philippsburg, noch 15 Kilometer von Wörth entfernt, gelangte.

*) „Meine Herrn Preußen, nun hab ich Euch!“

Während ein großer Teil der deutschen Truppen in den ersten Morgenstunden des 6. August abkochte und alle wenigstens Kaffee erhielten, erging es den Franzosen in Beziehung auf die Verpflegung recht schlecht. Die Transporte der Verwundeten hatten den ganzen 5. August beansprucht und dabei waren schließlich infolge der schlechten Organisation des Fuhrwesens die Straßen in Reichshofen vollständig mit ineinander gefahrenen Wagen verstopft worden. Durch dieses Städtchen führte nämlich die einzige größere Straße von Westen her in das französische Lager bei Wörth. Auf derselben bewegten sich also auch sämtliche Proviantkolonnen, die für die Truppen bestimmt waren. Diese blieben nun ebenso stecken, wie die ihnen entgegen gekommenen Transporte der Verwundeten, und deshalb hatten die meisten Abteilungen nichts erhalten. Bei der an und für sich so mangelhaften Verpflegung der letzten Tage machte sich dies sehr empfindbar. Am schlechtesten war es der Division des VII. französischen Korps ergangen. Auf die Nachrichten des Erscheinens eines starken deutschen Schwarzwaldkorps*) hatte man diese Division am 4. August mit der Eisenbahn von Colmar nach Mühlhausen gefahren. Kaum war sie dort ausparkiert worden, so traf der Befehl Mac Mahons ein, sie sofort nach Wörth zu senden. Schleunigst wurden die Truppen nacheinander wieder in verschiedene Züge verladen und nach Hagenau geschickt, wo sie im Laufe des Nachmittags und Abends des 5. August ankamen. Von hier aus mußten sie noch in der Nacht in das Lager bei Fröschwiller abmarschieren. Da sie keine Zeit zum Abkochen gehabt hatten, ihre Verpflegskolonnen noch nicht eintrafen und sie deshalb keine Lebensmittel empfangen konnten, so war bei ihnen eben einfach Fasttag. Die gute Laune haben solche Zustände bei den Franzosen gewiß nicht gehoben und man darf es wirklich sehr anerkennen, daß sie sich trotzdem in der Schlacht so brav gehalten.

Einen großen Fehler, der aber in erster Linie ihren Ge-

---

*) siehe Seite 64.

neralen zur Last fällt, machten sie auch hier, wie ja noch oft genug während des Krieges. Sie unterließen es nämlich, tüchtig zu rekognoszieren. Der Marschall Mac Mahon wußte von uns daher nichts, als daß er sich gegenüber von deutschen Vorposten befinde, hinter denen wahrscheinlich die dritte Armee stehen werde.

Das Gelände, welches die Franzosen besetzt hatten, war sehr geschickt gewählt. Vor ihrer Stellung befand sich das breite Thal des Sauerbaches, der, außerordentlich tief, nur vermittels Brücken ohne Gefahr überschritten werden konnte. Die Ausdehnung der eingenommenen Frontlinie betrug etwa $5^1/_2$ Kilometer, zu deren Besetzung die vorhandenen 42,850 Mann Infanterie, 5700 Reiter und 167 Geschütze vollständig ausreichten. Eine gedeckte Annäherung des Angreifers an diese Stellung war nicht möglich, denn es konnte das Vorgelände durchschnittlich auf eine Strecke von 800—1000 Meter von den Franzosen unter Infanteriefeuer genommen werden. Für ihre Artillerie fanden sich zahlreiche gute Stellungen, weil die Höhen des linken Ufers die des rechten, wo sich die deutschen Batterien entwickeln mußten, durchweg überhöhten. Zahlreiche Waldungen, die Dörfer Frösch-willer und Elsaßhausen und verschiedene Höfe verstärkten die Stellung.

Am Abend des 5. hatte der Regen nachgelassen; allein in der Nacht kam wieder ein heftiges Gewitter und machte die meisten Annäherungswege an die von den Franzosen besetzten Höhen fast grundlos. Früh morgens regnete es zwar nicht mehr, allein ein nebelartiger Dunst verhinderte lange eine klare Umsicht.

Nachts $^1/_2$3 Uhr erschallte heftiges Gewehrfeuer aus der Gegend westlich von Goersdorf. Gespannt horchte der Hauptmann vom Dienste im Lager des Gros der 20ten preußischen Infanterie-Brigade auf das Knattern. Die Nacht war dunkel. Sehen konnte man nichts. Das Feuer bei den Vorposten wurde heftiger. Jetzt knallte es auch bei Gunstett und Spachbach.

Der Hauptmann trat an das Strohlager des Generals, der seit kaum 3 Stunden hier versuchte, etwas zu ruhen.

„Herr General, soll ich allarmieren lassen?“

„Nein, ich glaube es sind nur Patrouillenplänkeleien. Die Leute schlafen ja an und für sich nicht. Lassen wir sie doch wenigstens so lange als möglich liegen. Bitte senden Sie mir aber mein Pferd und 4 Meldereiter. Ich will selbst rekognoszieren.“

„Darf ich mitreiten Herr General?“ frug die Stimme des nebenan liegenden Brigadeadjutanten.

„Ich habe nichts dagegen.“

Im Nu war der Premierleutnant L. in der Höhe und bald darauf ritten General von Walther und sein Adjutant gegen den Rand des Sauerthales vor. Auf der Höhe bei Diefenbach angekommen, erkannten sie bald die Biwakfeuer der Franzosen und dadurch deren Lager. Dort ging es aber ungemein laut und lebhaft zu. Leute rannten hin und her, Signale ertönten, einzelne Feuer wurden gelöscht, andere neu angezündet, man erkannte Bewegungen größerer Truppenkörper, kurz alles deutete darauf hin, daß dort etwas Außergewöhnliches vorgehe. Das Feuer in und vor der Postenlinie aber hatte aufgehört.

„Macht das Gebahren der Franzosen nicht auf Sie auch den Eindruck, als ob dieselben abmarschieren wollten?“

„Ja, Herr General, es kommt mir auch so vor.“

Die beiden Herrn beobachteten von neuem.

„Dort bei Eberbach scheint eine größere Kolonne zu marschieren. So weit ich erkennen kann, zieht sie sich in nordwestlicher Richtung zurück.“ (Es war eine der von Hagenau ankommenden Abteilungen.)

Unterdessen wurde die Morgendämmerung lichter und bald sah man die französischen Truppen etwas deutlicher.

„Herr General, es scheint wirklich eine Bewegung des Feindes gegen Westen stattzufinden.“

„Das müssen wir genau konstatieren. Es wäre mehr wie ärgerlich, wenn der Gegner hier plötzlich verschwände und wir die Fühlung mit ihm verlieren würden. Reiten Sie zum Gros

zurück und bringen Sie dem II. Bataillon der 37er den Befehl, auf der Wörther Straße vorzurücken. Ich werde dort dem Major N. selbst den genaueren Auftrag noch erteilen. Die Batterie Caspari soll einstweilen nördlich der Straße auffahren."

„Zu Befehl Herr General!"

Der Adjutant wendete sein Pferd und jagte im Galopp davon.

Es war kein leichter Entschluß, den da der General von Walther in wenigen Augenblicken gefaßt, überdacht und durch obige Befehle der Ausführung entgegengebracht hatte. Sollte er den Feind abziehen und nur durch Patrouillen verfolgen lassen? Dann war es denkbar, daß ein zurückgelassener Schleier von Truppen ein Beobachten der französischen Marschlinie ganz verhindern und das Entkommen des Feindes leicht ermöglichen würde. Oder sollte er angreifen und dadurch vielleicht die Franzosen zwingen, zu halten? Jedenfalls würde das letztere Mittel am besten Auskunft über die wirklichen Absichten der Gegner verschaffen. Allein es konnte zu einem allgemeinen Gefecht führen und ein solches war ja seitens des Oberkommandos für den 6. August nicht beabsichtigt. Immerhin wäre es noch unangenehmer gewesen, wenn Mac Mahon hier spurlos verschwunden und plötzlich, vielleicht im Verein mit Bazaine, vor der zweiten oder ersten deutschen Armee aufgetaucht wäre, ohne daß man diese vorher benachrichtigen konnte. Nicht mit Unrecht hätte man dann dem die Vorposten befehligenden General Mangel an Thatkraft vorgeworfen. Das verdiente er aber gewiß nicht. Nachdem er sich noch einmal sorgfältig im Gelände umgesehen, sprengte er lebhaft der Straße nach Wörth zu. Dort — es war fast 7 Uhr morgens geworden — stand die Batterie Caspari schon schußbereit und in ihrer Nähe traf soeben die Spitze des gegen Wörth vorgehenden Bataillons der 37er ein. Der Kommandeur desselben, sowie der Batteriechef galoppierten dem ankommenden General entgegen, um seine Befehle zu vernehmen.

„Herr Major, Sie greifen sofort Wörth an, um zu sehen, ob das Städtchen stark besetzt ist. Sollte dies nicht der Fall

sein, so gehen Sie über die Sauer vor und zwar solange, bis Sie auf energischen Widerstand stoßen. Es handelt sich darum, zu konstatieren, ob sich die Franzosen noch in ihren alten Lagern befinden oder ob sie sich uns zu entziehen versuchen. Sie, Herr Hauptmann, arbeiten den Füsilieren etwas vor und unterstützen sie. Ich werde hier stehen bleiben und bitte mir Meldungen an diese Stelle zu senden."

„Zu Befehl Herr General."

Kaum war der Artillerie-Offizier zu seiner Batterie zurückgekehrt, da krachte es schon und die erste deutsche Granate flog nach Wörth. Nach 10 Schuß stiegen aus verschiedenen Häusern des Ortes die Flammen in die Höhe. Die in demselben sich befindenden Franzosen zogen sich eiligst auf die Hauptstellung westlich der Sauer zurück, so daß nunmehr die zum Angriff schreitenden Füsiliere den Ort vom Feinde geräumt fanden. Es herrschte eine eigentümliche Stille, als die ersten Preußen die Straßen betraten. Einzelne verscheuchte Hühner und Gänse, mehrere kläffende Hunde, das war alles, was man begegnete. Kein Mensch ließ sich blicken; der Ort schien wie ausgestorben.

Ein Gefreiter stieß mit dem Gewehrkolben an die Thüre eines der hübschesten Häuser.

„He da; ist niemand hier?"

Keine Antwort. „Na ich will doch sehen, ob da kein lebendes Wesen zu finden ist."

Ein etwas kräftigerer Kolbenstoß, die verschlossene Thüre gab nach, das Haus war offen.

Vorsichtig drang der Gefreite, gefolgt von den Leuten seiner Patrouille, in das Innere. Die Zimmerthüren waren nicht verschlossen; auf dem Tische der ersten Stube standen Kaffee- und Brotreste, aber kein Mensch ließ sich sehen. Der Patrouillenführer forschte weiter. Er kam in ein Zimmer, in welchem 2 große Federbetten standen. Auch dieses war leer. Schon wollte er wieder weggehen, da regte sich die eine Bettdecke leise.

„Du, Tramburg, dort in dem Bett ist einer versteckt."

„Den wollen wir fangen. Vogt, Du schleichst Dich an das untere Ende des Bettes und reißt plötzlich die Decke weg. Knittel und ich machen das Gewehr fertig und wenn der Kerl sich widersetzen will, so drohen wir ihm, ihn zu erschießen."

Gesagt, gethan, ein Riß, die Federn=Decke flog mit Blitzes=schnelle hinweg und — eine Katze blickte überrascht auf die 3 Füsiliere. Diese lachten laut auf, spannten die Gewehre wieder ab und verließen das verödete Haus. Seine Bewohner waren wahrscheinlich bei den ersten Kanonenschüssen entflohen. In anderen Häusern fand man die Besitzer und deren Familien in den hintersten Kellerwinkeln zusammengepfercht und es dauerte lange, bis man ihnen die Überzeugung beigebracht, daß ihnen nichts geschehe. Antwort auf die gestellten Fragen konnten sie nur ungenügende erteilen, denn sie hatten sich seit dem ver=gangenen Abend nicht mehr aus ihren Verstecken getraut, weil das Schießen der Patrouillen sie zu sehr geängstigt hatte. Die Gefühle, mit denen die armen Einwohner von Wörth das An=brechen des Morgens des 6. August erwarteten, mögen wenig erbauliche gewesen sein. Furchtbar übertrieben waren im Laufe des 5. die Gerüchte über die Einnahme von Weißenburg zu ihnen gekommen und erzählten, daß der größte Teil der Stadt niedergebrannt sei. So ging es, wie man kalkulierte, schon bei dem Kampfe einer Division zu. Ihre Heimat aber lag zwischen den beiden großen Heeren, die sich stündlich immer mehr ver=stärkten, um schließlich wie 2 gewaltige Gewitterwolken auf=einander zu prallen. Und das arme Wörth befand sich gerade da, wo der Zusammenstoß stattfinden mußte! Die ganze Nacht über hatten die geängstigten Leute ihre besten Sachen verpackt und im Keller vergraben, mancher schrieb sein Testament für den Fall, daß er umkomme, andere sprachen dem Wein zu und suchten durch künstlich dargestelltes mutiges Auftreten die innere Angst zu betäuben, Frauen und Kinder wurden, wo es anging, weggeschickt, ganze Familien brachten die Nacht mit Beten zu, es herrschte überall eine entsetzliche Aufregung. Dazu wurden die armen, noch häufig genug durch die den Ort durchschleichen=

den Patrouillen erschreckt oder sie kauerten sich voll Furcht zusammen, wenn in der Nähe die Schüsse der Vorposten durch die Nacht schallten.

Nun kam der Tag und mit ihm wirklich der Feind. Die Granaten der Batterie Caspari waren das erste Zeichen der beginnenden Schlacht von Wörth.

Die Füsiliere drangen bis an die Sauer vor. Die Brücke fanden sie zerstört. Dagegen gab es dort einige Stellen, wo man den Bach durchwaten konnte und deshalb gelang es der 7ten Kompanie der 37er bis an den Westrand des Ortes zu gelangen. Kaum hatten sie sich dort festgesetzt, so wurden sie auch von den auf der Höhe liegenden Franzosen mit lebhaftem Infanteriefeuer empfangen. Auch Batterien fuhren auf. Die gerieten aber sofort in den Schußbereich der Batterie Caspari und mußten nacheinander wieder abfahren, weil die deutschen Granaten ihr Ziel trafen, ehe sich die Franzosen nur eingeschossen hatten. Hier zeigte sich die Überlegenheit der Ausbildung unserer Artillerie in klarer Weise. Es ist ja wahr, daß das deutsche Geschütz- und Geschoß-Material etwas besser war, als das unserer Gegner. Allein der Hauptvorzug bestand darin, daß die deutschen Kanoniere mit ihren Kanonen nicht nur schießen, sondern auch treffen konnten, was die Franzosen nur mangelhaft verstanden.

Etwa 1½ Stunden hatten sich Artilleristen und Füsiliere mit dem Feinde herumgeschossen. Es war jetzt klar erwiesen, daß derselbe noch in stärkeren Massen auf den Höhen westlich Wörth anwesend sei. Damit sah General von Walther seine Aufgabe als gelöst an, ließ deshalb das Gefecht abbrechen, schickte die beiden daran beteiligten Truppenkörper wieder in das Biwak zurück und erstattete eingehende Meldungen an das V. Armeekorps. Soweit war alles ganz regelrecht verlaufen. Allein ein Zufall, man kann sogar sagen ein Mißverständnis, bewirkte, daß der Kampf an einer anderen Stelle von neuem entbrannte und dadurch die Schlacht vom 6. August veranlaßt wurde.

Westlich Mattstall stand die 4te bayerische Infanterie-Division. Sie hatte ja, wie schon erwähnt, Befehl erhalten, dort vorläufig zu warten, aber einzugreifen, wenn bei Wörth Kanonendonner hörbar werde. Diese Weisung war eigentlich nur für den Fall erteilt, daß die Franzosen angriffsweise gegen das V. preußische Korps vorgehen würden. Natürlich lauerten die Bayern mit schärfster Aufmerksamkeit auf dieses Signal zu einem flotten Drauflosgehen. Nun brachte endlich, etwa nach 8 Uhr, der Wind den Schall des so sehnlich erwarteten Zeichens herüber.

„Das 6te Jägerbataillon und das 9te Infanterie-Regiment rücken aus Langensulzbach auf der Straße in der Richtung auf Fröschweiler vor. Die Batterie Kirchhofer kann das Feuer gegen letzteren Ort eröffnen."

Kaum hatte General von Thiereck diesen Befehl erteilt, da gab der Batteriechef ein vorher verabredetes Zeichen zu seiner Batterie hinüber und — „1. Geschütz — Feuer!"

Die Jäger aber marschierten — nein, die liefen auf den Wald vor Fröschweiler zu und bald waren die vordersten Plänkler-linien im Walde verschwunden.

Es ist ein prächtiges Gehölz, welches die Abhänge des Sulzbachthales bedeckt. Mächtige Eichen ragen über die etwas niederen Buchen empor und ziemlich dichtes Unterholz und Busch-werk bildet mit seinen hellgrünen Farben malerische Abwechs-lungen mit den dunklen Stämmen jener Baumriesen. Dazwischen leuchtet hie und da die helle Rinde einer Birke hindurch und auf dem Boden unterbrechen hohe Farren den weichen Moos-teppich. Die Sonne begann sich durch die Wolken Bahn zu brechen, verlieh den durch den vorhergegangenen Regen erfrischten Blättern einen entzückenden Glanz und ließ in den herabhängen-den Tropfen Tausende und Abertausende von herrlichen Brillanten vor dem staunenden Auge erscheinen. Dazu begrüßten die ge-fiederten Sänger des Waldes mit fröhlichen Weisen die Königin des Tages und bunte Schmetterlinge huschten von Busch zu Busch.

In diese idyllische Natur traten die flotten bayerischen Jäger, muntere Burschen aus Franken, die in das Bild paßten, als ob man sie eigens zu seiner Ausschmückung herbeigeholt. Vorsichtig drangen sie durch die Gesträuche, die Blicke teils vorwärts gerichtet, um etwaige Feinde zu erspähen, teils auf den Boden geheftet, um dürren Zweigen, die krachen könnten, auszuweichen. Keine Kommando, kein Ruf, kein lautes Zeichen war zu vernehmen; nur mit Säbelwinken leiteten die Offiziere ihre Untergebenen.

Da bewegt sich an einer lichteren Stelle etwa 150 Schritt vor den Jägern ein Zweig eines Busches kaum merkbar in die Höhe; ein Blitz, ein Knall, das hat getroffen.

„Gott steh' mir bei", — dann sank ein Mann in die Knie, fiel zur Seite und war tot. Der Schuß schien in dem stillen Wald plötzlich ein wildes, schaueriges Toben wachgerufen zu haben.

„Paff, paff" klang es gerade vor, „paff, paff" halb rechts und „paff, paff" halb links vorwärts; eine ausgedehnte feuerspeiende Linie enthüllte sich vor den Augen der Jäger. Langweiligkeit war aber deren Sache nicht. Ohne erst auf die Winke und Befehle ihrer Offiziere zu warten, standen im Nu die einen der gewandten Plänkler hinter deckenden Bäumen, andere lagen in einem Graben, wieder andere waren hinter Büschen verschwunden und so hatten alle in wenigen Augenblicken eine deckende Stellung gefunden. Jetzt aber gings auch hier los und dies nicht schlecht. Schoßen auch die bayerischen Podewilsbüchsen, welche dieses Bataillon noch führte, nicht so gut, wie die Chassepotgewehre, so wußten dafür die Jäger ihre Waffen ganz anders zu handhaben, als die ihnen gegenüberstehenden französischen 45er und 1ten Zuaven. Bald zeigte auch das Zurückbringen von Verwundeten, wie gut die Bayern die kleinen Stellen zu treffen wußten, welche nicht durch Bäume u. s. w. geschützt waren. Es erwies sich schnell, daß die feindliche Linie ganz bedeutend den Jägern überlegen sein mußte. Darum wurden noch 2 Bataillone 9er zu deren Unterstützung entwickelt. Unaufhörlich rollte jetzt

das Geknatter des Feuers fort. Es war, als ob die Bäume den Schall festhielten und verstärkten, so krachte es unaufhörlich mit wahrhaft betäubender Gewalt. Von dem lieblichen Zwitschern und Singen der Vögel vernahm man nichts mehr; die kleinen, fröhlichen Friedenssänger waren verscheucht. Da wo die Menschen sich mordeten, konnten sie nicht mehr weilen; sie flohen.

Unter dem grünen Gewölbe des herrlichen Waldes aber tobte der Kampf mit immer wachsender Wut fort.

„En avant, en avant, vive l'empereur!"

„Herrgott, die umfassen uns in der linken Flanke! Feuer, Jäger! Feuer, was aus den Büchsen herausgeht!"

Das sprühte und krachte und knatterte. Trotzdem gewannen die Franzosen Boden. Sie hatten noch die 13ten Chasseurs de Vincennes entwickelt und gingen umfassend gegen die Bayern vor.

„Feuer! Feuer! Noch schneller! Zielt besser! Dort! auf den Offizier! Feuer! Bajonett aufs Gewehr!*) Wenn die Kerls herankommen, rennt ihnen das Bajonett durch den Leib und schlagt mit den Kolben drein! — Keine Unruhe! Es werden nicht zu viele sein! Feuer! Feuer!"

Und doch hätte den tapfern Jägern nichts geholfen, denn es waren wirklich zu viele. Schon schien ihr linker Flügel umzingelt; die Büchsen wurden von dem unaufhörlichen Schnellfeuer so heiß, daß man sie kaum mehr halten konnte; keine 120 Schritt trennten mehr die Zuaven von der schwachen Linie der Bayern. Jetzt setzten die Franzosen von neuem an. Scharf, ja zuversichtlich klang ihr: „Vive l'empereur! En avant", und wahrlich schlecht war es nicht, wie sie zum letzten Sturm vorgingen. Trotz des rasenden Schnellfeuers der Jäger kamen sie immer näher. Schneidig hielten die Bayern zwar aus, aber es war vorauszusehen, daß sie im Handgemenge der Übermacht erliegen müßten. Wieder ganz nahe schallte es: „Vive l'empereur! vive la France!" nur noch eine Strecke von etwa 50 Schritten trennte die beiden Linien, da plötzlich:

---

*) Damalige bayerische Kommandos.

„Hurra, Hurra, hurra!“ und drauf stürmte es, aus dem Unterholz links seitwärts hervor; hellblau kam es aus den grünen Büschen; hellblaue Bayern mit dunkelroten Krägen und die blau und grünen Jäger atmeten auf — sie waren gerettet. Das III. Bataillon 9er hatte sich unbemerkt in die rechte Flanke der Franzosen geschoben und seine Hurras kamen gerade recht, um Zuaven und Chasseurs de Vincennes vollständig zu überraschen und zu schleunigstem Rückzuge zu veranlassen.

Die schon im Kampfe stehenden beiden Bataillone 9er, sowie die 6ten Jäger schlossen sich natürlich dem Gegenangriff des III. Bataillons der 9er an und trieben die weichenden Franzosen eine ganze Strecke vor sich her. Bis an eine weite Lichtung gelang es den Bayern vorzudringen. Dann mußten sie halten, denn auf dem freien Felde hätte man rasch erkannt, was sich im Dickicht des Waldes nicht übersehen ließ, daß es nämlich nur 4 bayerische Bataillone waren, die hier kühn gegen die ganze 1te Division des I. französischen Armeekorps angestürmt waren. Als die Welschen sich nicht mehr verfolgt sahen, hielten auch sie wieder und es entstand ein hinhaltendes Feuergefecht, in welchem die Bayern bald einen schweren Stand bekamen, denn sie kämpften gegen eine mehr als doppelte Übermacht.

Nachdem die Franzosen doch merkten, wie schwach ihr Gegner war, versuchten sie wiederholt, Vorstöße zu machen. Das bayerische Schnellfeuer sprach aber ein so kategorisches Nein, daß sie bald auf neue Versuche verzichteten. Nun verstärkten sie ihre erste Linie noch mehr. Da kam aber auch die 8te bayerische Infanterie-Brigade an und sofort griffen je 1 Bataillon 1er, 11er, 14er und 7er in das Gefecht mit ein. Außerdem waren 2 Bataillone 5er gegen die „alte Mühle“ im Sauerbachthal vorgegangen, hatten die dortigen Franzosen vertrieben und sich allmählich auf dem linken Flügel ihrer Division angeschlossen. Dieselbe stand nun mit 10 Bataillonen in erster und 2 in zweiter Linie im Kampfe gegen die 13 Bataillone starke Division Ducrot. So gut es im Walde möglich gewesen war, den Feind zurückzudrängen, so unausführbar erwies sich ein Angriff gegen die

vorzügliche Stellung der Franzosen auf der Höhe von Fröschweiler. Die bayerische Artillerie vermochte ja fast gar nicht helfend einzugreifen, weil sie wegen des Waldes und der eigenen Schützen den Gegner fast nicht mit ihren Granaten erreichen konnte. Dagegen bestrichen die französischen Mitrailleusen und Kanonen das ganze Vorgelände. Der Kampf wogte daher unentschieden hin und her; verschiedene recht schneidig unternommene Vorstöße der Franzosen mußten abgewiesen werden. Um 10½ Uhr stand die bayerische 4te Division an dem Südrande des „Waldes zu Langensulzbach“; von Fortschritten beim V. Korps bemerkte man aber nichts. Es kam also vorläufig darauf an, die eroberte Stellung zu behaupten und dies gelang vollständig. Freilich waren die Franzosen gegenüber den Bayern durch ihr gutes, weittragendes Gewehr sehr im Vorteil, allein die bayerische Zähigkeit hielt doch stand, obwohl gerade dieser Kampf schwere Opfer erforderte.

Merkwürdiger Weise hörte man jetzt auf der Seite der Preußen kein Feuer mehr. Nun traf auch ein preußischer Ordonnanzoffizier ein und überbrachte den Befehl, das Gefecht abzubrechen. Dies war leichter gesagt als gethan.

Der Laie meint einfach, man dürfe da nur „Stopfen“ d. h. aufhören zu feuern und „langsam zurück“ befehlen und alles gehe nun friedlichst auseinander. Dem ist aber gar nicht so. Ein einheitliches Kommando oder Signal an eine unablässig feuernde Linie von 2 Kilometer Länge zu geben ist ja ein Ding der Unmöglichkeit. Auch an alle Kommandeure den Befehl schicken, zu einer bestimmten Stunde den Rückzug anzutreten, ist nicht angängig, denn dann würde der Gegner durch einen sofortigen Nachstoß der weichenden Abteilung nicht nur schwere Verluste beifügen, sondern sie sogar vollständig sprengen können. Ein Abbrechen ist also nur in der Art ausführbar, daß man einzelne Truppenkörper aus der Kampflinie herausnimmt, während die anderen den Feind abhalten, nunmehr seinerseits zum Angriff zu schreiten. So kann allmählich die Linie immer mehr geschwächt und das Gefecht wirklich abgebrochen werden. Ist

aber der Gegner aufmerksam und macht gerade nach der Rücknahme eines Teiles der Verteidiger einen Vorstoß, so muß man schnell die schon abgezogenen Truppen wieder vorholen, sonst wird die zur Deckung stehen gebliebene Linie überrannt und vernichtet. Je größer die in den Kampf verwickelten Massen sind, desto langsamer geht ein Abbrechen desselben vor sich und sehr oft kann es überhaupt nicht mehr ausgeführt werden, sondern man muß das Gefecht bis zur Entscheidung auskämpfen. Daher ließ sich auch das Zurücknehmen der 4ten bayerischen Division nur sehr langsam bethätigen. Die Franzosen drängten mäßig nach und deßhalb gelang es bis etwa 11½ Uhr den größten Teil der Truppen dem Feuer zu entziehen und hinter Langensulzbach zurückzuführen.

Diese Bewegung war noch nicht völlig beendet, da traf vom V. Korps die Mitteilung ein, daß man dort nunmehr den Angriff auf die Höhen westlich von Wörth beschlossen habe und auf die Mitwirkung der Bayern gegen die linke Flanke der Franzosen rechne.

Beinahe als Bestätigung dieser Meldung erscholl jetzt von Wörth her lebhafter Geschützdonner und ließ erkennen. daß dort der Kampf von neuem mit großer Heftigkeit entbrannt war. Der kommandierende General des II. bayerischen Korps, General von Hartmann, befahl daraufhin ein sofortiges Umkehren der zurückgehenden Abteilungen und zog außerdem noch eine Brigade von der gegen Bitsch beobachtenden Division als Unterstützung heran.

Bei dem V. preußischen Armeekorps hatte ein ähnliches Mißverständnis wie bei den Bayern obgewaltet. Als dort das kleine Rekognoszierungsgefecht der 37er und der Batterie Caspari beendet war, vernahm man plötzlich von Langensulzbach her das immer heftiger werdende Feuer der Bayern.

„Da sind wahrscheinlich die Franzosen gegen unseren rechten Flügel vorgegangen, um denselben durch Übermacht zu erdrücken. Das darf nicht sein. Wir können die Bayern keinem sie allein treffenden Schlage aussetzen."

Die Folge dieser Überlegung war, daß zunächst wieder die

Batterie Caspari, dann die 3 übrigen Batterien der 10ten Infanterie-Division und schließlich die ganze Korps-Artillerie des V. Korps auf den Höhen vorwärts Diefenbach auffuhren und das Feuer eröffneten. Später schloßen sich auch noch die 4 Batterien der 9ten Infanterie-Division an, so daß etwa um 10 Uhr 84 deutsche Geschütze hier im Feuer standen und einen gewaltigen Hagel von Granaten und Shrapnels auf die gegenüberstehende feindliche Artillerie warfen. Zuerst verzichteten die Mitrailleusen bei der sich nun entspinnenden Debatte auf das Wort. Sie, d. h. was von ihnen übrig blieb, zogen sich soweit zurück, daß sie von den deutschen Geschossen nicht mehr erreicht werden konnten. Bald schwieg auch der größte Teil der anderen französischen Batterien still, denn mit ihren schlechten, vor der deutschen Front ohne zu krepieren einschlagenden Granaten kamen sie gegen unsere gut treffenden und sicher explodierenden Geschoße nicht auf.

Hinter der feuerspeienden Artilleriemaske waren die beiden Divisionen des V. Korps aufmarschiert. 37er und 50er standen im Vortreffen, die 19te und hinter dieser die 17te und 18te Brigade waren westlich und nördlich Diefenbach versammelt.

Während der geschilderten Kämpfe war aber auch die 1te Division des XI. Armeekorps herangerückt und entwickelte sich allmählich links neben den Divisionen des V. Die Batterien der 21ten Division protzten auf der Höhe vorwärts Gunstett ab und fanden bald Gelegenheit ihre Stimmen mit denen der Kameraden vom V. Korps zu vereinen. 87er und 80er deckten diese Aufstellung und die 42te Brigade marschierte hinter Gunstett auf.

Bis um 11½ Uhr hatte sich also Nachstehendes ereignet:

Die Vorposten des V. Korps führten eine gewaltsame Rekognoszierung aus und zogen sich dann wieder zurück.

Die 4te bayerische Division wurde durch das Getöse dieses Kampfes verleitet zur Unterstützung der Preußen gegen den linken französischen Flügel vorzugehen. Nach einem heftigen Kampfe wurde sie auf höheren Befehl zum Zurückgehen veranlaßt.

Das V. Korps glaubt die Bayern durch die Franzosen angegriffen und geht, um einen Teil der Kräfte des Gegners von

ersteren ab und auf sich zu lenken, gegen den Feind westlich Wörth vor.

Die Bayern, davon benachrichtigt, stellen die Rückbewegung ein und greifen verstärkt wieder an.

Das XI. Korps hört den Kampf, beeilt sich auf das Schlachtfeld zu kommen und beteiligt sich mit seiner Avantgarde links vom V. Korps an dem lebhaft werdenden Gefecht.

Die Franzosen verteidigen sich gegen die von verschiedenen Seiten gegen sie stattfindenden Angriffe mit großer Energie, unternehmen aber nur vereinzelte Vorstöße und unterlassen einen einheitlichen großen Gegenangriff.

Wir sehen also, daß es sich immer noch um zufällig entstandene, von den höheren Führern noch nicht beabsichtigte Kämpfe handelt, die aber nach und nach eine solche Ausdehnung annehmen, daß aus denselben eine große Schlacht entstehen mußte.

Bei den hinteren Abteilungen erkannte man dies auch infolge des von Stunde zu Stunde heftiger werdenden Geschützfeuers, das vom Sauerthal herschallte, und, ohne daß besondere Befehle vom Oberkommando der III. Armee hiezu nötig sind, beeilen alle Truppen ihren Marsch so sehr sie können und drängen dem Kampfplatz zu. Auch der Armeeführer selbst, der Kronprinz von Preußen, steigt mit seinem ganzen Stabe in den Sattel und trabt vor gegen Wörth.

X.

Angriff des V. und XI. Armeekorps.

Während die rückwärtigen Abteilungen von verschiedenen Seiten heraneilten, stand die Avantgarde des V. Korps gegenüber Wörth zum Angriff bereit. Bald nach 10 Uhr traf der Befehl des kommandierenden Generals dieses Korps, General von Kirchbach, ein, „es sollen Wörth und die jenseitigen Höhen besetzt werden.“ Wenige aber folgenschwere Worte!

Der General Walther v. Montbarry, Kommandeur der 20ten Infanterie=Brigade, welche immer noch die Avantgarde bildete, hatte nur 4¼ Bataillone zur Verfügung: die übrigen waren teils nach Görsdorf und Gunstett detachiert, teils zur Artillerie als Bedeckung abgegeben.

„Das II. und III. Bataillon, sowie die 4te Kompanie Füsilier=Regiments Nr. 37 überschreiten die Sauer bei Wörth, die beiden Bataillone Regiments Nr. 50 bei Spachbach. Dann versuchen die Abteilungen die Höhen zwischen der Fröschweiler Chaussee und dem Niederwald zu ersteigen und sich oben festzusetzen. Richtung auf Elsaßhausen.“ Das war der Angriffsbefehl für die Brigade.

Freudig, stolz, siegeszuversichtlich marschierten die tapferen Westfalen und Niederschlesier vor. Und eine Stunde später? — Schlacken sammelten sich hinter der Sauer.

Sehen wir uns, ehe wir diesen Sturm genauer betrachten, um, wie es um diese Zeit bei den Franzosen aussah.

Vor dem Ostausgange von Elsaßhausen steht ein hoher Nußbaum. Er bezeichnet den übersichtlichsten Punkt der Höhe zwischen diesem Orte und dem Sauerthal. Weithin reicht von da der Blick gegen Osten und man kann fast alle auf die Stellung westlich von Wörth zuführenden Straßen wenigstens auf jenen Strecken, wo sie nicht für kurze Zeit in den eingeschnittenen Thälern verschwinden, genau erkennen.

Hier stand der Stab des Marschalls Mac Mahon um den ritterlichen Führer versammelt. Das charakteristisch schöne Gesicht des letzteren hatte den Ausdruck freudigen Vertrauens, den es noch vor zwei Stunden beim Durchreiten von Reichshofen gezeigt, verloren. Ernst, erwartungsvoll, schwere Sorgen verratend blickte das scharfe Auge des Siegers von Magenta gegen Westen.

„General Forgeot!“ *)

„Mon maréchal?“

---

*) Kommandeur der Artillerie.

„Eine Ihrer Batterien nach der anderen schweigt und gibt den Kampf auf, obwohl das Feuer der Preußen immer heftiger wird. Was soll das heißen?“

„Unsere braven Artilleristen können, trotz ihres Heldenmutes, nicht gegen den Feind aufkommen.“

„Aber ich sehe doch, daß der Gegner noch nicht mehr Geschütze in Thätigkeit hat, als hier von uns im Feuer stehen.“

„Mon maréchal, es läßt sich nicht mehr leugnen, die preußischen Geschosse haben eine weit verheerendere Wirkung als die unseren. Mehrere Capitaines haben mir schon geklagt, daß von unseren Granaten ein großer Teil gar nicht krepiert und sie daher nur äußerst schwer beobachten können. Unsere Shrapnels dagegen explodieren fast alle zu hoch und schaden deßhalb dem Feinde nur wenig. Die seinigen dagegen schlagen mit unfehlbarer Sicherheit ein, krepieren richtig und töten.“

Der Marschall erwiderte dem General nichts mehr. Vor sich hin aber murmelte er: „Das ist also die so sehr betonte Überlegenheit der französischen Artillerie über die preußische!“

Nach kurzer Zeit, während welcher er mit dem Feldstecher sorgfältig beobachtete, wandte er sich zum Chef seines Stabes, dem General Colson.

„Ich habe jetzt keinen Zweifel mehr darüber, daß die ganze Armee des Kronprinzen von Preußen gegen mich anrückt. Sehen Sie nur wie die Straßen von Surburg, Sulz, Lampertsloch und Lembach unaufhörlich mit Truppenkolonnen bedeckt sind. — Wenn nur de Failly rechtzeitig eintrifft und die Bayern in ihrer rechten Flanke faßt! — Wie steht es jetzt bei Ducrot?“

„Gut, mon maréchal. Soeben traf Meldung ein, daß die 1ten Zuaven, die 18er, 96er und die 13ten Chasseurs die Bayern bis in den Wald zu Langensulzbach zurückgedrängt haben. Es mag etwa eine Division gewesen sein, die unseren linken Flügel angriff. — Ich kann immer noch nicht glauben, daß die Deutschen schon heute eine entscheidende Schlacht beabsichtigen, denn ihr bisheriges Vorgehen verrät gar keinen Zusammenhang. Es macht auf mich den Eindruck, als ob es sich nur um Rekognoszierungen

von Avantgarden handelte. Morgen jedoch werden sie uns mit ihrer ganzen Macht angreifen. Dann sind aber die 25,000 Mann de Faillys eingetroffen und mit diesen vereint können wir in der hiesigen starken Stellung leicht der Übermacht der Preußen widerstehen."

Der Marschall gab keine Antwort, sondern beobachtete von neuem. Als er unaufhörlich lange, dunkle Linien sich gegen die Sauer heranwälzen sah, seufzte er leise vor sich hin. Ob ihn schon damals eine Ahnung der bevorstehenden Niederlage ergriff? Merken ließ er sich aber nichts, sondern mit klarer, fester Stimme erteilte er den Befehl, auch die Batterien der Reservedivision Pellé vorzuholen, um durch deren Eingreifen vielleicht das Übergewicht der preußischen Artillerie auszugleichen.

In der Hauptstellung der Franzosen, zwischen Elsaßhausen und Fröschweiler herrschte frohe, siegeszuversichtliche Stimmung.

„Ducrot hat 50,000 Bayern über Langensulzbach zurückgeworfen; sie fliehen in voller Auflösung gegen Mattstall zurück. Vive Ducrot! vivent les zouaves! vive toute la première division!"

„Nach dieser Nachricht will ich es vergessen, daß ich seit gestern abend keinen Bissen genossen," bemerkte ein Kapitän des 36ten Linien-Infanterieregiments.

„Hier mon camarade. Meinem Burschen gelang es in Fröschweiler eine Ente zu fangen. Sie ist freilich nur gesotten, aber besser als nichts. Die Hälfte steht zu Ihrer Verfügung."

Dankbarst nahm der Kapitän das Anerbieten des Turkoleutnants an und verzehrte das wenig appetitlich aussehende Stück Geflügel.

„Haben Ihre Leute auch nichts erhalten?"

„Nein. Es ist jammervoll, die armen Kerls hungern zu sehen und ihnen nichts geben zu können."

„Da sind wir doch besser daran, denn unsere gewandten Turkos fanden in kurzer Zeit, nachdem es bekannt wurde, daß die Vorratswagen nicht eingetroffen, Mittel, alle Gänse und Hühner ꝛc. aus Fröschweiler und Elsaßhausen in unser Biwak zu

befördern. Die Köpfe der Tiere ließen sie natürlich in den heimatlichen Höfen zurück. Man lernt eben in Algier das Kriegführen gründlich."

„Traurig ist es aber doch, daß wir unsere eigenen Landsleute, die wir vor den preußischen Plünderern bewahren sollten, so ausrauben — was anderes ist es doch nicht — und brandschatzen müssen. Hoffentlich erlaben wir uns bald an den Vorräten, welche die Deutschen wie man sagt so reichlich mitführen, und leben von dem Reichtum der Pfalz und Badens, statt von dem Besitze unserer eigenen Landeskinder!"

„Das ist mir gleichgültig. Krieg ist Krieg, und wenn mir der Staat nichts gibt, so muß es der Bürger und Bauer thun. Dafür schützen wir sein Leben und seinen Wohnsitz."

Wie zum Hohn auf diese Worte rief soeben ein Offizier der 8ten Chasseurs de Vincennes: „Sehen Sie dort, meine Herrn, Elsaßhausen brennt an mehreren Stellen. Sind doch verfluchte Kerls, diese Preußen. Ihre Artilleristen treffen mit fabelhafter Sicherheit."

Ein herbeisprengender Adjutant beanspruchte die allgemeine Aufmerksamkeit. Er brachte den Befehl zum Vormarsch. Schnell eilten die Offiziere, welche sich, während ihre Division ruhte, hier zum Plaudern versammelt hatten, zu den verschiedenen Regimentern zurück und gleich darauf marschierten die beiden Brigaden l'Hériller und Lefebvre an den Rand der Höhe vor, um den Angriff der 4 Bataillone des Generals von Walther abzuwehren.

Von diesen waren die 37er ohne Aufenthalt nach Wörth, das die Franzosen nicht besetzt hatten, gelangt und an der Sauer angekommen. Jetzt fanden sie die dortige Brücke zerstört. Kaum zeigten sich die ersten Füsiliere am linken Uferrand, so überschüttete sie ein vom jenseitigen Walde kommender Hagel von Chassepotgeschoßen und auch Granaten brachten Grüße von den Höhen von Fröschweiler. Zum Wiederherstellen der Brücke war keine Zeit, also — durch das Wasser. Zum Glück reichte es hier den Leuten nur bis an die Brust, so daß nördlich

und südlich von Wörth der Bach ohne Gefahr durchwatet werden konnte.

„Hurra, hurra, hurra!“ So gings auf den Wald los und, als die Verteidiger des Randes ausrissen, auch in den prächtigen Buchendom hinein und die Höhe hinauf. Aber nur kurz dauerte der Siegesjubel. Bis jetzt waren die an und für sich schon sehr gelichteten Linien der 37er nur auf die feindlichen Vortruppen gestoßen. Nun kamen ihnen die französischen Reserven entgegen. Da hörte das Vordringen auf, da gab's kein Halten mehr. Sie knirschten und waren wütend, half aber alles nichts; zurück mußten sie und wenn sie auch noch so tapfer das Nachdringen des Feindes abwehrten und noch so gut und schnell schossen. Die 5 Kompanien, die hier gestürmt hatten, kamen aber nicht mehr zurück; nur 5 Reste, die der Leutnant Timm als der älteste übrig gebliebene Offizier um die beiden Bataillonsfahnen sammelte und bis Wörth führte. 2 Kompanien wichen südlich Wörth aus und schlossen sich dann an die 50er an.

Diesen war es ähnlich ergangen. Auch sie fanden, an der Sauer angekommen, keine Brücke. Hopfenstangen wurden zusammengebunden und als Übergangsmittel verwendet. Natürlich konnten die Leute nur einzeln passieren. Das dauerte lange. Drüben in der sumpfigen Wiese mußten die Kompanien gesammelt und geordnet werden. Konnte es ein besseres Ziel für die feindlichen Schützen auf dem Waldabhang der Höhe geben? Gewiß nicht und die letzteren nützten die gute Gelegenheit auch redlich aus. Es war zwar keine Kunst auf Menschenhaufen zu schießen, die geduldig ausharrten, ohne sich viel zu wehren. Es sollte aber auch kein Bravourstück sein, sondern einfach ein Verwerten einer günstigen Lage. Das verstanden hier die Franzosen ausgezeichnet und die 50er mußten mit Blut zahlen. Bald aber änderte sich das Lied. Jetzt befanden sich fast alle Leute auf dem rechten Ufer. Da verzichteten die Offiziere auf ein weiteres peinliches Ordnen der Züge.

„Auf! Marsch, marsch! Hurra, hurra, hurra!“ Solches Kommando elektrisiert. Trotz Chassepotgeschoße und Granaten

stürmten die 50er über die freie Wiese; trotz Überzahl und besserer Waffe mußten die Franzosen weichen und bald erschienen preußische Musketiere am oberen Rand der Höhe. Nun prasselte es hin und her und da und dort zeigten stürzende Menschen: „Das hat getroffen."

Die Zündnadelgewehre schossen gut, denn die Preußen verstanden, sie gut zu führen, aber die Chassepots schossen mehr, denn es waren drei- bis viermal so viel Franzosen, welche hier den kühnen Angreifern gegenüber standen. Der Hauptmann von Burgsdorff fällt; Leutnant Oppermann bricht verwundet zusammen; immer dünner werden die Reihen; da stürmt eine neue Linie von Zuaven und Turkos heran und nun müssen die 50er weichen, denn noch länger halten wäre gleichbedeutend mit Tod oder Gefangenschaft. Aber nicht weit wich die 1te Kompanie. In einem Graben gelang es ihr, sich zu halten, bis die anderen Kompanien heran waren und alles nun von neuem vorgehen konnte, bis der Höhenrand wieder erobert und die vorherige Stellung eingenommen war. In dieser bot sich ein schauriger Anblick. Leutnant Oppermann, der schwer verletzt dort liegen geblieben, war ermordet und bestialisch verstümmelt worden. Das hatten Turkos gethan, Vertreter der großen Nation, die sich rühmte, an der Spitze der Civilisation zu marschieren!

Lange währte der erlangte Erfolg nicht. Auch hier drangen neue französische Massen vor und den schwachen preußischen Linien blieb nichts übrig, als der Rückzug. Wer dieses Wort nur in Büchern gelesen hat, kennt es nicht. Wer aber einmal in der Schlacht zurück mußte, zurück, während der Feind aus sicherer Stellung nachfeuert, was er kann, der erst begreift die furchtbare Bedeutung desselben, der weiß, daß es besser ist, dem fast sicheren Tod entgegen, als der ungewissen Hoffnung auf Erhaltung durch einen Rückzug im Feuer zuzueilen. Und doch muß es sein. Wenn bei diesem Rückzug auch mehr Leute zu Grunde gehen, so sind doch die Übriggebliebenen wieder zur Hand und können bei neuen Angriffen noch einmal mitverwendet werden und zum schließlichen Siege mitbeitragen. Verzichtet

man aber auf den Versuch des Rückzuges oder unternimmt man denselben zu spät, dann ist es fast sicher, daß freilich mehr Menschenleben erhalten bleiben, die in der Stellung verbleibenden aber zu Gefangenen gemacht und daher bei weiteren Kämpfen nicht mehr mitverwendet werden können. Also ist es schon vom soldatischen Standpunkte aus besser, lieber unter größeren Opfern rechtzeitig sich zurückzuziehen, als in sicherer Deckung zu lange auszuhalten und dafür sich der Gefangenschaft auszusetzen. Und erst vom moralischen Gesichtspunkte! Da heißt es einfach besser tot, als gefangen. So dachten auch die 50er und wichen über den soeben erstürmten Abhang unter dem vernichtenden Feuer der Übermacht zurück. Es war aber ein schaueriger Weg. Die Tornister hatte man im Biwak gelassen. Deshalb fand das kleine Bleistückchen nur zu leicht den Weg zum Herzen. Es ist ein eigener Ton, wenn es in weiches Fleisch einschlägt. Man vergißt ihn nicht wieder, sobald man ihn nur einmal gehört.

„Laßt mich um Gotteswillen nicht in die Hände der Turkos fallen! Werner, Kamerad, Freund nimm mich mit! Das Geschoß hat mir den Fuß zerschmettert; ich kann allein nicht weiter!“

Der brave Musketier hilft seinem Rottengenossen. Da trifft es ihn so durch den Kopf, daß er lautlos umsinkt und im Sturz den verwundeten Kameraden mitreißt. Allein hätte er mit einigen Sprüngen den Straßengraben vielleicht noch er=reicht, in dem die Kompanien jetzt halten.

Die verhältnißmäßig gedeckte Stellung ermöglicht es der kleinen Zahl, die nachdrängenden Turkos und Zuaven zum Stehen zu bringen. Ein rasendes Schnellfeuer wehrt den mit echt französischem élan unternommenen Angriff der Afrikaner ab. So peitscht der Sirokko die Gischt der Brandung auf die Felsen des Ufers, wie der Bleihagel lagenweise herunterprasselt und aber auch unaufhörlich dort oben einschlägt.

„Wasser! Wasser!“

„Hab' keine Zeit, Kamerad! Nach der Schlacht sorg ich für Dich — wenn ich noch lebe.“ Er feuert weiter. Der schwer

verwundete und halb verschmachtete Nebenmann muß warten. Zuerst muß der Feind bekämpft werden, dann erst kann man dem Kameraden beistehen. Nur einer kleinen Schaar, der 12ten Kompanie, gelang es, sich auf dem Abhang im Walde in verschiedenen Gräben einzunisten und zu halten. Stundenlang mühten sich die Franzosen ab, sie zu vertreiben; stundenlang wiesen die Füsiliere alle Versuche des Gegners standhaft zurück. So rollte das Feuer ununterbrochen hin und her, es war ein Getöse, daß man kein Kommando mehr verstand; nur die Pfeifen drangen durch. Aber die Leute begriffen durch Winke sofort, um was es sich handle. In solchen Momenten schärfen sich die Sinne und die sorgsame Friedenserziehung trägt ihre Früchte. Mögen Fremde uns vorwerfen, was sie wollen. In den Schlachten hat das Verhalten unserer Leute bewiesen, daß sie kriegsgemäß herangebildet und wenn auch streng erzogen, so doch nicht nur mechanisch gedrillt waren. Maschinen handeln nicht wie die 50er bei Wörth. Das waren denkende und wenn nötig auch selbständig auftretende Männer. Das waren eben echte deutsche Krieger.

Heldenmütig hat hier die Brigade Walther gekämpft; unvergänglichen Ruhm hat sie sich erworben und mit schweren Opfern bezahlt, aber sie war durch die Übermacht abgewiesen worden, der Angriff war mißlungen.

Beim XI. Armeekorps hatte man schon früh 7 Uhr die ersten Kanonenschüsse der Batterie Caspari vernommen. Da gab's kein Halten mehr. Stellt deutschen Offizieren einen noch so hohen Geldpreis in Aussicht, verspricht ihnen großen, materiellen Erfolg und Ihr werdet wenige finden, die sich dadurch zu besonderen, außerordentlichen Anstrengungen bewegen lassen. Läßt sich aber im Feindesland die Stimme eines Geschützes vernehmen, dann ist's vorbei mit aller Geduld, dann strebt jeder mit der äußersten Anstrengung darnach, dorthin zu eilen, wo der Kamerad im Feuer steht und zwar aus Kameradschaft, aus Pflichtgefühl und vielleicht auch etwas aus dem Wunsch, die

Gelegenheit zur Erwerbung von Ehren und Ruhm nicht zu versäumen. Dieses Gefühl geht auch auf die Mannschaft über, und wenn es auch immer einzelne unter der Menge gibt, die mit Zittern und Zagen an den bevorstehenden Kampf denken, die Mehrzahl drängt vorwärts, dahin wo es kracht. War es daher ein Wunder, daß nach dem ersten vom Westwind in die Gegend von Surburg, wo eben das XI. Korps heranrückte, getragenen Schall des Geschützfeuers die Leute vorwärts drängten, so sehr sie konnten?

In so eiligem Tempo, als es auf dem regendurchweichten Boden überhaupt möglich war, schoben sich nun die langen Linien der 80er, 87er u. s. w. nach den westwärts führenden Wegen und dann auf diesen vor gegen die Sauer.

Da verstummte der Kanonendonner; auch das Kleingewehrfeuer ließ nach: das Gefecht der 37er*) war ja zu Ende gegangen.

Vom Stabe des Armeekorps eilten Ordonnanzoffiziere an die Spitzen und überbrachten den Befehl umzukehren und in das Biwak bei Hölschloch zu marschieren.

„So ist es also heute nichts mit einem flotten Drauflosgehen!“

„Scheint so. Nun aufgeschoben ist nicht aufgehoben. Morgen fassen wir sie um so sicherer.“

„Schade! Ich wäre gerne heute an den Feind gekommen, denn vorgestern bei Weißenburg war meine Kompanie abkommandiert und durfte nur zusehen. Heute an der Spitze der Avantgarde hätten wir die beste Gelegenheit, alles gründlich mitzumachen. Morgen aber trifft es uns vielleicht wieder zur Reserve.“

Die Kompanie war gerade aus dem Walde östlich Gunstett herausgetreten und wollte soeben dem Befehle gemäß nach Hölschloch zurückmarschieren, als ein Offizier der 14ten Dragoner herbeisprengte und schon von weitem rief: „Halten! Halt!“

---

*) Siehe Seite 155.

Als die beiden Hauptleute der 80er diese Rufe vernahmen, ließen sie ihre Leute sofort wieder Front machen und sahen erwartungsvoll dem herbeisprengenden Dragoner entgegen, der ja gar nicht zu ihrem, sondern zum V. Armeekorps gehörte.

„Wo ist Ihr General, Herr Kamerad? Habe Meldung zu machen. Es geht wieder los.“

„Ah! Das ist eine freudige Nachricht. Dort hält gerade unser Divisionsgeneral, Exzellenz von Schachtmeyer.“

„Danke!“ In der Eile vergaß der Dragoner noch ein „Adieu“ beizufügen und sprengte davon.

Ein Füsilier rannte heran.

„Meldung von der Spitze! Auf den Höhen vorwärts Gunstett, jenseits der Sauer, ist ein großes Lager der Franzosen. Im Dorfe Gunstett feuern preußische Truppen gegen Feinde, die an der Hagenauer Chaussee entwickelt sind.“

Während der Mann sprach, wurde wieder von Wörth her lebhafter Geschützdonner vernehmbar.

„Der Herr Leutnant soll vorläufig halten lassen und in eine günstige Stellung gehen.“

„Zu Befehl, Herr Hauptmann!“ Der Füsilier lief zum Vortrupp zurück.

„Herr Premierleutnant übernehmen Sie einstweilen die Kompanie. Ich werde selbst zum Herrn General reiten und melden.“

General von Schachtmeyer hatte aber schon alles von dem Dragoneroffizier erfahren und erteilte soeben den Befehl, daß das III. Bataillon 80er zur Unterstützung der in Gunstett kämpfenden Truppen des V. Korps vorrücken, die übrigen Bataillone der Avantgarde aber vorwärts des Waldes in Bereitschaftsstellung aufmarschieren sollten. Für letztere kam nun eine harte Geduldsprobe. Das Feuer bei Gunstett und bei Wörth wurde immer heftiger, die 41te Brigade aber mußte warten. Da fuhr eine feindliche Batterie auf. Im Trab eilte nun die Artillerie der 21ten Division vor und protzte nordwestlich Gunstett ab;

ein Bataillon 80er durfte als Bedeckung folgen; die übrigen 80er und die 87er mußten aber noch warten.

Jetzt endlich hieß es: „vor nach Gunstett."

Mit Riesenschritten marschierten die Bataillone an.

„Es wird wirklich ernst werden. Seht Ihr dort die neuen feindlichen Batterien? Werden uns bald grüßen!"

Patsch! Da saß auch schon die erste Granate im Acker neben der vorwärts eilenden Kolonne. Dank dem Regen der letzten Nacht war der Boden aber so durchweicht, daß die Zündung des Geschosses nicht wirkte und letzteres daher nicht krepierte.

„Det arme Wurm! Is im Dreck ersoffen!" meinte ein lustiger Berliner. Da kam eine zweite Granate. Die erstickte aber nicht. Trotzdem schadete sie auch nicht viel, denn sie überschüttete die Leute nur mit einem Regen von Schmutz; die Eisenstücke dagegen waren im Lehm stecken geblieben.

„Na wat is denn dat für en Springbrunnen? Ick globe, die wollen et Meistern Penne in der Hasenhaide nachmachen, dem sin Springbrunnen och wie ne dünne Erbsensuppe aussieht."

Die Musketiere lachten und vergaßen darüber ganz, daß die Granaten ebensogut in der Kolonne wie neben derselben einschlagen konnten. Zum guten Glück schossen aber die Franzosen, obwohl sie nun fünf Batterien entwickelt hatten, herzlich schlecht und es kamen hier nur wenige Verwundungen durch Sprengstücke vor. Die Avantgardenbrigade hatte sich jetzt geteilt. 1½ Bataillone 87er und das II. Bataillon 80er gingen unter Oberst von Grolman durch die Oberdorfer Schlucht auf Spachbach, der Rest der Brigade unter Oberst von Koblinsky auf Gunstett vor. Dicht dahinter folgte die unterdessen ebenfalls herangerückte 42te Brigade, von der sich die 11ten Jäger ebenfalls gegen Gunstett wandten.

Kaum betraten die 87er das freie Feld, da sausten feindliche Shrapnels gegen sie heran.

„Schaden Euch nichts Leute! Seht nur, wie die Dinger alle hoch oben in der Luft krepieren. Das geht alles über uns weg. — In Kompaniekolonnen auseinander gezogen, 12te Kom-

panie Richtung.“ Dadurch wurden die Ziele noch kleiner und die Franzosen trafen noch schlechter. Nur wenige Verwundete waren das Ergebnis eines ganz wütenden Geschützfeuers der Franzosen. Bald gaben letztere auch die Belästigung der preußischen Infanterie auf, denn sie hatten zu viel zu thun, um sich ihrer Haut gegen die preußische Artillerie zu erwehren.

Die 87er waren an der Sauer bei Spachbach angekommen. Der Regen hatte den Bach, der überdies hier an und für sich sehr tief war, bedeutend angeschwellt. Eine Brücke war unbedingt nötig.

„Da steht ein Leiterwagen! Stoßt ihn in's Wasser, legt die Thorflügel jenes Scheuerthores darüber!“ — Gesagt, gethan. In 2 Minuten war die Brücke fertig, der Übergang konnte stattfinden. Vielen Leuten dauerte dies aber zu lange. Die schwammen an das jenseitige Ufer oder kletterten mit Hilfe von abgehauenen Pappeln und Hopfenstangen hinüber. Aber die Franzosen merkten bald, daß ihnen hier ein gefährlicher Gegner nahe und die Chassepotgeschosse ersparten manchem Füsilier das Ersteigen des linken Ufers. Seine Leiche trieben die Wellen gegen Gunstett. Die 1te Kompanie führte ein Mann von außerordentlicher Körpergröße und herkulischer Kraft, Hauptmann Caesar. Der stellte sich mitten im Bach auf und half seinen Leuten hinüber. Mehrere rettete er und doch ertranken 3 Mann an dieser Stelle.

So waren endlich 5 Kompanien übergesetzt. Die Geschosse des Feindes wetterten in die wirr durcheinander geworfene Schar. Da gab es keine Zeit zum Ordnen. Ohne langes Besinnen sprangen die Offiziere voraus; die Musketiere folgten; „hurra! hurra!“ Die Chaussee wurde erreicht; die französischen Tirailleure verschwanden im Wald; „hurra! hurra!“; hinterdrein gings in den Wald hinein; vorwärts drängten die 87er, vorwärts, immer vorwärts, bis sie plötzlich auf dichte Schwärme des soeben entgegenkommenden 1ten Turko-Regimentes stießen und sich nun auf ein stehendes Feuergefecht einlassen mußten. Die Franzosen hatten nämlich den Ostrand des Niederwaldes

stärker als wie bisher nur durch Vortruppen besetzen wollen und dazu diese Turkos entsendet. Durch ihren schnellen Übergang waren ihnen aber die 87er zuvorgekommen und daher das unvermutete Zusammentreffen beider Abteilungen mitten im Walde. Es entstand ein regelrechtes Schützengefecht, in dem sich die Turkos sehr gewandt zeigten. Trotz ihrer weißen Sommeruniformen sah man keinen von ihnen. Sie hatten sich gut hinter Bäumen und Büschen gedeckt und nur vorübergehend erschien über dem Gewehrlauf ein dunkelbraunes Gesicht, zielte und schoß — wenn nicht vorher ein deutsches Langblei auf immer ein schauriges veto eingelegt. Dazwischen erschallten deutsche Hurra's und dann erblickte man flüchtig die hellen Gestalten, wie sie einer weiter rückwärts gelegenen Deckung zueilten, dort sich niederwarfen und von neuem das Feuer eröffneten.

So gelangten die 87er mit ihrem rechten Flügel in langsamem, aber doch stetig vorschreitendem Gefecht an den Nordrand des Niederwaldes. Hinter ihnen waren 80er gefolgt und auch eine Kompanie 50er trat mit ihnen in Verbindung. Der Kampf war hart und verlustreich. Alle Verbände hatten aufgehört und durcheinander geworfen fochten die Leute unter der Führung derjenigen Offiziere, welche sich eben gerade in der Nähe befanden. Das schadete aber nicht. Der deutsche Soldat gehorcht ja nicht allein den Personen, die er als seine Vorgesetzten von Angesicht kennt, sondern jedem Unteroffizier und jedem Offizier des ganzen großen Heeres und der Marine. Er weiß ja, daß alle nicht allein das Recht, sondern auch die Befähigung haben, ihn zu führen, sonst wären sie eben nicht Vorgesetzte und er weiß, daß es für jeden derselben nur eine Richtschnur gibt, nämlich die äußerste Anstrengung aller Geistes- und Körperkräfte im Interesse des großen Ganzen.

Immer lebhafter wurde der Kampf, aber auch immer schwerer. Bei der 1ten Kompanie der 87er half eine List zu kleinen Erfolgen. Schon in Mainz hatte sich der Bataillonsadjutant, Leutnant Hambachs, die Noten des französischen Signals „Zurück" verschafft und seinen Hornisten lehren lassen.

Während des Kampfes gingen auf einmal zwei Turkokompanien gegen die unter Hauptmann Caesar und Leutnant Hambachs, der in die Front eingetreten war, fechtenden Leute vor. Dieser Bajonettangriff war mit großer Schneidigkeit unternommen und trotz der tapferen Gegenwehr schienen die Preußen der Übermacht erliegen zu müssen. Schon war der Hauptmann gefallen und Bajonett und Kugel hatten viele Opfer gefordert. Da ließ plötzlich der Bataillonstambour Brand das französische Signal „Zurück" blasen. Die List wirkte; die Turkos ließen ab, kehrten zurück und erlitten nun ihrerseits schwere Verluste durch die Geschosse der so schnell als möglich nachfeuernden Preußen.

Es war aber nur ein kurzes Aufhalten des bald notwendig werdenden Rückzuges. Die preußische Schützenlinie hatte sich beim Vordringen im Walde immer mehr ausgedehnt und war dadurch und durch die sich von Minute zu Minute steigernden Verluste fortwährend schwächer geworden. Das Hereinnehmen der Soutienzüge in die entstandenen Lücken half nur für kurze Zeit. Bald war die Plänklerkette so dünn geworden, daß der Kampf mit den übermächtigen Turkos nur mühsam aufrecht erhalten werden konnte. Die Leute merkten die schwierige Lage weniger als die Offiziere. Erstere sind es nicht gewöhnt, sich weiter umzusehen, denn das Feuern auf den ihnen gerade gegenüberstehenden Feind nimmt ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Anders bei den Führern.

„Herr Hauptmann, mein Zug kann ohne Unterstützung nicht mehr lange aushalten. Ich fürchte, daß auch unsere Patronen bald zu Ende gehen."

„Hoffentlich rücken in kurzem neue Verstärkungen heran. Oberst Grolmann ist mit seinem Adjutanten zurückgesprengt, um die Jäger zu holen."

Der Leutnant springt wieder zu seinem Zuge.

„Langsamer feuern! Wir müssen aushalten, bis die Jäger uns verstärken! Strelow, dort auf den Offizier! — Bravo, gut getroffen! — Auf die Turkogruppe hinter jenem Busch — Ziel auffitzen — lebhaftes Schützenfeuer!"

„Herr Leutnant, seitwärts der hohen Eiche dort kommen neue französische Linien!“

„Wo?“ „Da. Von hier aus können der Herr Leutnant sie deutlich sehen!“

Der Offizier eilt hin und beobachtet mit dem Feldstecher.

„Um Gotteswillen, das ist ja ein ganzes neues Bataillon. Und dort auch Rothosen und dort wieder! Es sind Zuaven. Er stürzt zu seinem Hauptmann und meldet.

„Thut nichts, wir bleiben. Die Jäger müssen gleich da sein.“

Pfeifensignale schrillten durch den Wald. Das deutsche Feuer hörte hier vorübergehend auf. „Alle Patronen in der rechten Tasche bereit legen! Ruhiges Feuer auf die Turkos!“ Wieder krachte es los. Da erschienen die blauroten Linien der Zuaven des Generals L'Hériller. Scharfe Pfiffe ertönten bei den Preußen. Neue Pause im Feuer.

„Auf die dort hinten vorkommenden französischen Schützen=linien — Visier kleine Klappe — Schnellfeuer!“

Was nur möglich war, krachte aus den Zündnadelgewehren heraus; wenn man die Hand an den Lauf brachte, verbrannte man sich die Finger, so heiß war er; einzelne Gewehre gingen wegen der in das Gewehrschloß geratenen Blätter und Moos=teile nicht mehr los; die Musketiere ergriffen die Waffen ge=fallener Kameraden und schoßen weiter; die Unteroffiziere feuerten mit; alle Leute machten fast übermenschliche Anstrengungen; die Offiziere schienen sich zu vervielfältigen, so leiteten und befahlen sie hier und dort, und spähten und schauten dann nach rück=wärts, nach den so heißersehnten Unterstützungen, aber alles ver=gebens, alles umsonst. Die Zuaven kamen immer näher; die Turkos schoßen immer lebhafter, und jetzt, als die hintere französische Linie in der Höhe der vorderen angekommen war, erhob sich auch diese und vereint stürzten die beiden afrika=nischen Regimenter auf die schwachen Reste der wenigen preu=ßischen Kompanien los.

„Vive l'empereur! vive la France!“

„Halt, halten! Feuern! Auf! mit dem Bajonett drauf!“ „En avant!“ „Zurück gegen die Sauer!“ „Nein, halt!“ „Rendez-vous! À bas les armes!“ „Gott steh mir bei!“ „Feu! tirez!“ „Helft dem Hauptmann!“ „Allah, Allah!“ „En avant!“ „Hurra, hurra!“ „Vive l'empereur! tournez l'aile gauche!“ Zurück! Langsam zurück! Schritt, Kerls, Schritt!“ „En avant! Sur cet grand officier! feu! tirez tirez! — Vivent les africains! Vivent sel vainqueurs de Fröschviller!“

Ja sie waren hier wirklich Sieger. Da lagen der Hauptmann Caesar, die Leutnants Hambachs, Elteſter und ſo fort, da bluteten der Feldwebel Müller, der Vizefeldwebel Schraudebach, da ſanken ein Unteroffizier nach dem andern, ganze Gruppen von Musketieren und Füſilieren unter den Yataganſtichen und Kugeln der übermächtigen Feinde zuſammen. Die übrig Gebliebenen mußten zurück. Anfangs langſamer, dann, als die Führer gefallen waren, ſchneller wichen 87er und 50er durcheinander in das Thal, über die Wieſe, bis über die Sauer zurück. In Spachbach aber hielten ſie wieder, beſetzten den Dorfrand und das linke Bachufer, und ein äußerſt lebhaftes Schnellfeuer wies alle Verſuche der Franzoſen, aus dem Walde heraus den Preußen nachzudringen, erfolgreich ab. Nur einzelne kleine Abteilungen hatten ſich in beſonders günſtigen Stellungen auf dem rechten Sauerufer gehalten.

Ganz ähnlich war es den von Gunſtett über die Bruchmühle vorgegangenen 87ern, 80ern, 50ern und 11ten Jägern ergangen.

Als letztere über die Brücke vorbrachen, ſtürzten ſich die Franzoſen mit ſolcher Gewalt ihnen entgegen und in ihre linke Flanke, daß die Preußen nur unter ſchweren Verluſten den Rückzug über die Brücke bewerkſtelligen und das Nachdringen des Feindes verhindern konnten.

Während dieſer Kämpfe der Avantgarden marſchierten die Gros immer näher heran und ſtellten ſich zum Eingreifen bereit. Auch bei ihnen kamen einzelne Truppen in heftiges Granatfeuer.

Dabei ereignete sich bei den 59ern eine so charakteristische Szene, daß man sie nicht übergehen darf. Das Füsilierbataillon derselben hatte starke Verluste erlitten, ohne daß es sich durch ein Gegenfeuer wehren durfte, weil es in 2ter Linie stand. Ferner fuhren deutsche Batterien hinter dem Bataillon auf und schoßen direkt über die Köpfe der Füsiliere hinweg. Alles dies machte die Leute unruhig und es entstand ein unerlaubtes Hin- und Herschieben. Da befahl der Bataillons-Kommandeur, Major Cumme, kurz entschlossen: „Gliederweise auseinanderziehen! Langsamen Schritt und Richtungen üben!“

Es geschah, wie er angeordnet. Mitten im feindlichen Granatfeuer machten die Füsiliere die gleichen Exerzitien, wie Rekruten im Kasernenhof durch; im langsamen Schritt zogen sie auf und ab; die französischen Granaten schlugen dazwischen; Einzelrichtungen wurden vorgenommen; Chassepotsgeschosse rissen Leute aus der Linie, aber in kurzem war der Zweck dieser für jeden Nichtdeutschen unverständlichen Maßregel erreicht; die so unbedingt notwendige, stramme Ruhe herrschte wieder in der Truppe und das Bataillon hat sich kurz nachher vorzüglich geschlagen.

Die Gefechtslage etwa um Mittag war also folgende:

Der Angriff der Avantgarden des V. und XI. Armeekorps war nach ruhmreichen und schweren Kämpfen abgewiesen worden. Die erstürmten Höhen vor Elsaßhausen und Fröschweiler mußten wieder aufgegeben und das linke Sauerufer großenteils geräumt werden. Jedes Vorbrechen der Franzosen aus ihrer Stellung wurde aber erfolgreich verhindert.

Um 12 Uhr tobte daher ein stehendes Gefecht teils an der Hagenauer Chaussee bei und südlich Wörth, teils an den Ufern des Sauerbaches bei Spachbach und Gunstett.

Die Gros der beiden Armeekorps standen aber in nächster Nähe des Schlachtfeldes in Bereitschaftsstellung aufmarschiert, die Bayern Hartmanns befanden sich im Vorgehen über Langensulzbach und die Armeekorps von der Tanns und Werders näherten sich so sehr, daß ihr Eingreifen in kurzem erwartet werden konnte.

Während also die bisherigen Gefechte nur dazu gedient hatten, den Massen der dritten deutschen Armee Zeit zum Aufmarsch zu gewähren, waren die Truppen Mac Mahons schon größtenteils in Mitleidenschaft gezogen worden. Sogar von der Reservedivision Pellé hatten ja Regimenter gekämpft. Daher stand nunmehr eine große deutsche, vollständig intakte Armee einer schon ziemlich in Unordnung geratenen französischen gegenüber.

Über diese Verhältnisse war freilich General von Kirchbach, der kommandierende General des V. preußischen Korps, zu jener Stunde noch nicht aufgeklärt. Um so schwerer wurde ihm der Entschluß, den er jetzt auf eigene Verantwortung fassen mußte. Es war ihm ja genau bekannt, daß das Oberkommando für heute noch keine Schlacht, sondern nur eine Frontveränderung beabsichtige. Außerdem hatte er ausdrücklichen Befehl des Kronprinzen erhalten, den Kampf nicht aufzunehmen und alles zu vermeiden, was einen neuen (nach der Frührekognoszierung der 37er) herbeiführen könne. Allein die Verhältnisse waren stärker gewesen und hatten die Avantgarden des V. und XI. Korps in schwierige Gefechte verwickelt. Das Abbrechen derselben würde nicht nur bedeutende Verluste für die zurückzunehmenden Abteilungen bewirkt, sondern auch dem Feinde das Recht gegeben haben, sich einen Sieg zuzuschreiben. Dies hätte ja nur geringen materiellen, aber einen um so gewaltigeren moralischen Einfluß gehabt und dies mußte vermieden werden. Außerdem stand aber zu erwarten, daß Mac Mahon in der folgenden Nacht große Verstärkungen an sich ziehen und dann am andern Tage nur schwer zu besiegen sein werde.

Also befahl General von Kirchbach seinem Korps von neuem anzugreifen, meldete dies dem Oberkommando und bat um die Unterstützung der Nachbarkorps. Letztere wurde zugesagt und die Hauptschlacht begann.

XI.

Zweiter Angriff des V. und XI. Armeekorps. Die großen französischen Kavallerieattacken.

Auf das Ersuchen Generals v. Kirchbach an den kommandierenden General des XI. Armeekorps (v. Bose), das Vorgehen des V. Korps zu unterstützen, hatte letzterer die Antwort geschickt, er werde das V. Korps nicht im Stiche lassen. Zur Bestätigung dieser Worte war ja auch sofort die Korpsartillerie des XI. Korps aufgefahren und hatte energisch in den Kampf mit eingegriffen. Auch die Bayern Hartmanns kamen mit allen den Kräften, die kurz nach mittag zur Hand waren, dem Wunsche des Generals v. Kirchbach, auf die linke französische Flanke zu drücken, nach.

Ein Bataillon 11er ging mit den 5ten preußischen Jägern bei der Sägmühle über das Sulzbächel und drang gegen den bewaldeten Ostabhang der Fröschweiler Höhe vor. Die 10ten bayerischen Jäger wurden mit 1 Schwadron 2ter Chevaulegers und 1 Batterie gegen Neehweiler in Bewegung gesetzt und alle rückwärtigen Abteilungen beeilten sich gegen Langensulzbach vorzumarschieren.

Durch die Mitteilungen über diese Vorgänge war nun General v. Kirchbach über seine Flanken beruhigt und konnte daher ohne Scheu seine Hauptkräfte zum Angriff in der Front verwenden.

Zunächst wurden die von der 10. Division noch nicht am Kampfe beteiligten 2 Bataillone 46er als nächste Reserve der ersten Linie nach der Sauer vorgeschoben. Dann erhielten die Brigaden der 9ten Division den Befehl zum Vormarsch und zwar die 18te in der Richtung auf Spachbach, die 17te auf Wörth.

Unterdessen versuchten die Franzosen mehrere, teilweise sehr schneidig ausgeführte Gegenstöße, die aber sämtlich durch das Feuer der vorderen deutschen Infanterielinien und der westlich Diefenbach entwickelten Batterien abgewiesen wurden. Während

dieser Zeit war der Kronprinz von Preußen gegen Wörth vorgeritten. Schon auf dem Wege wurde er genau über alle Verhältnisse der gegenwärtigen Lage aufgeklärt. Um 1 Uhr traf er auf den Höhen bei Diefenbach ein und übernahm nun persönlich die Leitung der Schlacht, indem er sofort folgenden Befehl erließ:

„Das II. bayerische Korps drückt derartig auf die linke Flankenstellung des Feindes, daß es hinter derselben in Richtung auf Reichshofen zu stehen kommt. Das I. bayerische Korps schiebt sich, unter Zurücklassung einer Division als Reserve, mit möglichster Marschbeschleunigung zwischen das II. bayerische und V. Armeekorps ein. Das XI. Korps geht über Elsaßhausen und am Niederwald vorbei energisch auf Fröschweiler vor. Vom Korps Werder folgt die württembergische Division dem XI. Korps auf Gunstett und über die Sauer; die badische Division geht vorläufig bis Surburg."

Das V. Korps wurde von diesen Anordnungen verständigt und erhielt die Weisung, seinen Angriff auf die Höhen zu verzögern, da das Eingreifen des I. bayerischen und des XI. Korps erst in 1 bis 2, das des Korps Werder erst in 3 Stunden zu erwarten sei.

Das Vorgehen der 17ten Brigade verzögerte sich an und für sich.

In Wörth sah es nämlich toll genug aus. Seit mehr als 5 Stunden wütete ja hier der Kampf und was das sagen will, weiß nur der, der einen solchen erlebt hat. Ununterbrochen rollte an dem äußeren Dorfrande das Gewehrfeuer der dort sich mit äußerster Zähigkeit gegen die französischen Vorstöße wehrenden 37er, 46er u. s. w. Dahinter aber herrschte jenes entsetzliche Durcheinander, das in jeder Schlacht da entsteht, wo Häuser oder Mauern den nächsten nur einigermaßen gesicherten Aufenthalt gestatten und wo sich deßhalb alles zusammendrängt, was nicht mehr oder noch nicht in der vordersten Linie Verwendung findet. Das sind zuerst die Verwundeten. Zunächst schleppt man die am schwersten Getroffenen hinter die ersten, besten Mauern und Häuserecken. Da bleiben sie liegen, bis die zu

ihrem Rücktransport beauftragten Träger sie holen. Die Kameraden müssen ja wieder vor in den Kampf.

„Herr Major, wo sollen die Reservepatronen hingebracht werden?“

„Hinter jenes Hauseck!“

„Dort liegen Verwundete.“

„Schafft diese etwas zur Seite. Den Kompanien sagen lassen, daß sie hinter dem hohen Wirtshause mit dem großen goldenen Löwen die Munition ersetzen lassen können.“

„Zu Befehl.“

Die Verwundeten werden zur Seite geschoben. Patronenkästen kommen an ihre Stelle. Da schlagen französische Granaten in das Haus. Wenn eine durch die Mauer fährt und die Patronen trifft, fliegt alles in der Nähe in die Luft.

„Unteroffizier, lassen Sie uns doch um Gotteswillen zurückschaffen.“

„Darf niemanden von meinen Leuten wegschicken, Herr Feldwebel, weil sie Munition vortragen müssen. Die Franzosen setzen soeben zu einem Gegenangriff an.“

Da kommt im Laufschritt eine Reservekompanie heran. Eine Granate saust dazwischen. 5 Mann stürzen.

„Hinter das Wirtshaus marsch, marsch!“ Dort wird gesammelt.

„Wasser! Wasser!“ Dicht neben den sterbenden Verwundeten steht die Kompanie. Geschoße pfeifen über sie hinweg. Zerschmetterte Ziegel fallen vom Dache. Der arme Sergeant dort hat endlich ausgerungen; da liegt er tot und steif. Das war kein ermutigender Anblick für die noch nicht im Feuer gewesenen Leute der Reservekompanie. Neue Opfer des Kampfes werden gebracht.

„Platz für die Verwundeten!“ Die äußersten Rotten der Kompanie werden hinter dem schützenden Haus vorgedrängt, um den blutenden Kameraden Raum zu lassen. Da stürzen zu Tod erschrockene Einwohner herbei: „Zu Hilfe, zu Hilfe! Unser Haus brennt!“

„Halt's Maul Bauer! Sei froh, wenn Dein Schädel ganz ist; das Haus kann man nicht retten. Wir haben anderes zu thun!"

Ein Ordonnanzoffizier jagt durch die enge Straße. Da stürzt das Pferd schwer getroffen zusammen, der Offizier fliegt über dasselbe hinweg; er rafft sich auf und eilt zu Fuß zu den Schützen.

„Die Straße frei machen! Das Pferd auf die Seite!"

Musketiere wollen das im Todeskampf um sich schlagende Tier wegziehen. Es geht nicht. Ein Unteroffizier setzt ihm die Gewehrmündung zwischen die Ohren und drückt ab. Jetzt ist es tot und wird schnell hinter das Wirtshaus gezogen.

„Die Reservekompanie eindoublieren!" Alles drängt sich in der engen Gasse vor. Granaten schlagen dazwischen. Leute rutschen auf den Blutlachen aus und stürzen. Da bricht krachend ein brennendes Haus zusammen. Ein glühender Balken fällt mitten in die Straße. In diesem Augenblick kommt ein Bataillon im Trab heran. Die hinteren schieben die vorderen weiter. Ein Mann fällt auf den brennenden Balken; er schreit vor Schmerz; andere fallen über ihn; der Marsch stockt.

„Vorwärts, vorwärts!" ruft es von hinten vor. Da fordern Granaten neue Opfer. Ein Bauer will nach rückwärts fliehen; vergebliches Bemühen. Das Gedränge wird immer ärger. Endlich bringt ein allgemeines Schieben alles wieder weiter. Laute Hurras erschallen vor dem Dorfe. Die ersten Kompanien greifen an. Jetzt geht es schneller vorwärts. Jeder sucht nur aus dem Orte hinauszukommen. Gott sei Dank der Angriff ist gelungen. Nun geht es flotter durch die engen Straßen, weil sich die ersten Abteilungen rasch in Schützenlinien auflösen und daher schnell Platz machen. Es entsteht sogar eine Unterbrechung in der Marschkolonne. Da entdeckt man erst, wie es auf dem Straßenboden aussieht. Rechts und links die schnell beiseite geschobenen Toten und Verwundeten, auf dem Wege Blutlachen, Waffen, Balken, Kleiderfetzen ꝛc. Ehe man an ein Aufräumen denken konnte, eilen neue Kolonnen heran. Es

sind die 58er, welche jetzt über die Sauer vorgehen, um den Hauptsturm auf die Höhe zu unternehmen. Dazwischen drängten sich Pioniere, die Bachübergänge schaffen und die vorhandenen ausbessern sollten. Immer noch schlagen französische Granaten ein und erhöhen die Verwirrung.

Vorne aber gewannen die tapferen Angreifer Boden. Zunächst wurde ein wieder unternommener Gegenstoß der Franzosen blutig abgewiesen. Dann brachen die 58er vor und es gelang ihnen, sich zunächst in den Hopfenanlagen an der Sauer festzusetzen.

Unterdessen war die 18te Brigade bei Spachbach über die Sauer gegangen. Die 47er befanden sich an der Spitze und erlitten schon beim Heraustreten aus dem Dorfe ziemliche Verluste. Dieselben häuften sich, weil es auch hier nur auf Hilfsbrücken, ein Mann hinter dem anderen, möglich war, gefahrlos die Sauer zu überschreiten und sich daher der Übergang sehr in die Länge zog. Endlich befand sich das Regiment auf dem rechten Ufer. Gefolgt von den Königs-Grenadieren drangen nun die 47er gegen den sogenannten Galgenhügel vor. Es ist ein schweres Stück Arbeit, eine etwa 500 Meter breite freie Stelle im feindlichen Feuer zu überschreiten. Hatten schon 50er und 87er kurze Zeit vorher dies stark empfunden, so war es für die 18te Brigade noch gefährlicher, weil die Franzosen den Rand des Niederwaldes jetzt weit dichter besetzt hatten als vorher. Aber es ging doch. Die erste Hälfte der freien Strecke wurde in einem flotten Anlauf zurückgelegt; dann aber warfen sich die Schützenlinien auf dem Wiesengrunde nieder und begannen das von den Exerzierplätzen her so wohlbekannte „sprungweise Avancieren.“ Dabei feuern verschiedene Kompanien weiter, während andere sich im schnellen Laufe dem Gegner um etwa 40 bis 50 Meter nähern. Hierauf übernehmen letztere das Schießen und die übrigen eilen vorwärts, um wieder die Linie der ersteren zu erreichen. Im Frieden auf dem Übungsplatze und Manöverfeld da geht dies wie am Schnürchen und mit einer schachbrettartigen Regelmäßigkeit. Hier freilich war es

anders. Wo sich gerade eine günstige Gelegenheit bot, da rief der betreffende Kompanieführer sein „Auf! Marsch, marsch!“ und eilte vor. Das wirkte ansteckend. Die nebenan liegenden Leute folgten ohne Rücksicht auf ihre Angehörigkeit zu der oder jener Kompanie; andere wurden von ihren Offizieren noch zurückgehalten, um durch Feuer den Vormarsch jener zu decken; dort sprang gerade ein Hauptmann vor die Front und wollte das Beispiel und Kommando zum Vorlaufen geben, da traf ihn das tötende Geschoß und der Sprung seiner Kompanie unterblieb einstweilen; hier schob sich eine von rückwärts vorgeschickte Abteilung ein und rannte über die bisherige Linie hinaus.

„Werdet Euch doch nicht von den Grenadieren beschämen lassen! Auf, 7te Kompanie, auf! marsch, marsch!“

Die Nebenkompanien folgen; einige feindliche Schützen weichen in diesem Augenblick etwas zurück; das ist eine gute Gelegenheit, um alles vorzubringen. Ein Oberst ruft dem nächsten Hornisten zu: „Signal Avancieren“ und nun bläst der Mann, was er kann: „O noch ein bischen vorwärts! O noch ein bischen vorwärts!“ Die anderen Hornisten blasen es nach; jeder Soldat versteht dies sofort, die Offiziere und Unteroffiziere springen vor die Front, alles schreit „auf! auf!“ marsch, marsch!“ und hierauf rennt die ganze Linie zugleich an. Da fliehen die vordersten Gegner und nun brüllt es aus allen Kehlen „hurra, hurra!“ Das klang den Franzosen so entsetzlich in den Ohren, daß sie es auf einen Zusammenstoß mit diesen wilden Gesellen gar nicht ankommen ließen, sondern vorher Fersengeld gaben. Der Rand des Niederwaldes war erstürmt. Natürlich durfte hier erst recht nicht gehalten werden, denn ein Wald ist ja erst dann erobert, wenn man den jenseitigen Rand besetzt hat. Bergauf durch das Gebüsch drangen die 47er, 50er, Teile der 87er und 80er, Königsgrenadiere und sogar einzelne versprengte 37er durch den Niederwald vor und nahmen dabei die Richtung gegen Elsaßhausen. Schritt für Schritt nur wich der Feind, teils der Division de Lartigue, teils jener des Generals Pellé oder des Generals Raoult angehörig, auf dieses Dorf zurück.

Es waren wirklich tapfere Truppen, die hier jeden Fuß breit Boden den deutschen Angreifern streitig machten. Gegen den linken Flügel der Preußen unternahmen sie sogar einen so energischen Vorstoß, daß die dort schon ziemlich weit über den Niederwald hinaus gedrungenen Kompanien der 47er wieder in den Wald zurückgeworfen wurden und erst wieder nach dem Eingreifen neuer Teile der Königsgrenadiere, aber auch dann nur Schritt für Schritt, Boden gewinnen konnten. Es war ein sehr heißer Kampf, in welchem die Preußen allmählich den Galgenhügel eroberten und dann gegen Elsaßhausen vordrangen. Schwere Verluste trafen hier besonders die 47er und 50er, welche auch beide ihrer Regimentskommandeure beraubt wurden, indem der Oberst von Burghoff fiel und Oberst Michelmann schwer verwundet wurde.

General von Kirchbach erkannte wohl, mit welch außerordentlichen Anstrengungen und Opfern die Erstürmung der Höhen verknüpft war. Allein er sah die Erfüllung dieser Aufgabe als unbedingt notwendig an und deshalb scheute er sich auch nicht, all seine Truppen an die Lösung derselben zu setzen. Nun beorderte er auch die 19te Brigade zum Angriff vor. Über Wörth, von wo aus auch die 58er mit verschiedenen Kompanien 37er vorgegangen waren, folgten jetzt die 46er und griffen auf dem rechten Flügel der ersteren in den Kampf ein. Hier nördlich der Fröschweiler Chaussee bedeckten Weinberge die Abhänge. Die Rebstöcke waren aber so nieder gehalten, daß man sowohl von oben nach unten, als umgekehrt das ganze Gelände genau übersehen und daher auch bestreichen konnte. Deutlich sah man, daß die Höhenränder von den Franzosen nicht nur sehr stark besetzt, sondern sogar durch Schützengräben verstärkt worden waren. Zudem erkannte man bald, daß schon das Ersteigen des vom gestrigen Regen aufgeweichten Lehmabhanges äußerst schwierig werden mußte. Allein alles dies schreckte die tapfern 46er nicht. Mit Hurra trieben dieselben die feindlichen Schützen vor sich her und erreichten fast gleichzeitig mit ihnen in stürmendem Anlauf die Bergkante. Freilich war Offizieren und Leuten beinahe der Atem ausgegangen. Aber jetzt standen sie

oben und zum zweiten Male sollte sie kein Feind mehr über den mit so viel Blut erkauften Abhang hinabwerfen. Allein man war noch weit vom Endziel. Kaum ließen sich die ersten preußischen Linien auf der oberen Hochebene erblicken, da brach aus zwei, in nächster Nähe angelegten, halbmondartigen Schanzen ein geradezu mörderisches Schnellfeuer los. Die Leute stutzten: ein lebhaftes Gegenfeuer hatte keinen genügenden Erfolg. Sollte hier der mit so vielen Opfern erreichte Erfolg in Frage gestellt werden?

„Nein", sagte sich Major Campe, „nein und abermals nein."

„Alle Herrn Offiziere des Bataillons möchten sich zu mir verfügen!" Der Befehl wurde durch Rufe und Winke weiter gegeben. Bald hatten sich sämtliche noch gefechtsfähigen Offiziere um ihren Kommandeur versammelt. Scharfe Pfiffe ertönten; das Feuer der 46er hörte rechts und links des Majors auf. Da ertönte die Stimme desselben laut und deutlich über die Schützenlinien: „Wer kein Feigling ist, folgt seinen Offizieren." Sprach's, stürzte voraus, die Hauptleute, Leutnants, Unteroffiziere und Mannschaften hinterdrein. „Hurra, hurra, hurra", drauf gings, so schnell, daß eine Menge von Franzosen gar nicht mehr entfliehen konnten und die Schanzen waren genommen. In wildem Gedränge jagte nun alles dem weichenden Feinde nach, bis ein neuer Chassepothagel aus einem vorliegenden Waldsaume und das Feuer von Mitrailleusen und Kanonen von Fröschweiler her dieser Verfolgung ein Ziel setzte. Es entstand nun jenes Vor- und Zurückschwanken der Schützenlinien, das für die Schlacht von Wörth so bezeichnend ist, aber die eroberten Schanzen und der Höhenrand wurden behauptet.

Ebenso hatten die 6er, bei denen Hauptmann von Wolff mit der Fahne in der Hand die Kompanien vorgeführt, die südöstliche Höhe erobert und behauptet.

Soweit stand es ja nun gegen 1 Uhr beim V. Korps also verhältnismäßig gut. Allein ohne Unterstützung konnten sich die fast vollständig durcheinander gekommenen Truppen desselben auf den Höhen nicht halten. Der bisherige Kampf hatte

aus einer Reihe von gegenseitigen Angriffen bestanden. Jedesmal erlitt der Vorstürmende ganz bedeutende Verluste. Die preußischen Bataillone waren sehr zusammengeschmolzen, der größte Teil der Offiziere tot und verwundet. Es trat eine Zeit ein, wo nicht nur schwache, sondern auch ziemlich feste Charaktere schwankend geworden wären, ob sie nicht den Rückzugsbefehl erteilen müßten. General von Kirchbach war aber der einer solchen Lage gewachsene Mann. Er selbst besaß die feste Zuversicht, daß das rechtzeitige Angreifen der Nebenkorps und Reserven schließlich den vollständigen Sieg herbeiführen werde und er vertraute rückhaltlos auf die Energie der Führer und die volle, äußerste Hingebung der Truppen. Deshalb ordnete er, als das Festhalten auf den Höhen immer schwieriger wurde, das Einsetzen der letzten Reserven, der bisher noch zurückgehaltenen Bataillone der 58er, 6er und 59er an. Ermöglicht wurde eine solche Entblößung von bereit stehenden Truppen dadurch, daß die Artillerielinie auf den Höhen östlich Wörth sich ganz ausgezeichnet hielt; sie hatte die feindlichen Batterien allmählich fast alle zum Schweigen gebracht. Außerdem fuhren nun allgemach die bayerischen Geschütze der 1ten Division auf dem rechten Flügel der preußischen auf und vermehrten die Widerstandsfähigkeit dieser mächtigen Linie.

Während des Angriffes des V. Korps auf die Höhen des Niederwaldes und nördlich davon, waren die Truppen der 21ten Division immer noch in das Gefecht bei Gunstett verwickelt. Die Korpsartillerie des XI. Korps, sowie die Batterien der 22. Division trabten vor und fuhren soweit sie Platz hatten bei und vorwärts Gunstett auf und die 22te Division selbst eilte auf den Wegen nördlich Biblisheim so schnell sie konnte heran.

Von der zunächst ankommenden 43ten Infanterie-Brigade wurden die 32er zum Vorgehen südlich Gunstett, die 95er zum Einrücken in die Gefechtslinie der 21ten Division beordert. Bei letzterer waren im Laufe des verflossenen Kampfes alle Truppen vollständig durcheinander gekommen. Mit Mühe hatten sie sich der französischen Vorstöße erwehrt. Als aber die neue Ver-

stärkung anrückte, da ergriff frischer Mut die ziemlich erschöpften Truppen und wie nun die 95er über die Bruchmühle gegen Eberbach vorstürmten, da schlossen sich ihnen rechts und links und zwischen ihnen bunt durcheinander 80er, 87er, 11te Jäger und auch einzelne 50er an. Das Feuer der Franzosen prasselte ihnen mit verstärkter Heftigkeit entgegen. Was thuts! Jetzt steckte in den Truppen das Bewußtsein, daß sie durchdringen würden und deshalb gelang der Angriff auch; die Hagenauer Chaussee wurde im ersten Anlaufe genommen.

Freilich leisteten die Linien-Infanteristen der Divisionen de Lartigue und Conseil Dumesnil auf den Höhen wieder zähesten Widerstand und warfen aus dem Albrechtshäuser Hof und den umgrenzenden Hopfen- und Obstgärten den Preußen ein verheerendes Feuer entgegen; allein letztere machten doch Fortschritte und es gelang den Hof von 3 Seiten zu umfassen. Nun sprach die Artillerie ein ernstes Wort mit dessen Verteidigern. Krach — schlug eine Granate durch das Dach; krach — eine andere mitten durch die Hauptmauer; krach — durch den Kamin; krach — in die Scheune und so fort. Bald züngelten die Flammen aus den Dachfenstern; das Feuer der Franzosen wurde schwächer; der Augenblick zum Sturm war gekommen. Kaum hatten die Batterien infolge der nach rückwärts geblasenen Signale „Stopfen" ihren Geschossen ein anderes Ziel gegeben, da brachen 87er und 95er vor allem und dann auch 11te Jäger und 80er los und so schnell erreichten und eroberten sie den Hof, daß wieder zahlreiche Gefangene in ihre Hände fielen.

Neben diesen Sturmkolonnen waren die 32er und die ihnen dicht folgenden 94er vorgegangen. Ihnen schloßen sich 80er an und den äußersten linken Flügel deckten die 13ten Husaren. Das heftige Geschütz- und Gewehrfeuer konnte die Angreifer nicht aufhalten; im ersten Anlauf wurde Morsbronn genommen. Nun wichen die hier zurückgeworfenen Franzosen der Division Conseil Dumesnil über Eberbach aus, während die aus Morsbronn heraustretenden Preußen langsam nachfolgten.

Etwa um 1 Uhr waren also von den Truppen des V. Korps

der östliche Teil des Niederwaldes und die Höhen westlich Elsaßhausen und Fröschweiler erstürmt und wurden in hartem Kampfe gegen die Vorstöße der Franzosen gehalten.

Auf dem linken feindlichen Flügel war die Division Ducrot von neuem in ein heftiges, bis jetzt aber noch günstiges Gefecht gegen die Bayern des Generals von Hartmann verwickelt.

Auf dem rechten französischen Flügel aber hatten die Divisionen de Lartigue und Conseil Dumesnil den Albrechtshäuserhof und das Dorf Morsbronn durch den Angriff der Truppen des XI. preußischen Korps verloren und wurden unaufhaltsam auf ihre Hauptstellung zurückgedrängt. General de Lartigue erkannte deutlich die große Gefahr, die von dieser Seite her der ganzen Armee Mac Mahons drohte. Deshalb schickte er an die in einer Waldlichtung nordwestlich des Albrechtshäuserhofes stehende Küraffier-Brigade Michel den Befehl, eines ihrer Regimenter zur Bedrohnng der linken preußischen Flanke zu entsenden.

Kaum hatte der Oberst der 8ten Küraffiere verstanden, was der Ordonnanzoffizier überbrachte, da rief er dem in seiner Nähe haltenden Trompeter zu: „Signal garde à vous!“*) Da reckten sich die Küraffiere in die Höhe; die Pallasche wurden fester umgefaßt; man trat tief in die Steigbügel; leichte Schenkeldrucke und die stolze Masse von Eisenreitern setzte sich in Bewegung. Wie schlug das Herz: wie hob sich die Brust unter dem Panzer; wie schien die ganze Gestalt zu wachsen! Ein Annehmen der Zügelfaust und auch das treue Tier erhob den Kopf. Ahnte es, daß es zum Tode ging? Nein; so wenig wie sein Reiter, der vermeinte zum Siegesritt, zum Erringen des höchsten Ruhmes vorgeführt zu werden und deshalb sich streckte, wie bei der Parade, wenn er vor seinem Kaiser vorbeiritt und im Jubel der Pariser erkannte, wie sehr er gefiel. Manchem Offizier ging es blitzschnell durch den Kopf, was er von den Heldenthaten der Eskadronen eines Murat, de Bessières, de Lassalle gehört. Ihrer würdig zu werden war sein Ziel und — der Feind muß ihm diese Anerkennung zollen — er ist es geworden.

*) So viel wie „Still gesessen.“

Hinter den in Eskadronskolonnen anreitenden 8ten Küraſſieren folgten die 9ten, rechts rückwärts die 6ten Lanciers. Die beiden letzten Regimenter hatten freilich keinen Befehl zum Mitreiten der bevorſtehenden Attacke erhalten, allein was brauchte es für ſie eines ſolchen? Vor ihnen ritten die Kameraden an; dort war der Feind; ein direktes Verbot hielt ſie nicht zurück; alſo en avant!

Das Gelände, welches ſich vor der Kavallerie-Brigade Michel ausdehnte, war ein für eine Attacke in jeder Weiſe ungünſtiges. Einzelne Baumreihen, dicht über dem Erdboden umgehauene und daliegende Stämme, ſowie Hopfengärten und tiefe Gräben hinderten die Bewegung geſchloſſener Reitermaſſen. Dagegen gewährten gerade dieſe Gegenſtände den anzugreifenden Infanteriſten vorzügliche Deckungen und außerdem bot ſich ihnen auf den ſonſt freien ſanften Böſchungen der Höhenzüge ein ausgezeichnetes Schußfeld dar.

Bei den Preußen befanden ſich hier noch die meiſten in Schützenzügen formierten Truppen vorwärts des Albrechtshäuſerhofes im Kampfe mit den Verteidigern des Südrandes des Niederwaldes. Die anderen Abteilungen wurden hinter und neben dem Hofe, ſo gut es in der Eile möglich war, geordnet. Von Morsbronn her, am Eberbach aufwärts und in der Richtung auf den Engels- und Schirlenhof drangen die noch ziemlich geordneten Kompanien der 32er und 94er vor.

Da kommen die Küraſſiere! Es war ein überraſchend ſchöner Anblick. Die Sonne ſpiegelte ſich in den blanken Panzern; der dunkle Wald bildete einen maleriſchen Hintergrund; die braunen Roſſe näherten ſich in wellenförmiger Linie; alles glänzte, glitzerte, ſtrahlte. Das war ein wirklich packendes, prächtiges Bild; man hätte am liebſten nur geſchaut und geſtaunt. Was dem Offizier, dem alten Soldaten das Herz freudiger ſchlagen läßt und ihn zur Bewunderung hinreißt, zu ſehen wie tapfere Küraſſiere todesmutig den Gewehrmündungen entgegenreiten, das bringt unter den jungen Muskетieren für einen Augenblick eine gewiſſe Beſtürzung hervor. Ängſtlich tönt es

bei den 32ern aus der Front „Kavallerie kommt"; es entstand ein Schwanken in den kaum gesammelten Zügen. Da ergreift Hauptmann von Roques die Fahne des Bataillons, tritt vor die Front, hebt das Banner hoch empor und ruft mit lauter Stimme: „Ruhe, Leute, Ordnung!" Dann schallt's in scharfem Kommandoton nach: „Mit Bataillon chargiert — Fertig!" Jetzt erst tritt der Hauptmann in die Linie ein und dann: Legt an — Feuer: — Schnellfeuer!"

Und die Küraſſiere?

Im Schritt waren sie hinten angeritten. — Signal „Trab!" — Das rasselte und lärmte. Die leeren Pallasch-scheiden schlugen klirrend an den Sporen der Reiter an, die Hufe klapperten, die Pistolentaschen patschten auf den Sät-teln auf.

„Achtung! Graben!" Die ganze Linie stockte; es gelang aber den breiten und tiefen Graben zu durchreiten; die Linie ist jedoch gelockert; einzelne Reiter sind zurückgeblieben und ga-loppieren nach. Der Trab wird schärfer; da liegt ein umge-hauener Baum; Oberst de la Rochère setzt darüber; die Offiziere auch; die meisten Unteroffiziere und Küraſſiere ebenfalls; einzelne aber stürzen. An solche Hindernisse waren eben die Pferde auf den Übungsplätzen von Satory und im Bois de Boulogne nicht gewöhnt worden. Thut nichts, wenn auch verschiedene liegen bleiben, die anderen reiten weiter. Das Tempo wird schärfer; alles galoppiert, obwohl kein Signal dazu gegeben ist. Da sieht man im Vordergrund Blitzen und Blinken. Das ist der Feind! Er ahnt noch nichts. Unwillkürlich drücken sich die Schenkel fester an die Weichen; die Pferde greifen stärker aus; die Jagd beginnt. Wie das dröhnt und tost! Dazu das Donnern der Geschütze auf den Höhen, das Kreischen der Mitrailleusen, das Knattern des Gewehrfeuers. Noch trifft kein Geschoß die stolzen Reiter. Trotzdem stürzen immer mehr. Der hat den Graben nicht gesehen; dort stolpert ein Pferd über einen abgehauenen Baumstamm; eine abgebrochene Hopfenstange dringt einem Roß in die Brust, ein vorstehender Ast schlägt einen Mann aus dem

Sattel, andere stolpern über die Gefallenen; schon jetzt schwankt die vielfach abgerissene Linie unsicher hin und her. Nun heißt es, einem Hopfenfeld ausweichen; alles drängt sich halblinks; endlich wird die Bahn freier, man sieht vor sich deutlich den Feind.

„En avant les cuirassiers! En avant! Vive l'empereur!“ Jetzt geht's los. Hu, wie das saust; eine blitzende, donnernde Linie, eine alles verschlingende Wetterwolke. Das ist eine stolze, prächtige Figur, der Oberst.

„Seht den Kapitän, eine Heldenerscheinung, ein Ritter Bayard.“

„En avant! vive! vive l'empereur!“

Die Roßschweife auf den Helmkämmen fliegen; die Rosse selbst schnauben; die Erde zittert; das muß Euch ja zermalmen, ihr armen Preußen. Der Oberst hebt nun den Pallasch hoch; Trompeten schmettern; jetzt ist's kein Reiten mehr von Kürassieren, das ist ein Rasen von Wahnsinnigen.

Da plötzlich — ein heller Blitz — ein scharfer, durchdringender, einschneidender Knall — ein Prasseln, Patschen, Krachen, Dröhnen.

„Herr, Du mein Gott! — Sind das die Kürassiere?“ Nicht möglich! Ein wirrer Haufe ist's, eine durcheinander geworfene Masse von zuckenden, stöhnenden, schreienden Körpern, von blutenden Menschen, wild um sich schlagenden Pferden, von blinkenden Helmen, zerbrochenen Waffen und weiß der Himmel was noch. Und da hinein schmettert es fort und fort und bringt Tod und Verderben.

„Pardon! Grace! Grace!“ Niemand hört es, niemand hat Erbarmen. Da raffen sich die verschont Gebliebenen auf; der reißt sein Roß herum und flieht dahin, wo er hergekommen. — Feigling! — Andere aber, es ist die Mehrzahl, stürmen wieder weiter. Sie wollen den Gegner erreichen und, bevor sie sterben, sich wenigstens noch rächen. Aber das Pferd ist stärker; es gehorcht dem Zügel und Sporn nicht mehr, sondern drängt vorbei an der feuerspeienden Linie, dorthin wo die anderen,

glücklicheren Schwadronen sich den Weg suchen, freilich vergebens, denn sie fallen anderen Preußen in die Hand und finden eben dort Tod oder Gefangenschaft. Nach und nach entrinnen noch weitere Reiter jenem schrecklichen Knäuel. Da sprengt ein Unteroffizier heran. Er hat sein Tier wieder ganz in der Gewalt. Hinein will er in den blitzenden Wall, der die stolze Schwadron fast ganz vernichtet. Umsonst. Seinen Rappen trifft ein Geschoß in die Brust. Er bäumt sich auf, noch einmal, höher, jetzt wieder, da verläßt ihn die Kraft, er bricht zusammen und begräbt seinen Reiter unter sich. Dem Roß jenes Leutnants wird mitten im Sprung ein Vorderbein zerschmettert. Die Geschwindigkeit des Tieres war so groß, daß es sich im Sturze vorwärts überschlägt; es bleibt mit gebrochenem Genick liegen; der Reiter aber auch; ihm ist der Schädel zerschmettert. Da jagt ein herrenloses Pferd daher. Wirklich dringt es in die Linie der Schützen und wird dort gefangen. Wo ist sein Herr? — Erschossen. — Hier pariert vollkommen schulgerecht ein Kapitän seinen Braunen fast dicht vor der preußischen Linie. Er salutiert wie bei der Parade, wendet, jagt seitwärts davon und entkommt. Der Kühne hat Glück. Was schleppt dort das rasende Pferd hinter sich? Es war ein Mensch; eine Leiche ist's, die im Steigbügel hängen geblieben. Jener Küraſſier sauste heran, wie ein Pfeil. Er wollte mitten in die Bajonette setzen. Da läßt der stolze Wille nach; der Selbsterhaltungstrieb, die nur mit aller Energie bisher niedergekämpfte Furcht gewinnen die Oberhand; er reißt das Roß herum und will eine Kehrtvolte reiten; aber die Schnelligkeit ist so groß, der Bogen so klein, daß es ihn aus dem Sattel schleudert und vor die Füße der preußischen Musketiere wirft, die ihn zum Gefangenen machen. „Ich Schuft; ich Feigling" schilt er sich selbst und Thränen rinnen über das wettergebräunte Gesicht. Anders der Oberst. Mit fast übermenschlicher Kraft hatte er seine englische Stute gezwungen, in gewaltigem Satze über die Schützenlinie hinweg zu fliegen. Hinter derselben fällt ein preußischer Offizier dem Pferde in die Zügel; der Oberst ist gefangen. Tief

erschüttert steigt der Mann aus dem Sattel, ein Bild höchsten Seelenschmerzes. Da trat der Preuße zu ihm und sprach: „Monsieur, j'admire votre bravoure et celle de vos cuirassiers!“*)

Gerührt antwortete der Franzose: „Merci, merci, monsieur! Vous avez raison, l'honneur est sauvé.“**)

„Par dieu c'est vrai, vous avez attaqué comme des heros.“***)

Etwas beruhigter folgt der Oberst dem ihn zurückführenden Preußen.

Nur wenig besser wie hier den vorderen beiden linken Flügelschwadronen war es der ersten und der im 2. Treffen folgenden vierten ergangen. Auch sie hatten entsetzlich unter dem Feuer der 32er, 80er, 94er und 95er gelitten; allein der Schlag hatte sie nicht so direkt getroffen. Viele von ihnen entkamen bis in die Gegend von Morsbronn und einzelne ritten sogar in das Dorf hinein. Dort fielen sie freilich ebenfalls den preußischen Kompanien in die Hände.

Gerade so stolz, wie die 8ten, waren auch die 9ten Küraſſiere angeritten, voraus der Oberst Vaternaux. Sie trabten auf Morsbronn vor, als sich gerade die 10te Kompanie 94er gegen den Ebersbach wandte.

„Herr Hauptmann! Rechts vornen dort an der Allee, feindliche Kavallerie!“

Einen Augenblick sah Hauptmann Franke mit dem Feldstecher nach dem Gegner. Dann kommandierte er: „Nach der rechten Flanke zum Chargieren deployiert — marsch, marsch!“

Ausgerichtet wie auf dem Exerzierplatz stand die Kompanie in dem ungünstigen Gelände nicht. Aber tadellos geordnet, durchaus ruhig und aufmerksam auf ihren Hauptmann war sie und das ist die Hauptsache. Jetzt kommandierte letzterer die Salve und ließ Schnellfeuer folgen. Die Entfernung war weit, das Ziel flüchtig. Aufgehalten haben die Geschosse die Küraſſiere

---

*) „Herr, ich bewundere Ihre Tapferkeit und die Ihrer Küraſſiere.“
**) „Danke mein Herr; Sie haben Recht; die Ehre ist gerettet.“
***) „Bei Gott das ist wahr. Sie haben wie Helden angegriffen.“

nicht. Aber doch war der Erfolg des Feuers sehr merkbar; viele Reiter und Pferde stürzten. Nun ließ Hauptmann Franke seine Leute stopfen und eilte im Laufschritt auf die Allee, wo die Schwadron verschwunden, zu. Die Kompanie kam gerade recht, um die im 2ten Treffen folgenden Eskadrons mit Schnellfeuer zu überschütten. In Verwirrung jagten dieselben zuerst ostwärts davon, folgten dann aber ihren Kameraden auf Morsbronn. Eine Anzahl toter und verwundeter Reiter und Pferde lagen auf dem Platze. Einzelne sattellos gewordene Reiter eilten zu Fuß dem Niederwalde zu und bildeten jetzt, wie sie schwerfällig den Wald zu erreichen suchten und sich allmählich der hindernden Panzer und Helme entledigten, ein fast komisches Bild.

Die 10te Kompanie der 94er hatte keine Zeit, sich ferner noch um die Küraſſiere zu kümmern, da sie von Zuaven und Turkos angegriffen wurde.

Erstere aber jagten weiter und gerieten in das Feuer anderer Kompanien und der bei Morsbronn stehenden Pioniere. Von letzteren sprengten sie sogar eine Ecke ab, allein vergebens; sie fielen den nebenan kämpfenden 80ern zum Opfer.

Einzelnen Trupps war es gelungen, bis Hegeney, südlich Morsbronn zu kommen. Da gelangten sie an den Ebersbach, den sie nicht überschreiten konnten. Sie mußten zurück. Nun hofften sie die Preußen, in deren Rücken sie geraten waren, von hinten attackieren zu können. Aber wieder vergebens.

„Nach der linken Flanke im Kehrt zum Chargieren deployiert — marsch, marsch“ und dann „Schnellfeuer!“

Da war es auch hier aus und Knäuel von toten und verwundeten Reitern und Pferden zeugten von der Wirkung der preußischen Langbleis. Die Tapferkeit, man muß hier zwar sagen die Wut der Küraſſiere war aber so groß, daß einzelne zu Fuß gegen die Schützen herliefen und mit Pistolen auf sie schossen. Das dauerte, bis Major v. Wussow befahl: „die 6. Kompanie zur Attacke.“ Nun warf sich diese mit Hurra auf den wirren Haufen und stach alles nieder, was sich nicht sogleich ergab oder schleunigst entfloh.

Da ritten schon wieder neue Trupps von Kürassieren an. Noch einmal wollten die Kompanien feuern, als von hinten der Ruf erscholl „schießt nicht; laßt uns die Kerls.“ Die 94er gehorchten, und gleich darauf sausten einzelne Schwadronen 13ter Husaren, voraus der Oberstleutnant v. Heuduck, vorbei und auf die Kürassiere los. Dann hieben sie auf die schweren Reiter ein, daß es nur so eine Lust war und bald gab es nur noch fliehende und stürzende Kürassiere, aber keine mehr, die noch Widerstand leisteten. Den 94ern fiel auch der Oberst dieses Regiments in die Hand.

Die Lanciers waren auf die ganz geordnete 10te und 11te Kompanie der 32er gestoßen. Hauptmann v. Spönla ließ zwei Salven geben und mehr als 100 Reiter waren niedergestreckt; die anderen entflohen in wilder Jagd.

Das war die Attacke der Kürassier-Brigade Michel und der 6ten Lanciers. Nur wenige schwache Reste der 3 Regimenter kamen zurück. Sie selbst hatten den Deutschen fast keine Verluste beigebracht, denn beinahe nirgends war es den braven Reitern trotz ihrer heldenmütigen Tapferkeit gelungen, zum wirklichen Einhauen zu kommen. Nutzlos war ihr Blut geflossen, den Vormarsch der Preußen hielt dieser todesmutige Angriff kaum 10 Minuten auf.

Mußte er sein? Jeder Soldat antwortet, wenn er nur kritisch denkt, nein. Spricht aber das Herz mit, dann begreift er die Handlungsweise der französischen Reiter nur zu gut und urteilt höchstens: „Ihr habt gefehlt, aber Euer Fehler ist mehr wie entschuldbar.“ Freilich nie zu entschuldigen ist die Unterlassung einer Rekognoszierung des Attackenfeldes, wozu man mehrere Stunden Zeit gehabt hätte.

Dafür haben die 3 Regimenter furchtbar gebüßt. Mit vollem Rechte konnte man sagen: „Die Kürassierbrigade Michel und die 6ten Lanciers sind vernichtet.“

Kaum aber war dieser opferwillige Angriff der Kavallerie abgewiesen, da folgte ein neuer Vorstoß starker französischer Tirailleurschwärme auf die noch nicht geordneten preußischen

Abteilungen. Die zuerst hievon betroffenen 11ten Jäger mußten weichen. Jetzt trafen aber die 3 Bataillone der bisher bei der Reserve zurückgehaltenen 83er ein. Mit schlagenden Tambours stürmten dieselben den Franzosen entgegen und rissen die anderen Truppen mit vor. Diesem Anlauf konnte der Gegner nicht mehr widerstehen und nun wurde er endgültig in den westlichen Teil des Niederwaldes zurückgeworfen. Hierbei fiel den 95ern eine Fahne des 3ten Turko-Regiments in die Hand und auf dem linken Flügel eroberten die 32er die Bagage des Marschalls Mac Mahon.

Nun bewegte sich die ganze preußische Linie in leichtem Kampfe in der Richtung auf Elsaßhausen vor. —

So hatte auch der linke deutsche Flügel entschiedene Vorteile erreicht. Ebenso wie beim V. Korps mußten jedoch zur Erhaltung und weiteren Ausnützung derselben alle Kräfte eingesetzt werden und deshalb befahl der kommandierende General des XI. Korps, General v. Bose, nunmehr das Heranziehen der Artillerie und der letzten 3 Reservebataillone (88er und 82er).

Diese letzteren und die noch ziemlich geordneten 83er bildeten den Kern der nun langsam in den Niederwald und dann im Innern desselben vordringenden bunt durcheinander gewürfelten Preußen. Die einzige Trennung, die man allmählich bewirken konnte, war die nach gelben und roten Achselklappen, indem man die Leute mit ersteren (V. Korps) rechts, die anderen (XI. Korps) links dirigierte.

Etwa um 1½ Uhr war also der rechte französische Flügel über Morsbronn, Eberbach und den Albrechtshäuserhof in nördlicher Richtung zurückgeworfen, das Zentrum gegen Elsaßhausen und Fröschweiler gedrängt und der linke Flügel in ebenfalls immer schwieriger werdende Gefechte verwickelt.

XII.

Die Erstürmung von Elsaßhausen und Fröschweiler.

Gegenüber Elsaßhausen waren nunmehr die freilich schon sehr ermüdeten und größtenteils vollständig durcheinander geworfenen Truppen des XI. Korps, auf ihrem rechten Flügel mit solchen des V. vermischt, angekommen. Ein Halten unter dem wirklich verheerenden Feuer der Franzosen war in dieser Stellung nicht möglich. Man mußte auch Elsaßhausen stürmen oder auf die mit soviel Blut erkauften Vorteile verzichten. Es war zwar ein schweres Verlangen, welches nach dem anstrengenden Gewaltmarsch und dem Gefecht noch an die Bataillone des Generals von Bose gestellt wurde, allein sie entsprachen demselben freudig. Ganz bedeutend wurde ihnen ihre Aufgabe durch das sich hier jetzt besonders maßgebend erweisende Eingreifen der Artillerie erleichtert. 8 Batterien des hessischen Feldartillerie-Regiments Nr. 11 fuhren ziemlich nahe vor der französischen Infanterie auf und bewarfen Elsaßhausen mit Granaten. Bald stand das Dorf an vielen Stellen in Flammen. Der Gegner wich aber nicht, sondern vermehrte sogar sein Feuer. Es waren tapfere Verteidiger, die hier um jeden fußbreit Erde mit zähester Ausdauer rangen.

„So geht es nicht. Wir müssen stürmen! Hornist, das Ganze avancieren.“ Das war der Befehl des Generals von Bose. Nun schmetterten die lang gezogenen Töne des Signals „das Ganze“ durch den Wald. Alle Hornisten bliesen es nach. Jeder Offizier und Mann lauschte, was folgen werde. Voll Ahnung umfaßten viele schon jetzt Säbel und Gewehr fester und machten sich sprungbereit. Da tönte es deutlich „schnell avancieren.“ Man wartete das Ende des Signals gar nicht ab. Mit hoch geschwungenen Säbeln eilten die Offiziere voraus; „hurra, hurra, hurra!“ schallte es aus dem Wald und hinter den die Richtung bezeichnenden Führern jagten zuerst die Schützenschwärme und

dann die Unterstützungen über das freie Feld vor gegen Elsaßhausen. Es war ein buntes Durcheinander von Jägern, Musketieren, Füsilieren und Grenadieren mit roten und gelben Achselklappen; jeder, der noch Kraft in sich fühlte, stürmte mit; von Richtung und Ordnung keine Rede; dafür aber erfüllte jeden einzelnen Offizier, Unteroffizier und Soldaten nur der eine Gedanke, „das Dorf muß unser werden; darum drauf solange noch der Atem reicht.“ Wirklich wurde trotz des rasenden Feuers der Franzosen die freie Strecke zwischen Wald und Häusern in einem Lauf überschritten und Elsaßhausen gehörte den Preußen. Dabei war es dem Leutnant Brandenburg mit einer Anzahl seiner 46er und anderen Leuten gelungen, einer neben dem Orte stehenden französischen Batterie so nahe zu kommen, daß er einen großen Teil der Bedienung wegschießen lassen konnte. Nun rissen die feindlichen Artilleristen aus. Und der preußische Leutnant und seine Musketiere waren so schnell bei der Hand, daß es den Franzosen nicht mehr möglich wurde, die letzten beiden Geschütze zu retten. Alle flohen vor den mit „hurra“ anstürmenden Preußen. Nur ihr Leutnant wich nicht; der wollte bei den ihm anvertrauten Kanonen sterben. Mit gespanntem Revolver erwartete er den feindlichen Offizier. Ihn durchbohrte, noch ehe er abfeuern konnte, das Geschoß des Sergeanten Hannemann. Der tapfere Franzose hatte sein Ziel erreicht; er starb als Held.

Noch 5 Mitrailleusen und eine ganze Menge von Gefangenen fielen in und bei Elsaßhausen in preußische Hände.

Herrschte schon vor dem Sturm ein tüchtiges Durcheinander, jetzt war die Unordnung vollständig. Nur mit äußerster Anstrengung entwirrten die Offiziere diesen Knäuel von 82ern, 83ern, 88ern, 94ern, 87ern, Königsgrenadieren, 46ern, 11ten Jägern, 47ern, 50ern, 32ern, 58ern u. s. w.

Zum guten Glück übernahm die nunmehr bis Elsaßhausen vorgerückte Artillerie das Feuer und gewährte dadurch der Infanterie Zeit, sich wenigstens etwas zu sammeln.

Der Marschall Mac Mahon war durch den Verlust von

Elsaßhausen, dem Hauptstützpunkt seines rechten Flügels, schwer getroffen worden. Noch aber gab dieser energische und schneidige Führer das Spiel nicht verloren. Er hatte ja noch eine letzte sehr wertvolle Karte in der Hand, seine Kürassier-Division de Bonnemains, seine 3ten Husaren und 11ten Chasseurs.

„Capitaine de Vogué!“

Der Ordonnanzoffizier sprengte an seine Seite, um den Befehl entgegen zu nehmen.

„Die Generale Lartigue, Conseil Dumesnil und Bonnemains sollen mit allen verfügbaren Kräften gegen den linken Flügel der Preußen vorgehen und mir in der rechten Flanke Luft schaffen.“

Der Kapitän sprengte fort.

Bald darauf setzten sich starke französische Massen von Infanterie und Kavallerie gegen Elsaßhausen in Bewegung.

Der Stoß traf zunächst den dortigen rechten preußischen Flügel, insbesondere die 82er, 83er und die Abteilungen des V. Korps. Der mußte weichen. Da fielen die 94er den Feind von links her an und brachten ihn zum Stehen. Außerdem ließ der Artillerie-General Hausemann 2 Batterien mit Kartätschen feuern. Dies gab der Infanterie wieder Zeit, sich von neuem zu sammeln.

Weiter östlich ging es ähnlich. Während die Infanterie noch zurückwich, fuhr die Batterie Sylvius auf und bewarf den noch 800 Schritt entfernten Gegner mit Granaten. Die Franzosen rückten aber trotzdem unaufhörlich vor.

„Mit Kartätschen geladen! 600 Schritt! Feuer!“

Das prasselte mit vernichtender Sicherheit dem Feinde entgegen. Der feuerte dennoch ebenfalls weiter und blieb mit anderen Abteilungen ununterbrochen im Vormarsch. Bedienungskanoniere fielen; der Hauptmann Sylvius wurde verwundet. Thut nichts.

„400 Schritt. Mit Kartätschen! Feuer! Feuer!“

Es blitzte und krachte unaufhörlich, aber die tapferen Franzosen avancierten weiter.

„Über den Daumen zielen. Auf jene Sturmkolonne mit Kartätschen! Feuer! Schnellfeuer!“

Ein wahrer Eisenregen schmetterte auf die Angreifer los und dennoch drangen sie vor. Aber die preußischen Artilleristen hielten aus; kein Offizier verlor die Ruhe; kein Mann wich. Das waren keine wechselnden Erregungen unterlegene Menschen mehr, das waren Helden geworden, die bis zum letzten Moment ruhig, besonnen, todesmutig mit voller Klarheit anordneten und mit voller Hingebung ausführten, was sein mußte. Bis auf 150 Schritte kamen die Franzosen an die Geschütze heran; dann stockten sie. Neue Lagen schmetterten in ihre Reihen; jetzt wandten sich einzelne; hierauf mehr; zuletzt alle; der Angriff war abgeschlagen.

Noch schlechter erging es der mit der gleichen Schneidigkeit, wie die Kürassiere des Generals Michel, anreitenden Kavallerie-Division Bonnemains. Schon vorher waren die 3ten Husaren in das Feuer der 94er geraten und mit blutigen Köpfen heimgeschickt worden.

Jetzt stürmten die 1ten, links davon die 4ten, dahinter die 2ten und 3ten Kürassiere daher. Wieder wie bei Morsbronn hatten sie ihr Attackenfeld nicht rekognosziert und fanden schon im Gelände äußerst schwierige Hindernisse. Was nützt da alle Tapferkeit, aller Todesmut? Man muß diese Reiter, die ohne Zagen direkt auf die Mündungen der Geschütze, auf die feuerspeienden Gräben und Waldränder losrannten, wegen ihrer Opferwilligkeit bewundern, aber man staunt über eine solche Unfähigkeit ihrer Offiziere, wie sie hier wieder zu Tage trat. Stolz kamen die kühnen Eisenreiter daher, aber sie wagten sich in einen Raum, welcher der preußischen Infanterie und Artillerie Stellungen bot, die für Kavallerie überhaupt unangreifbar waren und daher den Verteidigern erlaubten, die volle Wirkung der Schußwaffen auszunützen, ohne nur Sorge für die eigene Sicherheit hegen zu müssen. Über tiefe Gräben hinweg, aus Hopfengärten und von Waldrändern her hagelte auf die Kürassiere ein solches Feuer, daß sie zersprengt, zermalmt,

niedergeschmettert und fast vernichtet wurden, ohne einen Gegner überhaupt auch nur in der Nähe gesehen zu haben. Nach furchtbaren Verlusten flohen die Reste der schönen Regimenter nach allen Seiten auseinander; die Division de Bonnemains als solche hatte aufgehört zu bestehen und den Preußen kostete diese Episode zwar viele Patronen, aber keinen einzigen Mann.

Nun befand sich Elsaßhausen sicher in deutscher Gewalt. Rechts und links des Ortes fuhren jetzt die deutschen Batterien auf und eröffneten das Feuer auf das letzte Bollwerk des Feindes, auf die Stellung bei Fröschweiler. Das II. bayerische und das V. und das XI. preußische Korps, welche das Verdienst sich erworben hatten, die französische Armee auf den eigentlichen Kern ihrer Stellung bei Fröschweiler zurückgeworfen zu haben, waren in dem langen Ringen mit dem außerordentlich tapfern Gegner freilich so mitgenommen worden, daß es fraglich erschien, ob sie den letzten Stoß noch mit der erforderlichen Kraft und Nachhaltigkeit ausführen könnten. Jedenfalls beabsichtigte der Kronprinz von Preußen nicht, die Probe davon zu machen. Deßhalb hatte er alle rückwärtigen Abteilungen zu möglichster Beschleunigung ihres Marsches auffordern lassen. Die erste Unterstützung in größerem Maßstabe fand durch die 1te bayerische Division statt. Etwa 1 Uhr war dieselbe auf der Höhe bei Görsdorf mit der Avantgarde (2te Brigade) angekommen, die 1te Brigade zog sich gerade durch Preuschdorf. Da kam der General von der Tann zu dem Divisionskommandeur, Generalleutnant v. Stephan geritten.

„Die 1te Division ist jetzt schlagfertig formiert?“

„Ja Exzellenz!“

„Führe dieselbe nun zum Angriff der Höhen östlich von Fröschweiler so vor, daß Du Dich mit ihr zwischen das V. preußische und unser II. Korps einschiebst.“

Das war eine freudige Botschaft für die in der Nähe stehenden 4ten Jäger und die ganze 2te Infanterie-Brigade.

„Mir sân die ersten. Dös gibt a Raffetz.*) I hob's

---

*) Raufen.

scho g'hört. Turko san im Wald do drüb'n. Michl, do kannst dreinschlog'n."

Der Michl und Seppl und Maxl und alle die andern Altbayern vom Inn, der Salzach, Isar, Loisach u. s. w. bekamen ganz andere Gesichter, als sie vernahmen, sie dürften nun drauf=gehen und noch dazu auf Turkos. Wenn die Franzosen gedacht hatten, sie könnten unsere Leute durch diese schwarzen und braunen Burschen einschüchtern, so befanden sie sich gerade den Altbayern gegenüber ganz bedeutend auf dem Holzwege. Die fürchteten keinen Afrikaner. Im Gegenteil! Das Fremdartige dieses Fein=des reizte ihre Kampflust. Nur bedauerten sie, daß es so lange dauerte, bis sie so recht „sakrisch dreinschlog'n" durften, weil man so lange sich mit der „Bix rumschieaß'n" mußte.

Nun sie fanden Gelegenheit genug, sich Aug in Aug und Faust gegen Faust zu messen und sicher spricht man seit dem Kriege gerade bei den Turko= und Zuaven=Regimentern mit weit größerem Respekt, wenn nicht gar Entsetzen, von den Bayern von der Tann's, als es je in Beziehung auf jene bei uns der Fall war. Das kommt daher, daß man von der alles nieder=werfenden Tapferkeit der Afrikaner vor dem Kriege zu viel sprach und sehr überrascht war, auf noch tapferere Gegner zu stoßen.

Die 2te Infanterie=Brigade ging gegen den rechten Flügel des Feindes, die 1te gegen seine Front vor, die Batterien fuhren rechts von den preußischen auf. Der Gegner hatte den Wald=rand mit Turkos, Zuaven und Jägern besetzt. Im Laufschritt eilten die Bataillone den Abhang hinab in das Sauerbachthal. Derselbe war hier besonders tief, so daß nur sehr gewandte Schwimmer ohne Brücke hinüberkamen. Diese sprangen auch flott in den zum Glück sehr schmalen Bach, erkletterten den jen=seitigen Rand, ließen sich die Gewehre nachwerfen und eröffneten das Feuer auf die Besatzung des Waldes, welche die ankom=menden Bayern mit einem Hagel von Chassepotgeschossen em=pfing. Nun wurden Bäume gefällt und über das Wasser ge=worfen und bis die Pioniere mit dem Feldbrückentrain kamen, waren die meisten Kompanien schon drüben. Mit sprungweisem

Vorgehen hielt man sich gar nicht lange auf, sondern rannte drauflos, bis man eben am Feind war und sich mit Bajonett und Kolben so mit ihm auseinandersetzen konnte, daß er entweder schwieg, weil er tot war, oder durchging, weil er gegen solche Bursche doch nicht aufkommen konnte.

Das Waldgefecht der ersten bayerischen Division und der mit dieser vereint kämpfenden 5ten preußischen Jäger, zweier Bataillone 59er und je eines Bataillons der 7ten und 8ten bayerischen Infanterie-Brigade (5er und 11er) ist eines der wechselreichsten, ernstesten und blutigsten der ganzen Schlacht gewesen.

Hinter Verhauen und Schützengräben standen die Gegner; jeden Baum und Busch benützten sie mit außerordentlicher, den Bayern überlegener Gewandtheit; Gnade verlangten und gaben sie nicht; dafür aber kämpften sie mit einer Hartnäckigkeit, Tapferkeit und Wut, die ihnen selbst alle Ehre macht, aber noch mehr ihren Überwindern.

Von einem geordneten, schulmäßigen Nebeneinanderfechten der Bataillone und Kompanien war bald keine Rede mehr.

Das wogte hin und her. Da schallte es „Hurra"; dort klang es: „vive l'empereur"; der schoß vorwärts, jener nach der Seite; diese Gruppe rannte auf einen wohl verteidigten Busch los; jene flankierte einen Verhau. Kurz es ging vollständig durcheinander und von einem eigentlichen Leiten der Truppen war keine Rede mehr. Um so mehr wirkten die Offiziere durch ihr Beispiel. Selbst Excellenz v. Stephan ritt in die vordere Schützenlinie. Ein Turko schlug auf ihn an. Ehe er aber abdrücken konnte, stieß ihm der Soldat Egger des Leibregimentes sein Bajonett mit solcher Wucht durch die Brust, daß der stürzende Franzose seinen Überwinder mit zu Boden riß und das Bajonett sich vollständig krumm bog. Zwei Zuaven sprangen auf den Korporal Rübel des gleichen Regimentes los und wollten ihn gefangen nehmen.

„Mi stimmt's!" Damit drang das Bajonett des Bayern dem einen Gegner durch die Brust und dann wandte er sich gegen den anderen. Der war ein ebenbürtiger Fechter. Nach kurzem

Kampf durchbohrten sich beide gegenseitig; friedlich lagen ihre Leichen nebeneinander.

Neue französische Truppen gingen vor. Das Gelände unterstützte sie; die Bayern wichen vor diesem Stoße eine Strecke zurück; der Feind folgte. Da führte Oberst Eyl seine 59er vor. Mit schlagenden Tambours warfen sie sich dem Feinde entgegen. Gerade die Füsiliere, die vorher im Granatfeuer langsamen Schritt hatten üben müssen,*) zeichneten sich jetzt durch brillantes Draufgehen aus. Das ermöglichte den Bayern zu stehen und von neuem vorzugehen. Wieder hallte im Wald das dem Feinde so furchtbare Hurra; wieder stürmten die 4ten, 2ten und 9ten Jäger, Leiber,**) 1er, 2er, 11er und die oben genannten preußischen Abteilungen gemeinsam vor und eine neue Strecke des so brav verteidigten Waldes wurde erobert.

Aber die französische Division Raoult gab nicht nach. Ihr General selbst feuerte ununterbrochen seine Leute zu neuem Widerstande an. Der Chef des Generalstabes Mac Mahons, General Colson, stand neben ihm. Deutlich konnte man bei der gerade gegen diese Stellung vorgegangenen 4ten Kompanie der bayerischen 2er bemerken, daß die beiden feindlichen Offiziere höhere Offiziere seien.

Vergeblich forderte der Leutnant Rau seine Leute auf, sie wegzuschießen. Durch das anstrengende Laufen und durch die Aufregung des Kampfes hatten die Schützen die nötige Ruhe zum guten Zielen verloren; die Schüsse gingen fehl.

„Eine Büchse her!“ Der Leutnant schoß selbst. Umsonst; die beiden französischen Offiziere trotzten wie unverwundbar den Geschossen. „Noch eine Patrone!“

„Hurra, Herr Leutnant! Den hat's! Etzt triff i a den andern.“ Wirklich stürzte nach dem Schuß des Unteroffiziers auch der zweite Offizier aus dem Sattel. Diesen gelang es noch den Franzosen hinweg zu tragen. Den ersten mußten sie aber

---

*) Siehe Seite 167.

**) Bezeichnung für Angehörige des Infanterie-Leib-Regiments.

liegen lassen, denn Leutnant Rau wollte sehen, wen er getroffen und ging wieder mit seinen Leuten mit Hurra drauf los. Er fand in der eroberten Stellung einen Toten; es war wie man aus seinen Papieren ersah, General Colson.

Immer mehr drängten jetzt die Deutschen im Walde vorwärts. Der Widerstand der Gegner wurde schwächer. Dort hinter einem Verhau hielten sie sich jedoch noch zähe. Von drei Seiten krachten die Podewilsgewehre gegen die tapferen Verteidiger, aber deren Chassepots antworteten kräftig genug. Da riefen Hauptmann Unrein und Oberleutnant Danzer ihre Leute auf.

„9te Kompanie vorwärts! Hurra, Hurra!" Damit sprangen sie vor die Linie.

In Einem hatten sich die tapferen Offiziere aber getäuscht. Nicht nur ihre 9te Kompanie der 2er, nein alles, was in der Nähe war, 1er, 11er, Jäger und Leiber, schloß sich ihnen an und stürmte mit vor.

Nun half den Franzosen kein Feuer mehr. Sie mußten weichen.

Einer der am längsten aushaltenden war der Fahnenträger des hier kämpfenden 36ten französischen Linien-Infanterie-Regiments. Seine Flucht bemerken und mit Windeseile nachjagen, war für den Soldat Eisenmann gerade recht. „Halt Kerl oder i derschlog' Di!" Der Franzose floh weiter. „Willst nit steh'n bleiben, Malefizkerl." Wirklich kehrte sich nun der Fahnenträger, der wahrscheinlich erkannte, daß er doch eingeholt würde, um und zielte mit dem gespannten Revolver auf Eisenmann. Der erste Schuß ging fehl; zum zweiten aber kam es nicht mehr, denn krachend zersplitterte der Schädel des Franzosen unter dem gewaltigen Kolbenschlage des Bayern. Der aber griff so schnell nach dem Adler, daß er ihn dem sterbenden Feinde entriß, ehe derselbe zusammenbrechend zu Boden gestürzt war. Nun hob Eisenmann die eroberte Trophäe hoch in die Höhe und es erklang aus seinem Munde ein Juchzer so frisch, so kräftig, so herausfordernd durch die Luft, wie man ihn sonst nur in den

Hochalpen hört, wenn das „Deandl“ zum erstenmale dem Burschen geantwortet hat: „I hob Di a gern, Du derfst mi liabn.“

So war in hartem Kampfe der Rand der Höhe erstürmt worden. Immer noch nicht gebrochen, wenn auch in großer Unordnung wich die Division Raoult nach Fröschweiler selbst zurück. Ihren schwer verwundeten Kommandeur hatten die Franzosen liegen lassen müssen, weil er den übereilten Transport nicht aushalten konnte. Sein Adjutant Duhousset war bei ihm geblieben, um ihn zu schützen. Gegen die Stelle, wo der Verwundete ruhte, drang Hauptmann Ziegler vom 5ten bayerischen Regiment mit seiner Kompanie vor. Natürlich schützte er sofort den bei seinem General aushaltenden Adjutanten ebenso wie ersteren vor Thätlichkeiten seiner durch den Kampf erregten Leute. Dafür übergab ihm der französische Divisionskommandeur seinen Degen.

Nun stand auch auf dem rechten deutschen Flügel der Angreifer dicht vor dem letzten Bollwerk des Verteidigers und zwar hier mit Truppen, die zwar schon ein blutiges Gefecht durchgemacht hatten, aber doch nicht so erschüttert waren, daß sie nicht auch noch den letzten Stoß mit aller Kraft und Ausdauer hätten durchführen können.

Unterdessen aber langten auf dem linken deutschen Flügel frische Kräfte an, nämlich die Württemberger. Zur gleichen Zeit, wie der Kronprinz den General von der Tann anwies, zur Unterstützung des V. preußischen Korps über die Sauer vorzugehen, sandte er auch dem Kommandeur der württembergischen Division, General von Obernitz den Befehl, von Gunstett auf Reichshofen zu marschieren, um den Franzosen den Rückweg zu verlegen. Die 2te Infanterie-Brigade befand sich an der Spitze. Das Jägerbataillon derselben, das 3te, war den übrigen Bataillonen vorausgeeilt und stand schon um 1 Uhr bei Gunstett bereit. Eine Stunde lang mußte es, die Brigade erwartend, ruhig der vor seinen Augen sich abspielenden Schlacht zusehen. Es war eine schwere Aufgabe für die kampfeslüsternen Schwaben, unthätig dazustehen, während die Bundesgenossen sich Ruhm und Ehren erstritten. Neben den Jägern hielten die Batterien und Reiter-Regimenter der Division.

Da war noch Zeit zu allen möglichen Bemerkungen.

„Höret nur, was die Franzose für gute Salve abgebe."

„Dös ischt koi Salv, dös ischt's Mitrailleusefeuer."

„Dort schieße se au. O Du liab's Herrgöttle von Biberach, isch dös ä Geknatter!"

Nun sprengte ein Ordonnanzoffizier des Generals von Werder herbei und brachte den Befehl zum Weitermarschieren. Unter Freudenrufen traten die Jäger an. Nur der Fuchs des Hauptmanns von W. war kein Freund des Schlachtgetöses. Der sprengte trotz der Bemühungen seines Reiters die 4te Kompanie fast auseinander, ehe sie an den Feind kam. Man gelangte an die Sauer. An der Brücke standen leicht verwundete Preußen mit zerrissenen, blutigen Uniformen und verbogenen Bajonetten. Freudig erwiderten sie die Zurufe der Württemberger und einer fügte bei: „Nur Mut, Kameraden, wir siegen. Wir haben sie schon tüchtig jezaust, aber 's janze Rejiment ist zersprengt."

„Wir wollet's ihne scho zeige", lautete die Antwort.

Da liegt ein schwer verwundeter 94er. Er sieht, daß einzelne junge Jäger ihn sorglich betrachten. Zu ihrer Ermutigung rief er: „Kameraden 's thut gar nicht weh."

Verschiedene zurücktransportierte verwundete preußische Offiziere melden dem Brigadekommandeur, General v. Starkloff, daß der Kampf bei Elsaßhausen sehr schwierig sei und dort Hilfe dringend nötig wäre. Daraufhin hielt derselbe ein Abweichen von der gebotenen Marschrichtung für angezeigt und ließ seine Bataillone in geradester Linie in die Gefechtslinie zu beiden Seiten von Elsaßhausen einrücken. Kaum war die Straße nach Wörth erreicht, da gings auch schon los. „Ganze 3te und 4te Kompanie schwärmen!" Ehe die Jäger nur auseinander kamen, zeigten die ersten Gefallenen und Verwundeten, daß es jetzt ernst werde. Es war gerade der Augenblick, als ein Teil der Preußen vor dem letzten Gegenstoß der Franzosen auswich. Auf einem Baumstumpf saß ein preußischer General. „Kameraden! Haben Sie noch Kraft? Wir können nicht mehr!"

„Wir lösen die Preußen ab, Herr General. Wir sind soeben erst angekommen."

„Gott sei Dank, dann ist der Sieg unser."

Ein anderer preußischer Offizier rief dem Jägerleutnant Muff zu: „Herr Kamerad, wir werden zurückgedrängt!"

„Thut nichts, wir gehen doch hier vor." Da kehrt der Preuße wieder mit um und schließt sich, trotzdem er fast am Ende seiner Kraft, mit seinen Leuten den Württembergern an. Jetzt fielen Schüsse von preußischen Musketieren auf die württembergischen Jäger und das diesen dicht folgende 2. Regiment. Die Preußen hatten die neu Ankommenden wegen des österreichischen Schnittes der Uniformen und wegen der Käppis für Feinde gehalten. Das Mißverständnis klärte sich jedoch bald auf. Nun mehrten sich bei den Schwaben die Verluste. „Gehen Sie da nicht vor," rief ein preußischer Offizier dem Oberleutnant Niethhammer zu. Es war zu spät. 2 Geschosse trafen den letzteren, und in den Armen seines herbei eilenden Burschen hauchte er den Geist aus. Leutnant von Grävenitz, Leutnant Muff brechen verwundet zusammen; Jäger, Musketiere stürzen, aber die tapferen Schwaben bleiben im Vorrücken. Nun waren sie an verschiedenen Stellen in den vordersten Linien der preußischen Schützen angelangt und brachten durch ihre dichten, mit frischem Mute ankommenden Schützenlinien diesen Truppen nicht nur eine große materielle, sondern auch eine noch bedeutendere moralische Unterstützung. Jedermann fühlte, daß jetzt der Moment gekommen sei, den letzten entscheidenden Sturm zu unternehmen.

Während dieser Zeit war es auch den ununterbrochen in der Front angreifenden Truppen des V. preußischen Korps gelungen, sich immer mehr an Fröschweiler heranzuschießen und größere Massen auf der Höhe östlich des Dorfes zu versammeln. Es standen also um etwa $3^1/_2$ Uhr nachmittags die freilich stark durcheinander gekommenen deutschen Korps, welche den Feind von allen Seiten auf Fröschweiler zurückgedrängt hatten, bereit, ihn auch aus dieser seiner letzten Stellung zu werfen und ihn

vollständig zu besiegen oder, wenn er nicht weichen wolle, sogar zu vernichten.

Fast gleichzeitig begann nördlich und südlich des Dorfes der Sturm. Bei den Bayern hatte der Generalleutnant von Stephan 2 Reservebataillone vorgeschickt. Diese (je 1 vom Leibregiment und vom 1ten Infanterie-Regiment) drangen geschlossen mit schlagenden Tambours unter persönlicher Führung ihrer Regimentskommandeure, der Obersten von Täuffenbach und Roth, gegen Fröschweiler vor und gaben durch ihre weithin schallenden Hurras den anderen Truppen das Signal zum allgemeinen Vorgehen. Bunt durcheinander schlossen sich alle hier kämpfenden Truppen des I. und II. bayerischen und V. preußischen Korps an.

Im Süden des Dorfes war der Kommandeur der 3ten württembergischen Jäger, Oberstleutnant von Link, mit seinem Adjutanten, dem Hauptmann von Greif und etwa 30 Schützen vorwärts der allgemeinen Plänklerlinie in einer Bodensenkung angekommen und bemerkte von da aus, daß die Franzosen, denen die bayerischen Schlachtrufe gefahrdrohend im Rücken erschallten, anfingen, sich zur Flucht zu wenden. Nun besann er sich nicht mehr lange. „Horníst blas: Schnell avancieren!“ Das Horn schmetterte es zurück; dort wurde es nachgeblasen; auf der ganzen Linie nahmen es alle Signalisten ab und nun ging's drauf von allen Seiten. Die württembergischen Jäger waren die ersten, 2er und 5er folgten und von allen preußischen hier vertretenen Regimentern schloß sich an, was nur noch ein wenig Atem und Kraft in sich verspürte. Es ist staunenswert, was der Mensch in solchen Augenblicken leistet. Leute, die noch wenige Minuten vorher aus Ermattung kaum mehr stehen konnten, rafften sich auf, rannten und schrien mit und hielten wirklich bis zum Ende aus. Oberstleutnant von Link war allen voran; allein ein feindliches Geschoß verwehrte ihm die Durchführung des von ihm so kühn begonnenen Angriffs.

Wie bei einer Springflut drangen nun Bayern von Norden, Preußen und Württemberger von Osten und Süden auf

Fröschweiler los. Viele Franzosen entflohen noch der drohenden Umfassung; viele aber hielten aus und feuerten bis zum letzten Moment und darum forderte auch dieser Weg noch viel deutsches Blut; darum brachte er aber auch den tapferen Bundesgenossen reichliche Lorbeeren.

Die Bayern und die mit ihnen vermischten Preußen des V. Korps erreichten zuerst den Dorfrand. Mit Hurra drangen sie ein und trieben jene Gegner, die sich nicht sofort ergaben, in westlicher und südlicher Richtung zurück. Hier stießen dieselben nun auf die Württemberger und Preußen des XI. Korps. Mit Hurra begrüßten sich die verschiedenen deutschen Truppenteile. Ein kurzer Häuserkampf hielt die letzten Franzosen solange auf, daß es den 94ern gelang, auch die Westseite des Ortes zu besetzen und damit den hier verbliebenen Resten der Divisionen Raoult und Ducrot den Rückzug zu verlegen. Jetzt hörte bald jeder Widerstand auf. Es blieb den letzten Franzosen nur noch Tod oder Ergebung übrig; viele zogen den ersteren vor.

Damit war Fröschweiler erobert, die Schlacht gewonnen, die Armee Mac Mahons vollständig geschlagen.

Noch hörte aber der Kampf nicht ganz auf. General von der Tann war selbst auf der Höhe erschienen. Als er erkannte, daß der Sieg errungen, überließ er sich nicht der wohl verdienten Erholung, sondern dachte vor allem an das zunächst notwendige; das war die Verfolgung. Sofort entsandte er das 3te Chevaulegers-Regiment, 2 Bataillone 5er und eine Batterie gegen Niederbronn vor und zog seine 2te Division nach Fröschweiler heran. Rittmeister Nagel sah in der Dämmerung zwei feindliche Geschütze verschwinden. Als er mit seiner Schwadron ihnen nachjagte, geriet er in das Feuer französischer Infanterie. Das war den grünen Reitern einerlei. Mit den beiden eroberten Kanonen brachten sie eben noch eine Anzahl Infanteristen als Gefangene zurück.

Während der letzten Minuten des Sturmes auf Fröschweiler war eine französische Batterie nördlich der Reichshofener Chaussee aufgefahren und suchte den Rückzug der Infanterie zu decken.

94er und 82er gingen dagegen vor. Die französischen Artilleristen feuerten unaufhörlich weiter. Als aber die Leutnants von Specht und Schultze mit Schützen der 82er bis auf 300 Schritt an die Geschütze heraneilten, ein Schnellfeuer ausführten und sich dann mit Hurra auf die Batterie stürzten, da ließ die Bedienung ihre Kanonen im Stich und floh samt der Bespannung in den nahen Wald. Die ganze Batterie fiel in die Gewalt der jubelnden Preußen.

Am ausgedehntesten und wirkungsvollsten waren die Verfolgungsmaßregeln der Württemberger und Preußen südlich von Fröschweiler. Von den ersteren war der General Graf Schèler schon während des letzten Sturmes mit 4 Schwadronen 3ter und 1ter Reiter und einer Batterie durch den großen Wald gegen Reichshofen vorgetrabt. Die 4ten Reiter strebten über Eberbach ebendorthin. Ferner hatten die 3te württembergische Brigade, die Reserve-Artillerie und 2 Schwadronen 1te Reiter vom Kronprinzen selbst die Richtung auf Reichshofen erhalten. Letztere und 4 Batterien eilten unter Oberstleutnant von Ausin nun so schnell als möglich über den Schirlenhof vor, während Oberst von Bernuth mit 1 württembergischen Batterie, seinen 14ten preußischen Husaren und 1 Schwadron 14ter preußischer Dragoner sich gegen Gundershofen wandte.

Nachdem verschiedene feindliche Infanterie-Abteilungen attackiert und zersprengt waren, die Artillerie teils die mit Scharen von Flüchtigen bedeckte Fröschweiler Chaussee mit Kartätschen beschossen, teils nach Reichshofen Granaten geworfen hatte, drangen die Reiter des Grafen Schèler von der einen, die des Oberstleutnant von Ausin von der anderen Seite in Reichshofen trotz des feindlichen Widerstandes ein, eroberten noch 1 Fahne, 3 Geschütze, 1 Mitrailleuse nebst mehreren Fahrzeugen und brachten 1 General, 2 Offiziere und 107 Mann als Gefangene ein.

Ähnlichen Erfolg hatte Oberst v. Bernuth, indem er eine feindliche Kolonne angriff und 13 Offiziere, 186 Mann, 240 Pferde, 1 Geschütz und 20 Munitionswagen und Fahrzeuge erbeutete.

Den Bayern fielen 2 Lokomotiven, über 100 Wagen und mehr als 1300 Gefangene in die Hände.

Beim weiteren Vorrücken auf Niederbronn stießen aber die verfolgenden Abteilungen auf eine neue französische Division, die auf den Höhen vor dem Orte Stellung genommen hatte. Es war die Division Lespart des V. französischen Korps, die den Rückzug der geschlagenen Truppen Mac Mohons decken sollte. Diese anzugreifen waren die vorhandenen Abteilungen zu schwach. Auch erschien es in Anbetracht der immer stärker hereinbrechenden Dunkelheit nicht mehr ratsam, noch ein ernsteres Gefecht anzufangen, weil man dasselbe ja doch nicht bis zur Entscheidung hätte durchkämpfen können. Man verzichtete daher auf eine weitere Verfolgnng für diesen Tag und stellte von der bei Niederbronn biwakierenden 5ten bayerischen Brigade Vorposten gegen Jägerthal, Bitsch und Oberbronn auf.

Bei Wörth selbst herrschte endloser Jubel. Der Abend war so herrlich, wie es im Hochsommer nur nach längerem Regen der Fall ist. Außerordentlich klar beleuchtete die untergehende Sonne mit ihren letzten Strahlen das Gefilde. Den Waldungen sah man es von weitem nicht mehr an, welch' fürchterlicher Kampf sie vor wenigen Stunden durchbraust; die Ortschaften aber zeugten noch deutlich genug von der Furie des Krieges, denn aus ihren Häusern schlugen immer noch Flammen und Rauchsäulen gegen den Himmel. In Fröschweiler brannte fast alles. Besonders aus der dem verheerenden Element preisgegebenen Kirche sprühten Funkengarben in die Höhe, ein schaurig schönes Bild. In Elsaßhausen, Wörth, Gunstett und verschiedenen Orten wütete das Feuer. Das war ein eigenartiger Kontrast mit dem goldenen Glanz der vom Abendrot beleuchteten Baumkronen.

Auf den Wiesen, in den Wäldern, auf den Höhen und im Thal herrschte ein reges, buntes Treiben. Überall beglückwünschten sich Offiziere und Mannschaften der verschiedenen Abteilungen; Jubelrufe, Begrüßungen, Ausdrücke der Freude und des Stolzes über den errungenen Sieg erfüllten die Luft und

alle Gesichter erstrahlten vom Wiederschein der inneren Befriedigung. Dazwischen aber warf der Anblick der von den Krankenträgern vorbeigebrachten Verwundeten und der durch eigens abgeschickte Kommandos an verschiedenen Stellen zusammengetragenen Toten tiefe Schatten. Nirgends in der Welt ist höchste Freude und tiefer Schmerz so dicht vereint, als auf dem Schlachtfeld, auf welchem eine siegreiche Armee biwakiert. Zum Glück aber ward heute die Trauer um die gebrachten Opfer durch die Freude über die gewonnene Schlacht weit übertroffen. Jedermann erkannte bald, daß wir zwar viel, aber nicht zu viel für unseren Sieg gezahlt hatten, denn die Erfolge desselben waren außerordentlich. Soweit ist ja jeder Angehörige der Armee, selbst der jüngste Ersatzmann, Soldat, daß er das geflossene Blut zwar sehr bedauert, in erster Linie aber daran denkt, was durch dasselbe erreicht wurde. Darum widmet er zwar dem gefallenen Kameraden am Abend der Schlacht einen treu gemeinten Nachruf, er bedauert die Schmerzen der Verwundeten und trotzdem muß es heraus aus der glückerfüllten Brust: „Wir haben gesiegt! Viktoria! Hurra! hurra! hurra!“

Kurz nach Sonnenuntergang fing eine der preußischen Musiken an, die Wacht am Rhein zu spielen. Bald ahmten alle anderen Kapellen dieses erhebende Beispiel nach, und wahrhaft zauberisch war es, wie in dem schönen Sauerbachthal die zündenden Weisen des deutschen Nationalliedes durch die Abendluft erschallten. Dann folgte das „Heil unserm König Heil“ und aus tausend und abertausend deutschen Männerkehlen schmetterte es in die Höhe, ein Gruß treuer Krieger an ihre erhabenen Fürsten. Zuletzt erklang das Gebet, ernst und ergreifend, und wohl jeder, selbst der wenigst fromme, fühlte in diesem Augenblick heißen Dank zu Dem, der ihn im verflossenen Kampfe behütet hatte, zum allmächtigen Gott.

Nun wurde es allmählich ruhiger. Die Folgen der außerordentlichen Anstrengungen, der mächtigen Erregungen des Tages machten sich geltend. Die Sieger von Wörth suchten und fanden Ruhe, wenn auch das Lager auf der Erde hart und un-

bequem war. Nur die Ärzte und ihre Gehilfen warteten unermüdlich ihres Amtes. Die ganze Nacht hindurch verbanden und operierten sie oder suchten die Dickichte der Waldungen nach Verwundeten ab. In den Dörfern sah es am schaurigsten aus; dort gab es in keinem noch benützbaren Hause ein Fleckchen, das nicht für die Opfer der Schlacht Verwendung gefunden hätte. Viel mußten die Unglücklichen leiden; aber es gab Tausende, die noch mehr Bedauern verdienten, nämlich die armen, geschlagenen Franzosen. Auch von diesen lagen viele, viele schwer verwundet auf dem Schlachtfeld. Sie richtete nicht das Bewußtsein auf, zur Erringung eines herrlichen Sieges mitbeigetragen, also ihr Blut nicht vergebens vergossen zu haben. Bei ihnen kam zu den körperlichen Schmerzen noch das seelische Leiden und dieses geht tiefer, wenigstens bei jedem Manne von Gefühl für Ehre und Pflicht. Soviel in den Kräften der Sieger lag, suchten sie auch die Qualen der Bedauernswürdigen zu erleichtern und eilten ihnen zu Hilfe gleich den eigenen Kameraden.

Im Biwak kamen den deutschen Truppen die erbeuteten Vorräte der Gegner sehr zu statten. Es gab Brot genug, denn während der Schlacht waren die französischen Verpflegsabteilungen mit neuen Lebensmitteln angekommen, zu spät um ihre Bestände dahin abzugeben, wohin sie gehörten, gerade recht, um dem Sieger als willkommene Gabe in die Hände zu fallen. In den Wagen des Stabes Mac Mahons fanden sich Delikatessen aller Art. Da gab es Sardinen, feine Weine, Konserven und andere Leckerbissen in Menge und, was den deutschen Feldsoldaten am meisten überraschte, eine tüchtige Zahl von Gegenständen, die sich bei einer kriegführenden Armee sonderbar genug ausnehmen, nämlich Frauen-Toilettesachen, Damenkleider, duftende Essenzen u. s. f. Mit den seidenen Kleidern, den eleganten Sammthüten ꝛc. (einer Herzogin von Clermont-Tonnere, einer Madame Latour-Dupin und anderer Damen) vergnügten sich nun lustige Musketiere, die einen Biwakmaskenscherz aufführten und als flotte Pariserinnen mit ihren Kameraden tanzten.

Während dieser Zeit zog sich die geschlagene Armee des

französischen Marschalls über Hals und Kopf zurück. Sie erstrebte die nächsten Eisenbahnstationen und verschwand dann per Dampf.

Mit welchen Gefühlen mag der besiegte Feldherr in Nancy angekommen sein? Wir wissen es nicht; aber wir können behaupten, er hat auch nach der Niederlage sich als Mann von Ehre gezeigt, ebenso wie er sich in der Schlacht als äußerst tapferer und braver Soldat erwies. Er verschmähte nämlich jede Beschönigung oder Verheimlichung der Thatsachen, sondern erklärte offen seinem ganzen Vaterlande: „J'ai perdu la bataille.“ Das lautete anders, als man es später in Gambetta'schen Berichten zu hören bekam.

Die Erfolge der Schlacht waren:

Die Franzosen verloren 20,137 Mann einschließlich der Offiziere. Darunter waren etwa 6000 Gefangene.

Der Verlust der Deutschen bestand aus: 489 Offizieren und 10,153 Mann.

Am meisten gelitten hatte das V. preußische Korps und von diesem das 46te Regiment. Das XI. Armeekorps verlor seinen Kommandeur, General von Bose, der schwer verwundet worden war.

Dafür erbeutete der Sieger:

1 Adler und 4 Turko-Fahnen,
28 Geschütze,
5 Mitrailleusen,
91 Protzen,
158 Armeefahrzeuge,
1193 Beutepferde.

Der deutsche Oberbefehlshaber, der Kronprinz von Preußen, ritt noch am Abend des 6. August über das ganze Schlachtfeld. Für alle Truppen hatte er freundliche Worte der Anerkennung und des Dankes, und immer mehr wuchs in Folge seines Auftretens auch in den Herzen der Süddeutschen die Liebe zu diesem Hohenzollernsproß, der es nicht nur verstand, sie zum Siege zu führen, sondern auch vergessen zu machen, was früher die deut-

schen Stämme entzweit. Darum erklangen aber auch die Hurras, die er nach der Schlacht von Wörth aus bayerischem und württembergischem Munde vernahm, zum mindesten ebenso begeistert und herzlich, als die der Schlesier, Hessen und Thüringer des V. und XI. preußischen Korps. Seine, die dritte deutsche Armee hatte von neuem gesehen, daß der Stern des Siegers von Königgrätz noch nicht erloschen war, und mit Stolz und Zuversicht blickte sie jetzt der nächsten Aufgabe entgegen, die, wie jeder Mann klar erkannte, der Marsch nach Paris sein mußte.

XIII.

Spichern. Einleitung und Kampf bis zum Eintreffen der 5ten und 16ten Division.

An dem gleichen Tage, an welchem sich die dritte Armee bei Wörth unvergängliche Lorbeeren erkämpfte, war es auch der ersten und zweiten Armee vergönnt, sich mit Ruhm zu bedecken.

Nach dem kleinen Gefechte bei Saarbrücken am 2. August hatte an den Ufern der Saar verhältnismäßige Ruhe geherrscht.

Bei den Vorposten neckten sich zwar die Patrouillen gegenseitig; allein größere Unternehmungen fanden nicht statt. Um so lebhafter ging es hinter diesen Schleiern zu, freilich bei beiden Armeen auf eine ganz verschiedene Art. Bei den Franzosen nämlich hatte man noch keinen klaren Gedanken über das zukünftige Verhalten gefaßt. Man wurde durch stets wechselnde Gerüchte auch immer wieder irre geführt. Einmal hieß es, die erste und zweite deutsche Armee sei schon so nahe und so stark, daß ein Heranziehen des französischen III., IV., V. und Garde-Korps an das II., welches immer noch bei Saarbrücken stand,

nötig sei. Die betreffenden Befehle wurden ausgegeben und die Märsche begannen. Dann kamen falsche Nachrichten über das deutsche Korps im Schwarzwald*) und es wurde eine Verschiebung nach rechts erwogen. Hierauf hoffte man wieder auf einen Angriff der Preußen mit unzureichenden Kräften an der Saar und dachte sogar daran, ob man dort nicht selbst offensiv vorgehen solle. Da traf die Hiobspost von Weißenburg ein. Mit einem angriffsweisen Vorgehen war es nun vorbei. Außerdem erschien durch den energischen Vormarsch der III. deutschen Armee Nancy bedroht. Man mußte sich also wieder mehr nach rechts zusammenziehen und veranlaßte neue Märsche in diesem Sinne.

Während eines solchen Hin- und Herschwankens bei den Franzosen waren die Truppen der ersten und zweiten deutschen Armee näher und näher an die Grenze herangekommen und standen am 5. August:

das VII. Armeekorps bei Bettingen und Lembach,

das VIII. zwischen St. Wendel und Neunkirchen, das III. links neben dem VIII., das IV. bei Homburg und Einöd in der Pfalz, die 5te und 6te Kavallerie-Division vorgeschoben und die übrigen Truppen dahinter im Anmarsch.

Hievon wußten die innerhalb der Vorpostenabteilungen stehenden Offiziere und Mannschaften nicht viel. Diese verrichteten unverdrossen ihren freilich sehr strengen Dienst und überließen alles Übrige den höheren Führern.

Am 3. nachmittags regnete es wieder, was vom Himmel herunter konnte. Die 7ten Ulanen der Vorposten-Schwadronen hatten ihren Offizieren kleine Zelte errichtet. Einer der Rittmeister war mit einem Leutnant in eines derselben gekrochen und beide Herren besprachen die augenblickliche Lage. „Es wäre wirklich an der Zeit, daß wir jetzt abgelöst würden, denn Pferde und Mannschaften sind doch kolossal angestrengt."

„Nun lange wird es auch nicht mehr dauern. Es ist nur gut, daß die Franzosen solche Scheu vor uns haben und nicht

---

*) Siehe Seite 63 f.

wissen wie schwach wir sind, sonst würden sie uns einfach über den Haufen rennen."

Plötzlich erschallte außen eine laute Stimme: „Ulane, wissen Sie wo der Rittmeister v. L. liegt?"

„Jawohl, Herr Rittmeister, hier in diesem Zelte."

Der soeben angekommene Dragoneroffizier sprang vom Pferde, warf die Zügel einem herbeieilenden Ulanen zu, trat an das Zelt und rief: „Adolf!"

Wie der Blitz fuhr der Ulanen-Rittmeister von seinem Strohlager in die Höhe, stand gleich darauf vor dem Dragoner und „in den Armen lagen sich beide."

„Ja, lieber Bruder, wo kommst denn Du her?"

„Direkt aus Oldenburg."

„Bist Du denn Deinem Regiment vorausgeschickt worden?"

„Nein, ich bin mit demselben hier. Ein Zug meiner Schwadron steht dort bei Deinen Ulanen. Wir sind jetzt mit 22 Kavallerie-Regimentern hinter den Vorposten angekommen. Morgen oder übermorgen gehts vorwärts."

Das waren Nachrichten! In der ersten Freude darüber vergaß der Ulanen-Rittmeister ganz, weiter zu fragen, sondern rief nur seinen allmählich näher herantretenden Leuten zu: „Ulanen, habt Ihr es gehört, welche großartige Neuigkeit mein Bruder mitgebracht hat? 22 Kavallerie-Regimenter stehen hinter uns und dieser Tage marschieren wir vorwärts."

Nun ging ein Jubel bei der Schwadron los. Die einen sangen die Wacht am Rhein; andere riefen Hurra; wieder andere eilten zu dem Dragonerzuge und ließen sich dort erzählen; kurz es war eine außerordentliche, freudige Aufregung unter die Leute gekommen.

Auch die Offiziere, zu denen sich noch ein Ulanenleutnant gesellt hatte, brachen in fröhlichster Stimmung einer rasch herbeigeholten Flasche Rheinwein den Hals und als sich die beiden Brüder, die sich seit langer Zeit wieder zum erstenmale gesehen hatten, schließlich trennten, begleitete ihr letztes Anstoßen der Gläser ein Hoch auf den König. Dann hieß es kurz:

„Leb wohl, lieber Bruder. Glück auf in der Schlacht!“
„Leb wohl!“

Das Gelände, welches für einen deutschen Vormarsch zunächst in Betracht kam, war freilich ein äußerst schwieriges und den Franzosen hervorragend günstiges. Terrassenartig steigen die meist mit Wald bedeckten Abhänge der Forbacher Berge bis zu der verhältnismäßig ebenen Strecke vorwärts Stiringen und Spichern empor. Wer, wie das französische Korps Frossard dort oben stand, hatte nicht nur eine gute Schußwirkung gegen den mühsam die Berge erkletternden Angreifer, sondern er übersah auch dessen ganze Anmarschlinie, ohne selbst bemerkt zu werden. Diese äußerst starke Stellung hatten überdies die Franzosen durch Anlage von Schützengräben und Batterie-Einschnitte noch widerstandsfähiger gemacht.

Ohne weiteres gegen ein solches Gelände anmarschieren und dem Zufall überlassen, ob man es besetzt finden werde oder nicht, das war nicht deutsche Art. Schon in der Nacht zum 6. August ritten rekognoszierende Kavallerie-Abteilungen vor. Die 3ten Ulanen erhielten dabei in Saarbrücken lebhaftes Feuer. Früh morgens entdeckten aber die Husaren des Generals v. Redern, daß der Gegner die Höhen dicht südlich Saarbrücken geräumt habe. Sofort trabten braunschweigische Husaren und 6te Küraſſiere den Franzmännern so lange nach, bis sie wieder angeschossen und dadurch über die neue Stellung des Feindes aufgeklärt wurden. Bei Wehrden überschritten die oldenburgischen Dragoner die Saar und drangen um das Korps Frossard herum bis St. Avold vor, wo sie die Lager des III. französischen Korps entdeckten. 11te Husaren beobachteten das Verhalten des direkt gegen Saarbrücken stehenden II. französischen Korps und der Oberbefehlshaber der 5ten und 6ten Kavallerie-Division, Generalleutnant v. Rheinbaben, trabte mit je einer Schwadron 3ter Ulanen und 6ter Küraſſiere über Saarbrücken selbst vor und besetzte unter heftigem französischem Artilleriefeuer den Exerzierplatz.

Die Rekognoszierungen ergaben als Resultat den Eindruck,

daß zwar die Franzosen die Höhen bei Stiring-Wendel und Spichern noch besetzt hielten, aber doch im Abziehen begriffen wären.

Nachdem diese Meldungen bei den rückwärtigen deutschen Stäben eingelaufen waren, ergriffen sämtliche Führer, ohne sich irgendwie verständigt zu haben, die nötigen Maßregeln, um die vom Feinde geräumte Stellung dicht bei Saarbrücken zu besetzen und seinem weiteren Abzuge Schwierigkeiten zu bereiten. Es ist geradezu staunenswert, wie alle deutschen Generale selbständig eingriffen und sich gegenseitig Unterstützung zusagten, ohne von oben her beeinflußt oder aufgefordert worden zu sein. Sowohl die Abteilungen der ersten wie auch die der zweiten Armee sollten mit wenig Ausnahmen am 6ten die Saar noch gar nicht erreichen, sondern nördlich derselben Quartiere beziehen.

So hatte die Avantgarde der 14ten Division früh 9½ Uhr Guichenbach, ihr Marschziel, für heute erreicht. Auf Grund der Kavalleriemeldungen befahl ihr aber der Divisionskommandeur Generalleutnant v. Kameke, noch nach Saarbrücken zu marschieren, diese Stadt zu besetzen und vorwärts derselben Vorposten auszustellen. Auf Grund dieses Befehles blieb die 27te Infanterie-Brigade im Marsch und die Folgen waren die Schlacht und der Sieg von Spichern.

Der kommandierende General des VIII. Korps (v. Göben) begegnete den Truppen der 14ten Division, hörte ihre Absicht und sagte sofort die Heranziehung seines Korps und die Unterstützung durch dasselbe im Falle eines Zusammentreffens mit dem Feinde zu.

Gegen 11 Uhr überschritten die Truppen des Generals v. François, Führers der Avantgarde der 14ten Division, nämlich die 39er und 74er, die Saar, besetzten den Exerzierplatz, wurden aber sogleich durch französisches Artilleriefeuer empfangen. Die Kavallerie des General v. Rheinbaben schloß sich der 14ten Division an.

Bei der zweiten Armee hatte der Kommandeur der 9ten Infanterie-Brigade, General v. Döring, auf die Kavallerie-Mel-

dungen hin, seine Brigade sofort auf Saarbrücken in Marsch gesetzt und dies nach oben gemeldet.

Als ähnliche Kavallerie-Nachrichten bei der schon im Quartier liegenden 10ten Infanterie-Brigade eintrafen, ließ deren Kommandeur, General v. Schwerin, sofort alarmieren und auf St. Ingbert vorrücken.

Unterdessen erfuhr der kommandierende General des III. Armeekorps (v. Alvensleben II.) von diesen Anordnungen zweier seiner Brigadekommandeure und befahl nun, noch im Laufe dieses Tages so viel als möglich Truppen nach Saarbrücken heranzubringen. Die 12er und 20er sollten zu diesem Behufe mit der Eisenbahn nach St. Johann gefahren werden.

Während auf solche Art links der 14ten bei Saarbrücken eingetroffenen Division die Abteilungen des III. Korps zu ihrer eventuellen Unterstützung heranrückten, eilten auch rechts derselben und hinter ihr alle Truppen, welche noch etwas von den Kavallerie-Meldungen hörten, zu ihrer Hilfe herbei. Der kommandierende General des VII. Korps (v. Zastrow) sandte die 13te Division der 14ten nach und beim VIII. Korps hatte der Kommandeur der 16ten Division (Generalleutnant von Barnekow), noch ehe General v. Goeben ihm den Befehl dazu erteilen konnte, seine schon einquartierten Truppen alarmiert und gegen Saarbrücken vorgeführt.

Durch die Kavallerie-Meldungen waren also sämtliche deutschen Führer veranlaßt worden, ein rechtzeitiges und ausreichendes Eingreifen zu erzielen und alle ergriffen selbständig Maßregeln, welche den höheren Anordnungen äußerst günstig vorarbeiteten.

Am 6. August früh 5 Uhr ritt ein französischer Chasseur-Offizier am Nordrand des Gifert-Waldes entlang und spähte nach der Richtung von Saarbrücken vor. Als derselbe nun auf der vorspringenden Nase des roten Berges hielt, um sich genau umzusehen, hörte er plötzlich Pferdegetrab in seiner Nähe, gleich darauf erschien ein Generalstabsoffizier und sprengte, als er den Jäger entdeckte, mit freudigem Gruße auf ihn zu.

„Bon jour, Verniér. Es macht mich wirklich glücklich, daß wenigstens General de Valabrègue daran gedacht hat, rekognoszieren zu lassen und noch dazu einen so tüchtigen Offizier, wie den Leutnant Verni:r, damit zu beauftragen. Beim Stabe des Generals Frossard hat niemand etwas davon wissen wollen, weil man es in thörichtem Vertrauen auf die Unangreifbarkeit unserer Stellung für unnötig hält, nachsehen zu lassen, was die Preußen thun. Haben Sie schon etwas vom Feinde entdeckt?“

„Nein, mon capitaine. Ich bedaure auch sehr Ihre gute Meinung über den General de Valabrègue zerstören zu müssen. Derselbe hat mich nicht zum Rekognoszieren entsendet.“

„So sind Sie selbst auf diesen glücklichen Gedanken gekommen? Ich werde Ihren Diensteifer meinem General mitteilen und bin sicher, daß er sich dann bei passender Gelegenheit Ihrer erinnert.“

„Sie beschämen mich vollständig, mon capitaine, denn ich muß eingestehen, daß nicht Diensteifer die Ursache meines frühen Rittes ist.“

Das Gesicht des Generalstabsoffiziers verlängerte sich. Erstaunt frug er: „Nicht? Ja was wollen Sie denn so zeitig vor den Vorposten?“

„Offen gestanden, schauen, ob ich noch einmal ungestört nach Saarbrücken reiten könnte.“

„Zu welchem Zweck denn?“

„Lachen Sie mich aus, mon capitaine, aber erkennen Sie meine Aufrichtigkeit an, wenn ich Ihnen gestehe, ich beabsichtigte, diese Rosen einem allerliebsten Mädchen, das ich gestern Vormittag erblickte, vor sein Fenster zu legen.“ Mit diesen Worten zeigte er dem Frager ein hübsches Rosenbouquet, das er vor sich am Sattel hängen hatte.

Der Generalstäbler erwiderte nichts. Erst nach einigen Augenblicken, während welcher er sich, eine schroffe Antwort verbeißend, aufmerksam im Vorgelände umgesehen, wendete er sein Pferd und rief dabei dem Jägeroffizier kurz zu: „Bonne chance, mon lieutenant! Adieu!“ Nun kehrte er langsam in der Rich-

tung auf Forbach zurück. Als er einige Schritte entfernt war, so daß ihn der vorsichtig weiter reitende Jägerleutnant nicht mehr sah, erklang es leise und wehmütig von seinen Lippen: „Oh ma pauvre France! Ich sorge um Deine Zukunft! Was nützt uns unsere Tapferkeit, was nützt uns das ritterliche Wesen unserer Offiziere? Wir verstehen eben die neue Kriegskunst nicht und haben seit Jahrzehnten nichts mehr gelernt, während sich diese unheimlich fleißigen Preußen unsere und ihre eigenen Kriegserfahrungen der letzten Zeit außerordentlich zu Nutzen machten. Ich habe sie ja während meines Aufenthaltes in Deutschland genug beobachtet.“

Der Kapitän hatte Recht. Wie bei Weißenburg und Wörth vernachlässigten die Franzosen auch hier bei Spichern das Rekognoszieren vollständig und erkannten daher nicht, daß sie stundenlang nur die schwache Brigade François gegen sich hatten und dieselbe durch einen mit ganzer Macht unternommenen Vorstoß leicht über die Saar zurückwerfen konnten.

Die letztere Brigade hatte sich auf und hinter dem Exerzierplatz möglichst gedeckt aufgestellt. Das war ein Jubel gewesen, als die 39er und nach diesen die 74er die Stadt Saarbrücken passierten. Erschien es doch jetzt erst den Bewohnern sicher, daß ihre Vaterstadt von der Gefahr einer längeren Besetzung durch die Franzosen befreit wäre. Unter Freudenrufen brachte arm und reich herbei, was an Speise und Trank nur aufzubringen war und jung und alt wünschte den mutig dreinschauenden Kriegern Glück und Segen für die Zukunft. Manch' schönes Auge nickte einem flotten Leutnant, einem munteren Musketier so freundlich zu, wie es sonst wohl nie zu thun gewohnt war, und sogar mancher Kuß, der bei anderer Gelegenheit weder verlangt noch gewährt worden wäre, begeisterte den jungen Kämpen zu tapferen Thaten. Stolz klang es aus den Reihen heraus: „Lieb Vaterland kannst ruhig sein,“ und gewiß jeder einzelne schwur sich im Stillen, seine Pflicht auf's äußerste zu thun, auf daß kein Welscher mehr den Boden Saarbrückens anders betreten möge, wie als Gefangener. Was man auf

preußischer Seite vom Feinde entdecken konnte, nämlich die schwache Besetzung der rückwärtigen Höhen, die Anzeichen eiligen Räumens der vorderen, auf denen Zelte, Gepäckstücke, Käppis, Stiefel, Geschirre ꝛc. liegen geblieben waren, sowie das Zurückmarschieren verschiedener Abteilungen, berechtigte den Schluß, der Gegner wolle die hier gestandenen Truppen vermittels der Eisenbahn von Forbach nach rückwärts verlegen und habe die Spicherer Höhen nur besetzt, um das Verladen auf dem dortigen Bahnhof zu decken. Dieses zu stören, lag in erster Linie im deutschen Interesse. Da also einerseits ein rasches Vorgehen gegen Spichern und Stiring-Wendel große Vorteile zur Folge haben konnte, anderseits hierdurch auf dem linken Saarufer Raum für die nachfolgenden Truppen des VII., VIII. und III. Armeekorps geschaffen wurde und schließlich ein Angriff auf die gegenüberstehenden, schwachen Kräfte des Feindes trotz deren vorzüglicher Stellung nicht gewagt erschien, weil man ja im Notfalle auf Unterstützung durch das VIII. und III. Armeekorps, sowie durch die Schwesterdivision des eigenen Korps rechnen konnte, so gab Generalleutnant von Kameke kurz vor 12 Uhr dem General von François den Auftrag, die französische Artillerie auf dem roten Berge zu vertreiben.

Zu diesem Zwecke befahl letzterer, daß das II. Bataillon 74er und 3 Kompanien 39er auf Drahtzug gegen die rechte und 2 Bataillone 39er nach dem Stiftswald gegen die linke Flanke der Franzosen vorgehen sollten, 2 Bataillone 74er und die vorläufig noch detachierte, aber herbeibeorderte 9te Kompanie 39er behielt er als Reserve bei sich.

Ehe dieser Befehl bei den Truppen eintraf, hatten sich dieselben vollkommen kampfbereit gemacht. Es wurden die zum Schutze gegen Nässe damals noch in Leinwand eingewickelten Reservepatronen aus ihrer Umhüllung genommen, die Schlößchen der Gewehre nachgesehen und dann hieß es: „Bataillon soll chargieren — geladen.“ Nun trat eine neue Pause ein. Ein ernster Augenblick war es, als die Obersten von Eskens und von Pannewitz befahlen, die Fahnen zu entfalten. Ja mit

besonderen Gefühlen betrachteten 39er und 74er diese Feldzeichen.

„So wie euch unsere Vorfahren in den Befreiungskriegen anno 1813 und 1815, und unsere Kameraden anno 1866 von Sieg zu Sieg getragen haben, so wollen auch wir heute neue Lorbeeren für euch erkämpfen."

Diese Worte drückten die Gelöbnisse der 39er aus.

Anders bei den 74ern.*) Auch sie betrachteten stolz ihre ganz neuen, noch völlig unversehrten Fahnen. Aber dabei dachten sie wohl: „Euch zieren noch keine Ruhmeskränze. Daß sie jedoch in diesem Kriege euch auch zu teil werden — wir stehen dafür."

Noch immer warteten die Abteilungen. Ein Musketier der 74er kam mit etwas verlegenem Gesichte zu seinem alten Sergeanten.

„Was wollen Sie denn, Greth?"

„Herr Sergeant, holt der Teufel wirklich jeden, der fällt und Spielkarten in der Tasche oder im Tornister hat?"

„Na und ob! Wenn die Engel Karten sehen, so meinen sie, der Erschossene wäre im Leben ein Spieler und Säufer gewesen und lassen ihn liegen, so daß der Teufel nur zuzulangen braucht."

„Dank schön, Herr Sergeant."

Noch ängstlicher, als er gekommen, kehrte der Musketier in sein Glied zurück. Dort bat er sofort seinen Nebenmann, ihm das links unten im Tornister steckende Spiel Karten herauszunehmen. Dann ergriff er dasselbe und warf es seitwärts in eine Wiese, wobei der Gegenwind die einzelnen Karten auseinander trieb, so daß jedermann sah, was da weggeschleudert worden war. Alles lachte lustig los. Da aber in diesem Augenblick neue Kanonenschüsse die Luft durchschmetterten, so mußten wohl noch mehr Musketiere ähnliche Skrupel wie Greth bekommen haben, denn trotz des Gelächters der Kameraden brachten noch verschiedene Leute ihre bisher mitgetragenen Kartenspiele zum Opfer.

---

*) Das 74te Regiment war erst im September 1866 errichtet worden.

„Das Gewehr über! — In Kompaniekolonnen in 2 Treffen auseinandegezogen! — 7te Kompanie Richtung! — Gegen jene Baumgruppe auf der Folsterhöhe antreten!“

Im Nu hörten Späße und Neckereien auf, die 74er marschierten an, das III. Bataillon 39er folgte. Plötzlich krachten von Reppertsberg her zahlreiche Kanonenschüsse.

„Hurra, jetzt sind auch die Batterien des Gros der Division angekommen. Die werden es in Verbindung mit der Avantgardenbatterie den Franzosen schon sagen, wo Barthel den Most holt.“

Erregt durch die Töne des Geschützfeuers der unterstützenden Artillerie beschleunigten die Bataillone den Schritt und drangen so rasch sie konnten gegen Drahtzug vor.

Unterdessen war Oberst von Eskens mit 7 Kompanien seiner 39er (1 befand sich bei der Bagage) über den Reppertsberg gegen den Stiftswald vorgegangen. Die hatten schon gleich anfangs empfindliches Feuer auszuhalten. „Thut nichts. Da muß man sich eben nur um so mehr beeilen, daß man über die gefährliche Niederung hinwegkommt.“ Das rasselte von anschlagenden Seitengewehren und rappelte von aufklappernden Feldkesselträgern und schnaufte. Auf weichem Boden, mit dem Tornister auf dem Rücken, 5—600 Schritt zu laufen, ist keine Kleinigkeit, besonders wenn man schon einen recht strammen Tagesmarsch hinter sich hat. Allein die Kompanien kamen alle geordnet am Fuße der Höhen an, obwohl mancher brave Füsilier auf der Wiese in der Niederung zurückblieb, weil das feindliche Blei ihn niedergeworfen. Jenseits des Thales legten die Mannschaften das Gepäck ab und fingen an, die dicht bewachsenen Hänge zu ersteigen.

Oben aber standen die Franzosen.

Schon seit etwa 2 Stunden lagerten in einer Lichtung des Gifert-Waldes unter einer großen Buche mehrere Offiziere des 40ten französischen Linien-Regiments und verspeisten im kühlen Schatten des Baumes ein opulentes Frühstück, das mehr für Paris als für ein Kriegslager vor dem Feinde berechnet schien.

„Pière, gibt es noch eine Flasche Moët?“

„Oui, mon lieutenant. Madame Jaubert hat mir eine mehr, als bestellt, eigens für den Herrn Leutnant mitgegeben.“

„Das war brav von ihr.“ Der Diener brachte neuen Champagner und füllte die silbernen Feldbecher, welche ihm die Offiziere entgegen hielten.

„Nun Capitaine Donglois, was sagen Sie zu dem kleinen Scherze, den die prussiens da unten zu unserem Vergnügen aufführen?“

„Was ich sage? Verrückt sind sie und meine ganze Achtung vor der preußischen Kriegskunst gerät in's Wanken, wenn ich sehe, wie wahnsinnig diese Leute gegen unersteigbare Höhen vorgehen. Schade, daß es so wenige sind. Es wäre für uns besser, wenn eine ganze Armee sich an dieser unangreifbaren Stellung die Köpfe anrennen würde, statt einzelner Kompanien.“

„Vielleicht folgen noch mehr nach und wir gewinnen mit leichter Mühe einen großen Sieg. Dann kommen wir noch schneller als erwartet nach Berlin.“

„A propos, Michelet. Die kleine Josephine Desavreux ist gestern in Forbach angekommen. Sie kennen sie doch?“

„Gewiß. Sie war, wenn ich nicht irre, zuletzt am theatre de la gaité angestellt und gab im „roi des carottes“ eine Hofdame, als welche sie entzückend aussah.“

„Wie immer.“

„Natürlich. Sie schwören ja nicht höher, als Josephine Desavreux. Was will sie denn bei der Armee? Wohl ihren cher ami, le comte de Gyvès, besuchen!“

„Nein, nein; ich bin jetzt Nebenperson. Sie hat gegenwärtig höhere Gönner im Stabe des Korpskommandos. Man sagt, der General Saget habe ein Auge auf sie geworfen. Unter dessen Schutz will sie mit in Berlin einziehen und auf der dortigen Hofbühne uns die Ungelenkigkeit und Prüderie ihrer deutschen Kolleginnen vergessen machen.“

„Daran thut sie recht. Es wird uns in Berlin ganz wohl thun, eine Pariserin auf den Brettern zu sehen. Lassen

Sie uns anstoßen auf das Wohl unserer schönen Landsmännin. Vive la belle Josephine Desavreux!“

Alles stimmte fröhlich dem Trinkspruche zu. Der Diener schenkte von neuem ein. Kapitän Michelet wollte soeben den Becher wieder zum Munde führen, da hielt er plötzlich inne und horchte gespannt.

„Sapristi, messieurs! Die Schüsse klingen nahe. Ich glaube gar, die prussiens haben doch den Hang erstiegen und“ —

„Hurra, hurra, hurra!“

Vom Waldrand klang es herüber und, wie wenn der Blitz unter sie geschlagen, sausten die französischen Zecher auseinander und liefen zu ihren Kompanien.

Wirklich hatten zwei Kompanien 39er den Höhenrand erklettert und warfen die ihnen entgegentretenden feindlichen Schützen gegen den Gifert-Wald zurück. Andere Kompanien griffen links davon an und drangen gegen die überraschten Linien-Infanteristen des 40ten Regimentes vor. Auch das I. Bataillon 39er erreichte die Höhe und nahm den Kampf auf. Aber es waren nur wenige Angreifer und sehr, sehr viele Verteidiger. Ein Teil der Preußen stieß in einer Lichtung zwischen dem Stifts- und Gifert-Wald auf weit überlegene, in einem Graben gut gedeckte Schützen und die anderen, welche den Südrand des Gifert-Waldes erreichten, gerieten in das Flankenfeuer der auf dem roten Berge postierten 10ten französischen Jäger. Außerdem empfing sie auch in der Front von Spichern her ein äußerst heftiges Infanterie- und Geschützfeuer, so daß von einem weiteren Vorgehen mit so schwachen Kräften keine Rede mehr sein konnte. General de Laveaucoupet, der mit seiner ganzen Division bei Spichern stand, hatte nämlich, außer seinem 40ten, auch das 24te französische Infanterieregiment den 7 Kompanien Preußen entgegengeworfen und das 10te Jägerbataillon sich in den von der 1ten Kompanie des 3ten Genie-Regiments angelegten Schützengräben einnisten lassen.

Es war etwa 2½ Uhr nachmittags. War es, wie wir

sahen, den 39ern gelungen, den östlich des roten Berges gelegenen und 90—120 Meter sich erhebenden Höhenkamm zu nehmen und den Südrand des Gifertwaldes zu gewinnen, so hatte das Avancieren damit freilich vorerst seine Grenze erreicht. Es entspann sich nun ein für die Preußen sehr verlustreiches Gefecht, in welchem sie mit einem gewaltigen Massenfeuer überschüttet wurden und sich lange nicht in so guten Deckungen befanden, wie die französischen Jäger in ihren künstlichen Befestigungen und die feindlichen 24er und 40er in den Straßengräben.

Innerhalb dieser Zeit hatte auf dem rechten preußischen Flügel das Bataillon Eberstein der 74er Drahtzug besetzt und ging gegen das Stiringer Waldstück vor, während das Bataillon Wangenheim die Folster-Höhe erstieg. Anfangs bemerkten die Franzosen das Auftreten ihrer Gegner gar nicht. Dann aber warfen sie denselben ein heftiges Granaten- und Chassepotfeuer entgegen, das den Preußen schwere Verluste zufügte. In dieser Gegend stand die französische Division Verge, von der rasch nacheinander die Artillerie und die ganze Brigade Jolivet (76er, 77er und 3te Jäger) in Thätigkeit trat. Unter diesen Verhältnissen war es den Preußen nicht mehr möglich, westlich der Bahn und vorwärts des Waldstückes Boden zu gewinnen. Major von Eberstein mußte sich sogar auf die Ostseite der Eisenbahn zurückziehen und auch die 39er wurden in und seitwärts des Waldstückes, in welches sie von der Folster-Höhe aus vorgegangen waren, wieder zurückgedrängt.

Unterdessen hatte aber auch General von François mit seinen beiden Reservebataillonen 74er den Vormarsch angetreten. Nun schickte er 3 Kompanien seinem bedrängten rechten Flügel zu Hilfe und dies bewirkte, daß es den 74ern wieder gelang, den Süd- und Südostrand des Stiringer Waldes zu erreichen. Auch die 39er konnten von neuem im Waldstück vordringen.

Somit war also gegen 3 Uhr der Kampf auf beiden Flügeln wieder hergestellt. Nur in der Mitte sprühte der wie eine Bastion in das Gelände vorgeschobene rote Berg nach drei Seiten fein die preußischen Linien in der Front bestreichendes

und von den inneren Flügeln her flankierendes Feuer aus. Schon als der Angriff des Obersten von Eskens im Gifert-Wald zum Stehen gekommen war, befahl der Kommandeur der 14ten Division, Generalleutnant von Kameke, dem General von Fran,ois den roten Berg zu stürmen.

Hätte ein französischer General unter gleichen Verhältnissen einen solchen Befehl erteilt, so wäre er wahrscheinlich für wahnsinnig erklärt worden. Der rote Berg erhebt sich nämlich mit einer im allgemeinen mit Recht für Truppen als unersteigbar geltenden Steilheit aus der Niederung empor. Felswände unterbrechen die Böschungen und diese selbst bedingen zum Ersteigen meist ein Klettern mit Händen und Füßen zugleich. Ein gewandter Bergsteiger mit Stock und ohne Gepäck kommt da natürlich hinauf. Für Soldaten mit Waffen, besonders nach einem anstrengenden Marsche, bei einer solchen Hitze, wie sie am 6. August 1870 zwischen 2 und 4 Uhr des Nachmittags herrschte, war aber ein derartiger Versuch überaus schwierig, und nicht ohne jeden Grund lachten anfangs die französischen Offiziere über ein so tollkühnes Unterfangen. Die Generale v. Kameke und v. François kannten aber ihre Leute. Ohne Scheu durfte jener den Befehl zum Sturme geben, denn er baute auf die ganz außerordentliche moralische und physische Kraft der Truppen; und stolz konnte dieser sich an deren Spitze stellen, denn er wußte, jeder Offizier und Soldat werde sein bestes daran setzen, den zwar unendlich schweren, aber dafür auch überaus ehrenvollen Auftrag zu erfüllen.

Mutig marschierten die Füsiliere der 74er an. Schon in der Niederung schmetterte ein verheerendes Feuer aus Chassepots, Mitrailleusen und Geschützen gegen sie los. Mehrere Granaten trafen die 9te Kompanie zugleich; ein Schwanken trat ein.

„Denkt an Waterloo, Kameraden!“

Ein Füsilier im Gliede hatte es gerufen und schneidig folgten die Züge von neuem ihren voranschreitenden Offizieren. Im Dienstunterricht hatte ein Leutnant seinen Rekruten von der Schlacht von Waterloo erzählt; jetzt lohnte sich dies.

Eine Mitrailleusenladung riß die 10te Kompanie auseinander.

„Rechts heran!“ Ohne Zögern schlossen sich die Reihen wieder.

Nun gerieten die Linien in starkes Flankenfeuer. Werden sie weichen? Nein, nimmermehr!

„Füsiliere, dort am Berge findet Ihr Deckung! Schwärmattacke, marsch, marsch!“

In vollem Laufe rannten die Leute ihren Offizieren nach und es gelang, den die französische Grenze bildenden, deutlich sich abhebenden Steilabfall zu erreichen und hier, dicht an den Hang geschmiegt, Deckung zu finden. Viele waren freilich unterwegs liegen geblieben. Die mußte man ihrem Schicksale überlassen, denn jetzt kam es vor allem darauf an, Atem zu schöpfen und Kräfte zur letzten, aber härtesten Leistung zu sammeln. Nur ihren schwer verwundet zusammengebrochenen Hauptmann, den ließen der Sergeant Mundt und der Unteroffizier Krähling nicht liegen. Ihm zu Liebe gaben sie die sichere Deckung auf, kehrten in die von den französischen Kugeln bestrichene Niederung zurück und schleppten den Kompaniechef, der nahezu bewußtlos war, nach der schützenden Stelle.

Mehrere besonders kühne Füsiliere, kräftiger als ihre Kameraden, wollten sofort die Felsen der Höhe erklimmen. Fast mit Gewalt mußte sie der Major von der Mülbe abhalten, weil er mit seinem an und für sich so schwachen Häuflein wenigstens gleichzeitig den Sturm unternehmen wollte.

General von François hatte indessen auch die vom I. Bataillon 74er noch übrige 4te Kompanie, sowie die nunmehr bei der Reserve eingetroffene 9te Kompanie 39er herangeholt und begab sich selbst an den Fuß des roten Berges, um den Sturm zu leiten.

Während die hierzu bestimmten Truppen — Füsiliere der 74er und 9te Kompanie 39er — etwas rasteten, ging über ihre Köpfe weg das Artilleriefeuer unaufhörlich weiter. Den preußischen Batterien, die bis in die Höhe von Drahtzug vor-

gerückt waren, gelang es, die noch auf dem roten Berge stehenden französischen Geschütze zum Abfahren zu veranlassen.

Währenddem näherten sich auf beiden Seiten Verstärkungen den kämpfenden Truppen.

Bei den Preußen griff die 28te Brigade ins Gefecht ein, indem die über die Eisenbahnbrücke bei Malstatt vorgegangenen 53er trotz des heftigen Feuers der Franzosen am Hange des Stiringer Waldes vordrangen und die 77er sich durch das Waldstück gegen die Goldene Bremm und die Baraque Mouton wandten. Die 15ten Husaren hatten zur Verbindung der beiden preußischen Flügel südlich des Exerzierplatzes Aufstellung genommen. So stand etwa um 3 Uhr die ganze Division Kameke, mit ihren beiden Brigaden François und Woyna durcheinander gemischt, im Gefecht.

Dagegen auf französischer Seite kämpfte rechts die ganze Division Laveaucoupet, links die Division Vergé, und die Spitzen der von Ötingen (südöstlich Forbach) herannmarschierenden Division Bataille langten gerade auf der Spicherer Hochebene an. Von letzterer wurde ein Bataillon 66er (Brigade Bastoul) zur Verstärkung der Verteidiger des roten Berges entsendet, die übrigen Truppen dieser Brigade traten allmählich rechts davon ins Gefecht ein. Die 23er (Brigade Pouget) gingen um den linken französischen Flügel vor, um den Preußen in die rechte Flanke zu fallen. General Frossard hatte also jetzt sein ganzes II. Korps zur Hand und bereitete sich vor, mit seinen 3 Divisionen einen auf beiden Flügeln umfassenden Angriff auf die 14te preußische Division auszuführen.

Die französischen Verstärkungen waren zu diesem Zwecke bereits im Anmarsch, als die wenigen Kompanien der 74er und 39er des Generals von François sich anschickten, den roten Berg zu erklettern. Das war eine Arbeit! Mit Händen und Füßen schoben sich die Leute empor; die Gewehre wurden als Bergstöcke benützt; stärkere zogen ihre schwächeren Kameraden nach und so mühte sich das kleine Häuflein beispiellos braver Preußen Fuß für Fuß in die Höhe. Mancher aber vermeinte, nicht mehr aus-

halten zu können; die Anstrengung war fast übermenschlich; die Hitze so furchtbar drückend. Wie bleich wurde plötzlich jener junge Leutnant. Kalter Schweiß trat auf seine Stirne; man sah ihm eine wahre Todesangst an; sollte er mutlos werden, jetzt kurz vor dem Ziel? Nein, gewiß nicht; seine Gedanken waren ganz andere. „Gütiger Gott, nur jetzt laß mich nicht ermatten; gib mir Kraft, nur noch eine Viertelstunde, bis ich meine Leute zum Sturm vorgeführt, bis wir die feindlichen Schützengräben erobert. — Dies Sausen in den Ohren, dies Flimmern vor den Augen! — Barmherziger Gott, laß mich nicht ohnmächtig werden!“ — Trotzdem fühlte er, daß er sich kaum mehr halten konnte; war er doch fast noch ein Knabe, der noch wenig Strapazen mitgemacht. Nun gings mit ihm zu Ende. Mit letzter Kraft klammerte er sich an einen Busch und deutete verlangend auf die Feldflasche des neben ihm kletternden Gefreiten. Der verstand den hilfeflehenden Blick. Schnell setzte er die Flasche seinem Leutnant an den Mund und der trank und trank weiter, bis die nur noch halbvolle Flasche ganz leer war. Das frischte und kräftigte. Zum Glück war es leichter Rheinwein, den der Gefreite in Saarbrücken geschenkt erhalten. „Dank, herzlichen Dank, Sieger. Sie haben mich vor dem Umfallen bewahrt. Jetzt kann ich wieder vorwärts; ich werde es Ihnen nie vergessen. Es thut mir nur leid, daß ich Ihnen alles weggetrunken.“

„Macht nichts, Herr Leutnant. Unsereiner kann schon etwas Durst aushalten.“

Von neuem ging es bergauf. Schließlich hörten die gegenseitigen Ermunterungen vollständig auf; kein Mensch hatte mehr Kraft und Atem zum sprechen. Aber auf all diesen gerö-teten, schwitzenden und doch durch die Begeisterung veredelten Männergesichtern las man den festen Entschluß, das Ziel zu erreichen, koste es was es wolle. Endlich war man dicht unter dem Kamm. Kurzes Rasten um nur etwas Atem zu schöpfen. Jetzt ließen sich die braven Füsiliere nicht mehr länger halten. Wie Schlangen schoben sie sich hart an den Rand, dann schnellten

sie in die Höhe. „Hurra, hurra!“, und Bajonett und Kolben wütete unter den vollständig überraschten französischen Jägern. Denen muß es vorgekommen sein, als ob plötzlich Gespenster hart vor ihrem Schützengraben aus der Erde tauchten, um sie zu vernichten. Ihr Schreck war so groß, daß sie ausrissen und vor der kleinen Zahl dieser tollkühnen Angreifer nach einer rückwärtigen Bodenwelle flohen.

„Nachfeuern!“ Das geschah redlich.

„Tiefer halten! — War zu hoch! — Auf jenen hellen Strich zielen! — Noch eine halbe Kopfhöhe tiefer! — Gut!“ — Sollte man es für möglich halten, daß Leute in solchen Momenten mit solcher Ruhe und Kaltblütigkeit Haltepunkt und Treffer beim Schießen ansagen könnten? Und doch haben es die Füsiliere Windheim und Blinde des 74ten Regiments gethan und die vielen später aufgefundenen Leichen mit Kopfschüssen bewiesen die Richtigkeit ihrer Meldungen.

Nun war der erste feindliche Schützengraben erobert. Aber die Franzosen erkannten bald die Schwäche der preußischen Angreifer und gingen wieder gegen sie vor. Da erstiegen General v. François und die 9te Kompanie 39er den Höherand. Sofort setzte sich der General an die Spitze der Füsiliere.

„Vorwärts meine braven 39er!“

Unter diesen Worten führte er mit hoch erhobenem Degen, den schlagenden Tambour neben sich, die kleine Schaar dem überlegenen Feinde entgegen. Der letztere mußte halten. Aber der tapfere General sank von fünf Kugeln durchbohrt zu Boden und ein überwältigendes Schnellfeuer der Franzosen machte jedes weitere Vorstürmen der Preußen unmöglich. Die Reste der 5 schwachen Kompanien 74er und 39er hielten zwar unerschüttert bei ihrem sterbenden Führer aus; der Kamm des roten Berges war und blieb erobert. Unaufhörlich knatterte und krachte das Gewehrfeuer der Preußen, die sich hier fest einnisteten. Ohne Pause aber auch schlug dagegen der Chassepothagel der weit überlegenen Franzosen in die Linien der Angreifer. Währenddem lag General v. François in den letzten Zügen.

„Es ist doch ein schöner Tod auf dem Schlachtfelde; ich sterbe gerne, da ich sehe, daß das Gefecht vorwärts geht."

Das waren seine letzten Worte, dann starb er den Heldentod.

Wie dieses Vorbild Offiziere und Mannschaften begeisterte — nun die Felsen des roten Berges können davon erzählen, aber die Franzosen der Brigaden Doëns und Bastoul auch, denn es gelang ihnen trotz mehr als fünffacher Übermacht nicht mehr, die Schlacken von diesen 5 preußischen Kompanien über den Abhang hinab zu werfen.

Von Minute zu Minute wurde zwar deren Lage schwieriger, aber sie hielten aus, bis Hilfe kam.

Weniger gut stand das Gefecht im Gifert-Wald. Die dort fechtenden 7 Kompanien 39er hatten fast alle Offiziere verloren.

Nun ging der Feind mit 2 Regimentern (40er und 24er) gegen sie vor. Da mußten sie den Südrand des Waldes räumen und sich auf die Kammhöhe des Berges zurückziehen. Es gelang aber den Nordrand zu halten und und das Gefecht so lange stehend hinzuziehen, bis auch hier neue Verstärkungen eintrafen.

Etwa kurz vor 4 Uhr war die Situation folgende: Der preußische rechte Flügel hatte durch das Eingreifen der Brigade Woyna entschiedene Vorteile im Stiringer Wald und im Waldstück erlangt, im Zentrum hielten sich die Eroberer des roten Berges an dessen Nordkamm, und auf dem linken Flügel verhinderten die bis an den Nordrand des Gifert-Waldes zurückgedrängten Verteidiger zunächst noch weitere Fortschritte der Franzosen.

Dringende Hilfe war aber überall notwendig, denn die auf fast 6 Kilometer auseinander gezogene 14te Division hatte sich im Kampfe mit zwei vollständigen Divisionen und den Spitzen einer dritten großenteils erschöpft und außerdem deutete das Heranmarschieren neuer französischer Kräfte auf einen bevorstehenden großen Gegenangriff des Feindes hin.

Und diese Hilfe nahte auch.

General von Goeben traf etwa 3 Uhr auf dem Schlachtfeld ein und übernahm als ältester anwesender General die Lei-

tung des Gefechtes, zu dessen Durchführung allmählich immer mehr Truppen der 5ten und 16ten Division mitwirkten.

XIV.

Spichern. Vom Eingreifen der 5ten und 16ten Division bis zum Schluß der Schlacht.

„Das war aber heute kein großer Marsch von Mittelberbach nach Neunkirchen."

„Dennoch habe ich ordentlichen Durst bekommen. Die Hitze war aber auch drückend genug."

„Guten Tag meine Herren. Ist das Bier gut?"

„Sehr gut, Herr Major. Neunkirchen scheint sich durch gutes Bier auszuzeichnen. Da kommt auch der Oberst und scheint großen Durst mitzubringen, denn er hat es sehr eilig."

So rasch er konnte, trat Oberst v. Reuter an den Tisch, an welchem der größte Teil der Offiziere seines Regimentes (Nro. 12) frühstückte, und rief: „Das I. Bataillon wird sogleich allarmiert werden; veranlassen die Herren Offiziere, daß die Leute, wenn irgend möglich, noch schnell in den Quartieren essen; wir fahren mit der Bahn nach Saarbrücken." Nach diesen Worten eilte er weiter. Schnell fuhren die Offiziere des bezeichneten Bataillons auseinander und liefen in ihre Reviere. Der Leutnant v. F. nahm seinen soeben servierten Kalbsbraten mit den Fingern vom Teller und aß ihn im Fortgehen; die andern Herrn aber, welche noch nichts erhalten hatten, mußten fasten.

Am Frühstückstisch ging es nun lebhaft zu. „Was gibt's denn?"

„Weiß nicht."

„Da kommt der Adjutant. Hobe, was ist denn los?"

„Gefecht bei Saarbrücken. Unser ganzes Regiment wird per Bahn dorthin gefahren."

„Hurra. Da kommen wir auch dran."

Schnell zahlten die noch anwesenden Offiziere des II. und Füsilier=Bataillons der 12er und verschwanden in ihre Quartiere.

Bald darauf fuhr der erste Extrazug mit dem I. Bataillon 12er nach St. Johann ab. Wegen Raummangels mußten die Leute teilweise auch oben auf den Wagen sitzen; in den für 8 Personen berechneten Koupees II. Klasse saßen 11 und 12 Offiziere; alle aber kamen mit und ebenso folgten die anderen Bataillone.

Die dem Schlachtfelde schon näher stehenden Abteilungen beschleunigten, als sie den Kanonendonner hörten, ihren Schritt immer mehr, so daß von 3½ Uhr an fortwährend neue Truppen, teils vom III. teils vom VIII. Korps, bunt durcheinander, südlich Saarbrücken eintrafen. Sie nach ihrer taktischen Ordnung zu verwenden oder als Reserven zurückzuhalten, daran konnte General v. Goeben nicht denken. Er wußte, daß es bei den sich von Minute zu Minute mehr verblutenden Truppen der 14ten Division auf Sekunden ankäme und schickte deßhalb jede gerade eintreffende Abteilung dahin, wo augenblicklich die Not am größten war.

Zuerst kamen Batterien der 16ten Division und die 9ten Husaren.

„Nach dem Galgenberge."

Nun trafen die 40er ein.

„6 Kompanien nach dem roten Berge, die übrigen in den Gifert=Wald."

Da kommt der Kommandeur der 5ten Division. Er übernimmt den Befehl auf dem linken Flügel und sendet seine eben anlangenden 2 Bataillone 48er nach dem Gifert=Wald.

Jetzt trifft der erste Extrazug der 12er ein.

„Nach dem roten Berge so schnell Sie können!“

„Letztes Bataillon der 48er zur Stelle!“

„Gut; in die Lücke zwischen den beiden anderen Bataillonen 48ern und den 12ern.“

Nun fanden sich verschiedene neu angekommene höhere Führer ein und verteilten sich so, daß die Generale von Alvensleben, von Stülpnagel und von Doering die Bewegungen auf dem linken, von Goeben, von Barnekow und von Kameke jene auf dem rechten Flügel leiteten und General von Zastrow als Rangältester den Oberbefehl übernahm.

Sehen wir nun, wie diese frischen Truppen in den Kampf eingriffen.

Im Gifert-Wald und auf dem roten Berg konnten die 39er und 74er kaum mehr aushalten. Ihre Verluste wurden jeden Augenblick empfindlicher, die Kräfte ließen nach und die Munition begann zu mangeln. Da aber bemerkte man im Thale die nahenden Unterstützungen. Diesen brauchte man jetzt keine Eile mehr anzuempfehlen, denn sie erkannten selbst wie dort vorne Hilfe notwendig war.

„Seht das Tücherwinken der Unsern. Die können bald nicht mehr. Vorwärts, vorwärts!“

Schon schlagen von der Seite her Geschoße unter die 48er. Die aber steigen unaufhaltsam den Hang hinauf und stürzen sich in den Wald. Dort geht freilich bald der Zusammenhang verloren und jede einheitliche Leitung hört auf. Aber die mit Hurra ihre Kameraden empfangenden 39er klären die 48er bald auf, wie es steht. „Bisher konnte der Nordrand des vorher gewonnenen, dann wieder verlorenen Gifert-Waldes kaum gehalten werden; jetzt steht noch dazu ein großer Vorstoß der Franzosen in Aussicht, — da kommen sie schon.“

Nun wissen die neu Angekommenen, was zu thun ist.

„Auf die avancierenden feindlichen Schützen — kleine Klappe — Schnellfeuer!“

Es klingt unter dem Laubdache des schönen Buchenwaldes noch viel stärker, als es ist. Aber dieses Krachen und die bei

den Franzosen einschlagenden Geschosse veranlassen die Rothosen zu halten.

Nun erst recht. „Auf die haltenden Schützen — Standvisier — Schnellfeuer."

Es kracht und saust hinüber — herüber zwar auch wie die zusammenbrechenden Preußen beweisen — aber der tapfere Feind will nicht weichen. „So gehts nicht," sagt sich Hauptmann Werner und läßt stopfen. Dann setzt er sich, trotzdem Blut aus seiner Wunde rieselt, an die Spitze seiner Leute und ruft:

„Zur Attacke auf! Festen Tritt, Leute! Wir wollen den Franzosen zeigen, daß wir auch im Kugelregen Parademarsch zu machen verstehen!" Diese Kompanie zuerst, andere nach ihr, greifen an und es wird etwas Boden gewonnen. Da treten auch Mitrailleusen gegen die vorstürmenden Preußen auf. 5 Kugeln schmettern den Hauptmann Werner nieder und mit letzter Kraft ruft er: „Nur nicht zurück, Kinder, immer vorwärts." Noch ein kleines Stück avancieren die 48er. Dann geht es nicht mehr. Aber der feindliche Vorstoß des 63ten französischen Linien-Regiments ist abgewiesen und es gelingt, hier wenigstens solange zu halten, bis wieder neue Kräfte eintreffen.

Noch schwereren Stand hatten die Eroberer des roten Berges gehabt. Die standen fast dicht vor den, durch die französischen 10ten Jägern besetzten Schützengräben der zweiten Etage. In der Minderzahl, von dem Anmarsch und der Ersteigung des Berges sehr erschöpft, durch die sich stets mehrenden Verluste immer mehr geschwächt und bald ohne Munition, da auszuhalten, dazu gehörten Männer. Der Soldat in Reih und Glied empfindet den furchtbaren, moralischen Druck einer solchen Lage weniger. Er schießt, deckt sich, ladet, schießt wieder und denkt an nichts, als zu treffen und sich nicht treffen zu lassen. Erst wenn der Gegner wirklich angreift, merkt der Schütze eine Änderung der Lage und thut dann teils, wenn kein Führer in der Nähe ist, was er selbst als beste Gegenmaßregel hält, teils was ihm sein Offizier befiehlt. Letzterer aber sieht voraus und em-

pfindet alle Pein eines Rückschlages, ehe derselbe eintritt, schon in vollstem Maße.

„Wir haben keinen Mann Reserve hinter uns. Bald ist die letzte Patrone im Lauf. Wenn der Feind jetzt angreift, was dann?“

Die Verluste werden immer entsetzlicher. Nun fassen die Franzosen einen Teil der am Abhang liegenden Preußen in der Flanke. Die Chassepotgeschosse pfeifen der Länge nach über die ganze Linie; die Leute werden unruhig; die älteren Offiziere sind tot und verwundet; da tritt die höchste Aufgabe auch an den jungen Leutnant und er kann zeigen, ob er der hohen Ehre, deutscher Offizier zu sein, schon wert ist. Die dort auf dem roten Berge noch übrig gebliebenen Führer der 74er und 39er haben bewiesen, daß sie es sind. Trotz der sich zum Vorstoße heranwälzenden französischen Massen leiten sie ruhig das Feuer ihrer Leute. Sie haben ja gesehen, daß auch Ihnen Unterstützung naht und da heißt es aushalten bis auf den letzten Mann.

Aber mancher der Füsiliere beginnt, die Zuversicht zu verlieren.

„Füsilier Krebs!“ „Herr Hauptmann!“

„Krebs, Sie haben doch immer so viele Witze gemacht. Thun Sie es jetzt auch und helfen Sie mir, den guten Humor der Leute zu erhalten.“

„Werd's schon machen, Herr Hauptmann.“

Der Mann hielt sein Wort. Wo er ängstliche Gesichter sah, lief er trotz des dichtesten Kugelregens hin und brachte seine Scherze im Kölner Dialekt vor. Jedermann lachte und Krebs erfüllte ausgezeichnet seinen Auftrag. Der war auch ein Held. Die Füsiliere Wesel, Becker, Bade, Lauxtermann, Fernand und Meyer I. schoßen, als ob sie auf dem Scheibenstande wären. Solche Beispiele frischten wieder den teilweis gesunkenen Mut auf; aber schließlich hat alles ein Ende. Da treffen die ersten 40er ein. „Hurra die 40er! Ihr kommt zu rechter Zeit!“

„Hurra die 74er, hurra die 39er! Habt Euch brav gehalten. Wir wollen Euch jetzt aber raushelfen.“

Der Marsch der 40er war eine Riesenleistung gewesen. Schon in der Niederung erlitten sie schwere Verluste. Aber es gab kein Stocken.

„Dort oben winken sie mit Tüchern. Es steht dort gefährlich; wir müssen hinauf.“ Alles drängte vorwärts. Was lag daran, daß die Hände sich an den Felskanten blutig rissen; vorwärts, heißt es, immer vorwärts. Die Leute rutschen mit ihren neu genagelten Stiefeln auf den glatten Steinen.

„Stiefel herunter!“ Es geschieht. Barfuß erklimmen die Braven die felsigen Hänge. Nun sind sie fast oben. „Schnell wieder in die Stiefel.“

Die Waldecke seitwärts der Schützengräben muß genommen werden. Hauptmann von Schulz stürmt mit seiner Kompanie drauf los. Da bricht er schwer getroffen zusammen.

„Vorwärts, Jungens, rächt Euern Hauptmann!“

Und sie thatens. Die Nordwestecke des Gifert-Waldes wird erobert. Andere Abteilungen 40er dringen im Wald selbst vor; Oberst v. Eberstein reitet trotz Mitrailleusen und Chassepots hin und her und ordnet an und leitet. Das Vorgehen der 40er begeistert die auf dem roten Berg kämpfenden Preußen so, daß sie auch hier mit raschem Anlaufe wieder eine Strecke vorgehen und den Feind aus seiner nächsten Deckung wegjagen. Neue Abteilungen französischer Jäger und Linien-Infanteristen greifen an, aber bald genug kommandierte ihnen das preußische Schnellfeuer ein kategorisches „Stopp!“

Jetzt kommen auch die 12er und das letzte Bataillon 48er daher, gerade recht um zwei neue Sturmversuche der Franzosen abzuweisen. Leider wurde dabei der Oberst der 12er (v. Reuter) zu Tode getroffen. Die linken Flügelkompanien der 48er gingen mit schlagenden Tambours vor und es gelang überall, die andringenden Franzosen zum Stehen und dann allmählich zum Weichen zu bringen.

So wurde der zweite große Vorstoß der Franzosen auf dem linken deutschen Flügel durch die rechtzeitig eintreffenden Verstärkungen abgewiesen und es gelang unseren Leuten von neuem

sich des Gifert=Waldes zu bemächtigen und etwas Boden auf dem roten Berg zu gewinnen. Dagegen waren alle weiteren Versuche, gegen Spichern vorzudringen, noch vergebens und auf dem roten Berge wurde sogar die Lage der dort nunmehr stehenden Kompanien der 40er, 12er, 74er und 39er bald wieder sehr schwierig, weil der Gegner hier bedeutende Verstärkungen in seine Linie einrücken ließ.

Weniger gut erging es auch dem rechten deutschen Flügel. Den von der 28ten Brigade unternommenen Vorstößen hatte der nötige Rückhalt gefehlt und immer mehr verbluteten die hier kämpfenden 8 preußischen Bataillone der 74er, 39er, 53er und 77er gegen die ganze französische Division Vergé und die allmählich hier eingreifenden Bataillone der Division Bataille. In dem hin und her wogenden Kampfe mußte daher der Südrand des Stiringer Waldstückes aufgegeben werden, während es dem II. Bataillon 77er gelang, ein weiteres Vorgehen des Feindes im Waldstück selbst zu verhindern.

Dagegen gestaltete sich der Kampf an der Forbacher Chaussee wieder günstiger. Dort waren die Füsiliere der 77er vorgegangen, erhielten bald ein verheerendes Flankenfeuer und erlitten in kurzem ganz außerordentliche Verluste. Da gab es keine andere Rettung als — drauf. Deshalb ließ Major Breßler, kurz entschlossen, die Tambours einschlagen und mit dem altbewährten, von den Franzosen so sehr gefürchteten Hurra ging es gegen die Baraque Mouton und die goldene Bremm vor. Beide wurden mit äußerster Zähigkeit verteidigt, aber schließlich, wenn auch nach hartem Kampfe und unter schweren Verlusten, fielen sie doch in die Hände der Stürmenden.

Ebenso hatten die 53er sich in den von ihnen genommenen Fabrikgebäuden vorwärts des Stiringer Waldes gehalten; es gelang ihnen jedoch nicht, weitere Fortschritte zu machen. Dagegen bemerkte man das Heranrücken neuer, sehr starker französischer Kolonnen. Der Gegner hatte sich nämlich zu einem dritten allgemeinen großen Vorstoße entschlossen und ging nunmehr mit dem 67ten und dann 8ten Linien=Regiment aus Sti=

ring=Wendel zum Angriff vor. Diesem überlegenen Stoße mußten die im Walde durcheinander geworfenen Kompanien der 53er, 77er, 39er und 74er weichen, und nur die Häuser um die goldene Bremm herum gelang es zu halten.

Auch oben auf der Spicherer Höhe versuchte die französische Division Laveaucoupet einen neuen Angriff. Auf dem roten Berg hatten die Preußen wieder einen recht schweren Stand. Da wurden denn verschiedene Hilfsmittel angewendet. So ließ man die Hornisten alle möglichen Signale blasen, um dem Feinde den Glauben an das Anrücken zahlreicher Verstärkungen beizubringen. Die kamen auch wirklich, aber nicht so schnell als man es wünschte. Es hieß eben ausharren, so lange noch eine Patrone vorhanden war und dann erst recht, um den Gegner, wenn er anstürme, mit dem Bajonett abzuweisen. Die Leute hielten auch mit einer Ausdauer, die zeigte welch' hohes Vertrauen sie in ihre Führer setzten, die ihnen den Befehl erteilten, hier zu bleiben. Ruhig schossen sie und je ernster die Lage, desto kaltblütiger benahmen sich einzelne und gaben durch ihr Verhalten ein vorzügliches Beispiel preußischer Feuerdisziplin, deutscher Manneszucht. So leitete Unteroffizier Kopelke stehend das Feuer seiner Gruppe, bis er verwundet zusammenbrach. Dort lag ein sehr ruhig und gut feuernder Franzose. Den nahm Sergeant Bennewitz aufs Korn, als er eben eine lebhafte Bewegung machte, so daß sein Ziel verrückt wurde.

„Kusch Dich, Franzuski," rief der Sergeant, setzte ab und begann von neuem ruhig zu zielen. Da durchbohrte ihm ein Schuß die Stirne. Sein Gegner war ihm zuvorgekommen. Aber Bennewitz wurde gerächt; der feindliche Schütze feuerte nicht mehr, denn der Gefreite Parchen hatte ihn zu gut getroffen.

Wieder wurde von Minute zu Minute die Lage auf dem roten Berg ernster.

„Wenn wir nur Artillerie hier hätten!"

„Das wäre freilich gut. Aber es ist unmöglich; auf dem engen steilen Felspfad kann doch kein Geschütz heraufkommen!"

Da ertönten Trompetensignale.

Kanonen kommen nicht, aber Reiter. Die braunschweigischen Husaren hatten zu je zwei und zwei die Höhe erklettert. Sie wollten aufmarschieren, einhauen und ihre Kameraden von der Infanterie aus der gefährlichen Lage befreien.

Vergebliches Bemühen! Die erste Schwadron kam zwar zum Aufmarsch, aber gegen die feuerspeienden Schützengräben anreiten wäre nicht nur nutzlos, sondern wahnsinnig gewesen. Sie mußten zurück und unter dem Flankenfeuer der Franzosen wieder über die Felsen hinabklettern.

Oben mußte aber Hilfe geschafft werden, sonst stand die weitere Besetzung des roten Berges selbst in Frage.

Nun versuchten es die beiden Batterien des Majors v. Lynker, den kaum für ledige Pferde ersteigbaren Felsenpfad mit den Geschützen zu erklettern.

„Sergeant Schmidt, haben Sie es gehört, wir sollen da hinauf."

„Jawohl, Herr Leutnant; es wird schon gehen."

„Es muß gehen. Ich kann mich ja auf Sie verlassen."

„Bis zum letzten Atemzug, Herr Leutnant!"

„Brav, Schmidt. Also vorwärts!"

Das war eine Fahrerei!

„Haut auf die Gäule, was Ihr könnt! — Fester in die Speichen greifen. — Steine unter die Räder. Halt! Laßt die armen Tiere ausschnaufen! — So, jetzt wieder vorwärts!" Menschen und Pferde schoben und zogen mit fast übernatürlichen Kräften. Jetzt rutschen die armen Roße auf dem glatten Gestein aus.

„Kanoniere auf die ledigen Pferde, damit sie beschwert sind!"

Das half etwas. Wieder ziehen die Roße und die Artilleristen schieben in den Speichen, daß das Blut unter den Fingernägeln hervorspritzt.

„„Um Gotteswillen! Herr Leutnant! Das zweite Geschütz ist über den Damm hinabgestürzt."

„Macht nichts; wir müssen doch hinauf. Vorwärts!"

Die beiden Vorderpferde fallen auf die Kniee.

„Reißt sie in die Höhe. Nur jetzt nicht nachlassen!"

Wirklich kommen der Leutnant von Preßentin und der Sergeant Schmidt mit ihrem Geschütz vorwärts. Jetzt erlahmt fast die Kraft der Kanoniere.

„Noch eine letzte Anstrengung, Leute! Es geht! Brav Kanoniere! Ich bin stolz auf solche Kerls. Hurra, wir sind oben!“

Wahrhaftig sie waren oben.

Dieses Jubeln, dieses Hurra der dort kämpfenden Infanteristen beim Erscheinen des ersten Geschützes!

Letzteres ging noch einige Schritte vor, suchte sich einen geeigneten Platz, protzte ab und dann: „Feuer!“

Als die lange Dampfsäule, das Krachen und gleich darauf die einschlagende Granate den Franzosen die bisher noch nicht entdeckte Kanone verriet, wollten sie ihren Augen und Ohren kaum trauen.

„Ce ne sont plus des hommes, ce sont des diables! Artillerie auf diesen Felsenberg bringen! Nicht möglich!“

Da schlug eine neue Granate ein und zeigte den Wälschen, daß es doch möglich war und die nacheinander ankommenden 5 anderen Geschütze der 3ten leichten und zweier Geschütze der 3ten schweren Batterie des Feld-Artillerie-Regiments Nr. 3 bewiesen, was deutsche Artillerie leisten konnte, wenn es sein mußte.

Freilich kostete der von diesen 8 Geschützen nunmehr aufgenommene Kampf denselben fast die Hälfte ihrer Bedienung; der Abteilungskommandeur und mehrere andere Offiziere wurden verwundet, aber sie behaupteten ihre Stellung und es ist ihrem Auftreten zu verdanken, daß der rote Berg gehalten wurde, bis neue preußische Truppen hier sogar ein Vorgehen ermöglichten.

Während dieser Zeit trabten im Thale 2 Batterien des III. und 1 des I. Armeekorps an und beteiligten sich an dem Kampfe. Ferner trafen das II. und Füsilier-Bataillon der 12er vermittels Extrazügen, die 3ten Jäger und das Leib-Grenadier-Regiment durch Fußmarsch ein. 2 Bataillone von letzterem Regiment und die Jäger gingen unter Oberstleutnant von L'Estocq von Norden gegen den Forbacher Berg vor, während die anderen Truppen von Westen her durch den Spicherer Wald ebenfalls

gegen den Forbacher Berg drangen. Allmählich gewannen diese Abteilungen Boden, so daß sich also die Mitte der preußischen Linie vorschob. Dadurch nun wurde die Schlacht in zwei Teile, nämlich den Kampf oben auf der Spicherer Höhe und jenen in der Stiringer Niederung, getrennt.

Jede neue Verstärkung veranlaßte die preußischen Verteidiger auch zu neuen Vorstößen. Aber auch die Franzosen griffen immer wieder an, sobald sie ihrerseits Unterstützungen erhielten. Es entstand also sowohl auf der Hochebene, als in der Niederung ein stets hin und her wogendes Gefecht, das sich, seitdem allmählich die Dunkelheit einbrach, gar nicht mehr übersehen und leiten ließ. Daher wurden auch die von jetzt an eintreffenden Verstärkungen nur noch auf der Forbacher Chaussee vorgeschoben, um dann je nach der Heftigkeit des gerade vernehmbaren Feuers nach rechts oder nach links abzuschwenken. So ließ der nun mit den 52ern ankommende General v. Schwerin 6 Kompanien gegen Stiring-Wendel vorgehen und die übrigen sich am Kampfe um den Forbacher Berg beteiligen. Auf der Höhe hatte der französische General de Laveaucoupet mit seiner Division und den anwesenden Teilen der Division Bataille noch einmal einen letzten großen Vorstoß versucht. Alle noch so tapferen Versuche der Angreifer scheiterten aber an dem ruhigen besonnenen Feuer der preußischen Infanteristen und Kanoniere. Wie tosende Wellen an scharfkantigen Felsen, so zerschellte der französische élan an der zähen, opfermutigen Ausdauer der Preußen. Da überdies die durch den Spicherer Wald gegen den Forbacher Berg andringenden Preußen den Feind bei seinem letzten Vorstoß gegen den roten Berg und Gifert-Wald fast im Rücken faßten, so zogen sich die Franzosen nunmehr endgiltig auf der Höhe in südlicher Richtung zurück und räumten etwa um 7½ Uhr abends auch den Forbacher Berg.

Ebenso wurde der Kampf in der Niederung schwächer und man merkte, daß die Franzosen sich allmählig zurückzogen. Nun ließ der General von Schwerin „stopfen“ blasen, damit nicht die eigenen Leute auf einander feuerten und befahl, mit lautem

Hurra gegen Stiring-Wendel vorzugehen. Daraufhin gab der Feind um etwa 8¾ Uhr auch dort den letzten Widerstand auf; der Ort war erobert.

Auf den Abzug der Franzosen wirkte noch eine Episode ein, die wir schließlich noch kurz erwähnen müssen, nämlich das Avantgardengefecht der 13ten Division bei Forbach.

Die genannte Abteilung war gegen mittag bei Völklingen eingetroffen, um daselbst Quartier zu beziehen. Im Südosten hörte man Kanonendonner. Natürlich handelte General v. Glümer wie alle anderen deutschen Führer; er befahl „Vorwärts!"

Bald darauf nachmittags 5 Uhr stand die Avantgarde unter General von der Goltz bei Groß-Roßeln. Man hörte, weil durch die Waldungen der Schall aufgehalten wurde, keinen Kononendonner mehr. Die Truppen hatten bereits 37—38 Kilometer zurückgelegt. Weil überdies der Befehl des Oberkommandos der ersten Armee für diesen Tag kein Gefecht als beabsichtigt angab, wurde nunmehr gehalten, um zu biwakieren.

Da jagt ein Husar der Avantgarden-Schwadron herbei: „Meldung von der Spitze. Vorwärts des Forbacher Waldes findet ein heftiges Gefecht statt. Soweit das Gelände übersehbar ist, erkennt man feuernde Truppen. Der Kampf scheint ein stehender zu sein."

Wie zur Bestätigung bringt der Wind den Schall neuer, dumpfer Kanonenschüsse herüber.

„Meine Herrn!"

Die anwesenden Kommandeure der Avantgarden-Abteilungen melden sich bei General von der Goltz.

„Das Füsilier-Bataillon (55er) mit der 3ten Eskadron (8ter Husaren) und der 5ten leichten Batterie (Feld-Artillerie-Regiments Nr. 7) gehen über Groß-Roßeln auf Emmersweiler, die 3 Jäger-Kompanien (7ter Jäger) auf Webers Lohmühle, der Rest der Avantgarde (2 Bataillone 55er, 1 Schwadron 8ter Husaren, 6te leichte Batterie obigen Regiments) über Klein-Roßeln auf Forbach vor. — Was wollen Sie, Husar?"

„Meldung von der linken Seitendeckung. Die Höhe west-

lich Forbach ist verschanzt und ebenso wie die Stadt scheinbar stark besetzt."

„Gut. Die Seitendeckung soll weiter rekognoszieren. Die Herrn haben selbst gehört, wo der Feind steht. Wir greifen an, wo wir ihn finden. Sofort antreten."

Die Kommandeure jagten auseinander. „An die Gewehre!"

In einer Minute stand alles bereit, die Avantgarde trat an; für das Gros der Division wurden Meldungen entsendet. Da General Frossard sein ganzes Korps im Kampfe bei Spichern und Stiring=Wendel verwendet hatte, standen französischerseits bei Forbach nur 2 Dragoner=Schwadronen, 100 Geniesoldaten und 200 soeben eingetroffene Reservisten. Der sehr schneidige Kommandeur der ersteren, Oberstleutnant Dulac, ließ einen Teil seiner Dragoner absitzen und die Schützengräben durch sie und die anderen genannten Truppen besetzen. Darauf stießen nun die Kolonnen des Generals Baron von der Goltz. In der Dämmerung erkannte man die Stärke der Verteidiger nicht und ging daher vorsichtig zu Wege. Es gelang einen Eisenbahnzug zum Umkehren zu zwingen und allmählich fast auf die Rückzugs=linie der Franzosen zu kommen. Da faßte der tapfere fran=zösische Oberstleutnant einen kühnen Entschluß. Er ließ seine in den Schützengräben noch feuernden Dragoner rasch aufsitzen und attackierte von der Stelle aus.

Die französischen Kavalleristen waren brav; die preußischen 55er und 3ten Jäger nicht minder, denn sie wiesen den wegen der Dunkelheit sehr nahe herangekommenen Reiterschwarm durch ruhiges, aus nächster Nähe abgegebenes Feuer gründlich ab. Nun wurde der Kanninchenberg von den Preußen besetzt, auf ein weiteres Vorgehen aber wegen der Dunkelheit und des voll=ständigen Mangels jeder Verbindung mit anderen Truppen ver=zichtet. Durch das Feuer der rechten Flügelkolonne dieses Deta=chements waren jedoch die von St. Avold her anrückenden Ver=stärkungen der Franzosen zum Umkehren gezwungen worden.

Dieses kleine Gefecht der Avantgarde des Generals von der Goltz hatte aber auch im Stabe des II. französischen Korps ernste

Besorgnisse wegen des Verlustes der Rückzugslinie erweckt und den Marsch desselben beschleunigt.

Wo sie konnten, folgten die freilich sehr durcheinander gekommenen preußischen Abteilungen den Franzosen noch ein Stück nach, obgleich die Dunkelheit bald jeden Überblick unmöglich machte. Aber die nur langsam weichenden Gegner wehrten sich tapfer um jeden Fußbreit Erde und ließen keines ihrer Feldzeichen im Stich.

Bei Stiring waren 2 französische Batterien in der Flanke gefaßt und von den preußischen Schützen sehr bedrängt worden. Eine Granate brachte einen Protzkasten zur Explosion, was wieder viele Verwundungen hervorrief. Der Leutnant Chabort lag zerschmettert zwischen den Geschützen. Seine Leute wollten ihn zurücktragen. Er wehrte ab mit den Worten: „Sauvez mes pièces avant tout, puis vous m'enlèverez si vous en avez le temps.“*)

Solche und ähnliche aufopfernde Handlungen erreichten auch, daß es den Preußen in der Schlacht bei Spichern nicht gelang, Geschütze und Fahnen zu erobern. Dagegen fielen ihnen außer den zahlreichen Verwundeten 12—1500 unverwundete Gefangene in die Hände und sie erbeuteten die auf dem Schlachtfelde zurückgelassenen Lagergeräte der 1ten und 3ten Division, sowie große Armee-Vorräte und einen Brückentrain, welche man am andern Morgen in Forbach vorfand.

Wegen des waldigen Geländes, der Länge des Kampfes, welcher an einzelnen Stellen bis nachts 11 Uhr gedauert hatte, und der starken Dunkelheit war es nicht möglich, dem in guter Ordnung abziehenden Gegner unmittelbar mit größeren Reitermassen zu folgen und man begnügte sich daher, von den Vorposten aus Patrouillen den Franzosen nachzusenden.

Allmählich verstummten auch bei diesen die letzten Schüsse; der Feind war verschwunden.

Zunächst suchte man bei den Preußen noch in der Nacht

---

*) „Rettet vor allem meine Geschütze; dann holt mich, wenn Ihr noch Zeit habt.“

etwas Ordnung in die durcheinander geratenen Truppen zu bringen. Dann aber mußte man denselben einige Ruhe gönnen. Waren doch die meisten von ihnen von sehr weit heranmarschiert, ehe sie die Anstrengungen und Strapazen der hartnäckigen Schlacht durchmachten. So z. B. hatten die Füsiliere der Leibgrenadiere, der 20er und das II. Bataillon der 53er etwa 45 Kilometer zurückgelegt.

Trotzdem die materiellen Erfolge des Sieges bei Spichern weit hinter den bei Wörth errungenen zurückstehen, so waren doch seine moralischen ganz hervorragende. Ein starker, in einer vorzüglichen, von ihm selbst für unangreifbar gehaltenen Stellung stehender Feind war von einem anfangs bedeutend schwächeren Gegner angegriffen und dann mit Hilfe der von allen Seiten selbständig herbeieilenden Unterstützungen entschieden aufs Haupt geschlagen worden. Auf beiden Flügeln hatten also die Deutschen an ein und demselben Tage große Siege erkämpft. Die feindliche Armee sah sich zu schleunigem Rückzug gegen die Mosel gezwungen; die französische Hauptstadt zitterte; Frankreich, sein Volk und seine Regierung, erkannte jetzt deutlich, daß es einen ungerechten Krieg gegen ein Land vom Zaune gebrochen, das nicht nur den Willen, sondern auch die Kraft hatte, die ihm zugefügte Beleidigung gründlich zu rächen.

Wir aber, die Sieger von Wörth, konnten freudig die Glückwünsche der Sieger von Spichern erwidern und nun mit ihnen gemeinsam rufen: „Die ersten Triumphe sind errungen; jetzt weiter mit Gott für König und Vaterland.“

Außer auf die am 6. August gewonnenen Schlachten kann das deutsche Volk auch mit Stolz auf das an diesem Tage gezeigte, hochherzige Verhalten der Bewohner der beiden preußischen Städte Saarbrücken und St. Johann, sowie der umliegenden Dörfer, vor allen St. Arnual, zurückblicken. Nicht nur, daß die braven Bewohner dieser Orte, was sie an Lebensmitteln, Unterkunftsräumen, Erleichterungen für die Verwundeten u. s. w. besaßen, freiwillig abgaben, sondern viele von ihnen, selbst Frauen

und Jungfrauen, scheuten sich nicht, noch während des Kugelregens den Opfern des Kampfes Erfrischungen zu bringen und beim Transport von Getroffenen selbst unter eigener Lebensgefahr behilflich zu sein. So trug die Köchin eines Kaufmanns, bekannt unter dem Namen „die alte Katharine", im heftigsten Feuer volle Wassereimer auf dem Kopfe bis an den Spicherer Berg heran. Nach Hunderten zählen solche und ähnliche Thaten. Was die Städte in der Pflege und Versorgung der Verwundeten leisteten, verdient das höchste Lob.

Die Verluste in der Schlacht betrugen bei den Preußen:

49	Offiziere	794	Mann	an Toten,
174	„	3482	„	„ Verwundeten,
und —	„	372	„	„ Vermißten,
also im ganzen 223	Offiziere und	4648	Mann;	

bei den Franzosen:

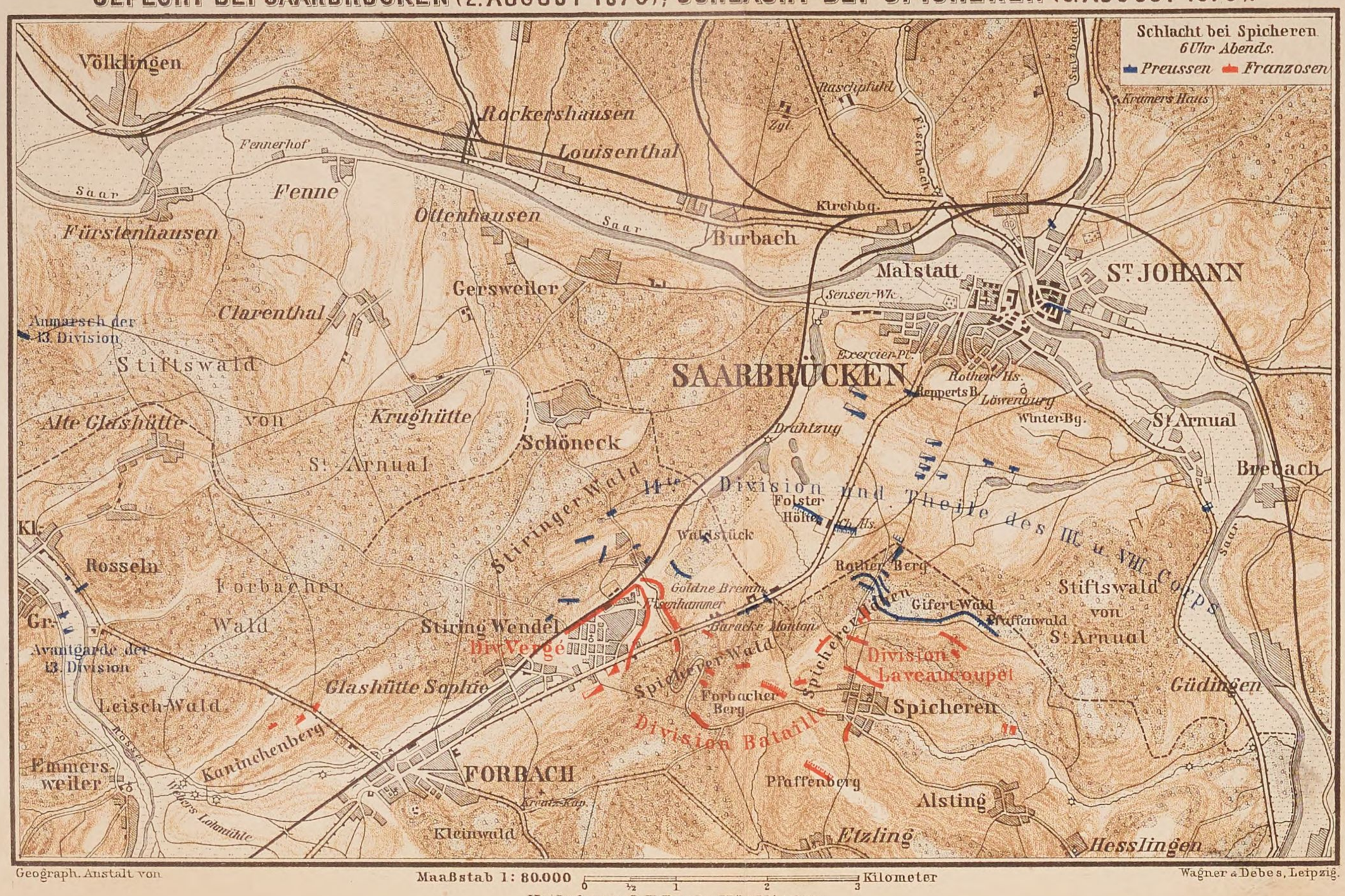
37	Offiziere	283	Mann	an Toten,
168	„	1494	„	„ Verwundeten,
und 44	„	2052	„	„ Vermißten,
zusammen also 249	Offiziere und	3829	Mann.	

Ebenso wie bei der dritten Armee nach Wörth, so auch bei der ersten und zweiten nach Spichern fanden am 7. August nur Rekognoszierungen der Kavallerie statt. Am 8. August aber setzten sich alle 3 Armeen in breiter Front wieder in Vormarsch. Überall herrschte Jubel und frohe Siegeszuversicht und deutlich prägte es sich auf allen Gesichtern aus:

„Wie begonnen so wollen wir fortfahren und kämpfen und siegen, bis Frankreich vollständig niedergeworfen und ein dauernder glücklicher Frieden für unser Vaterland errungen ist. Hurra! hurra! hurra!"

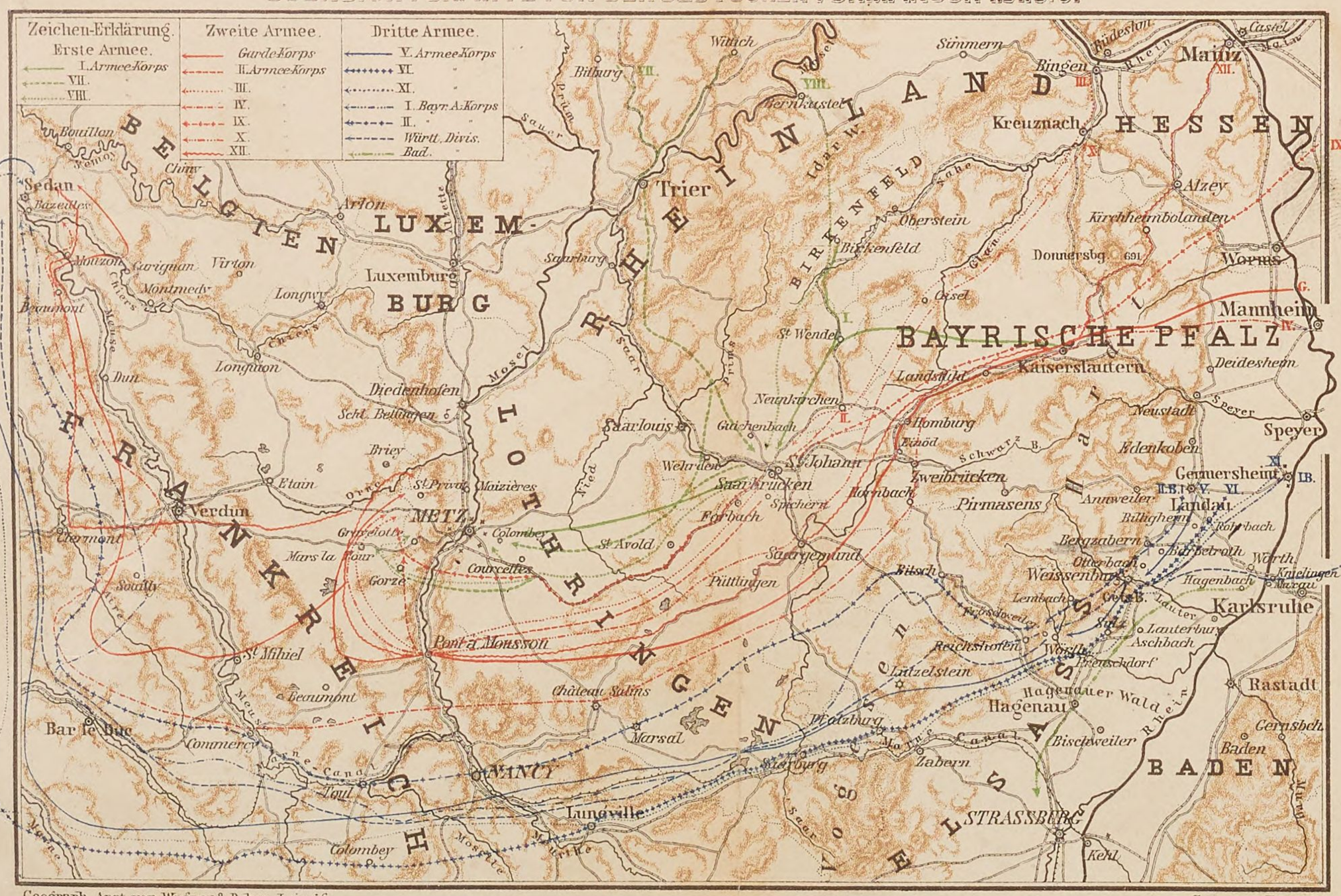
BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MUENCHEN

GEFECHT BEI SAARBRÜCKEN (2. AUGUST 1870); SCHLACHT BEI SPICHEREN (6. AUGUST 1870).



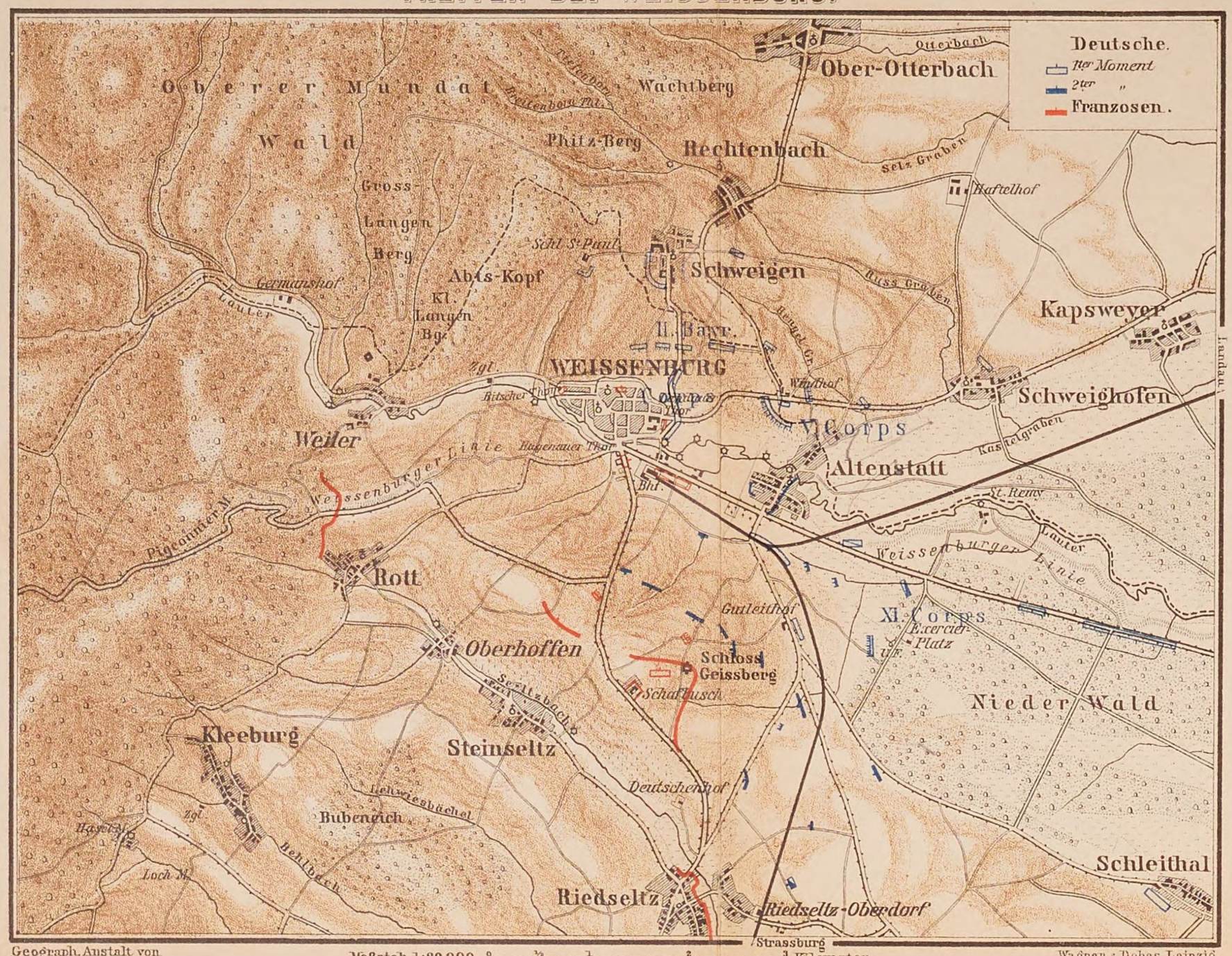
Verlag von C. H. Beck, Nördlingen.

ÜBERSICHTSKARTE FÜR DEN DEUTSCHEN VORMARSCH I. J. 1870.



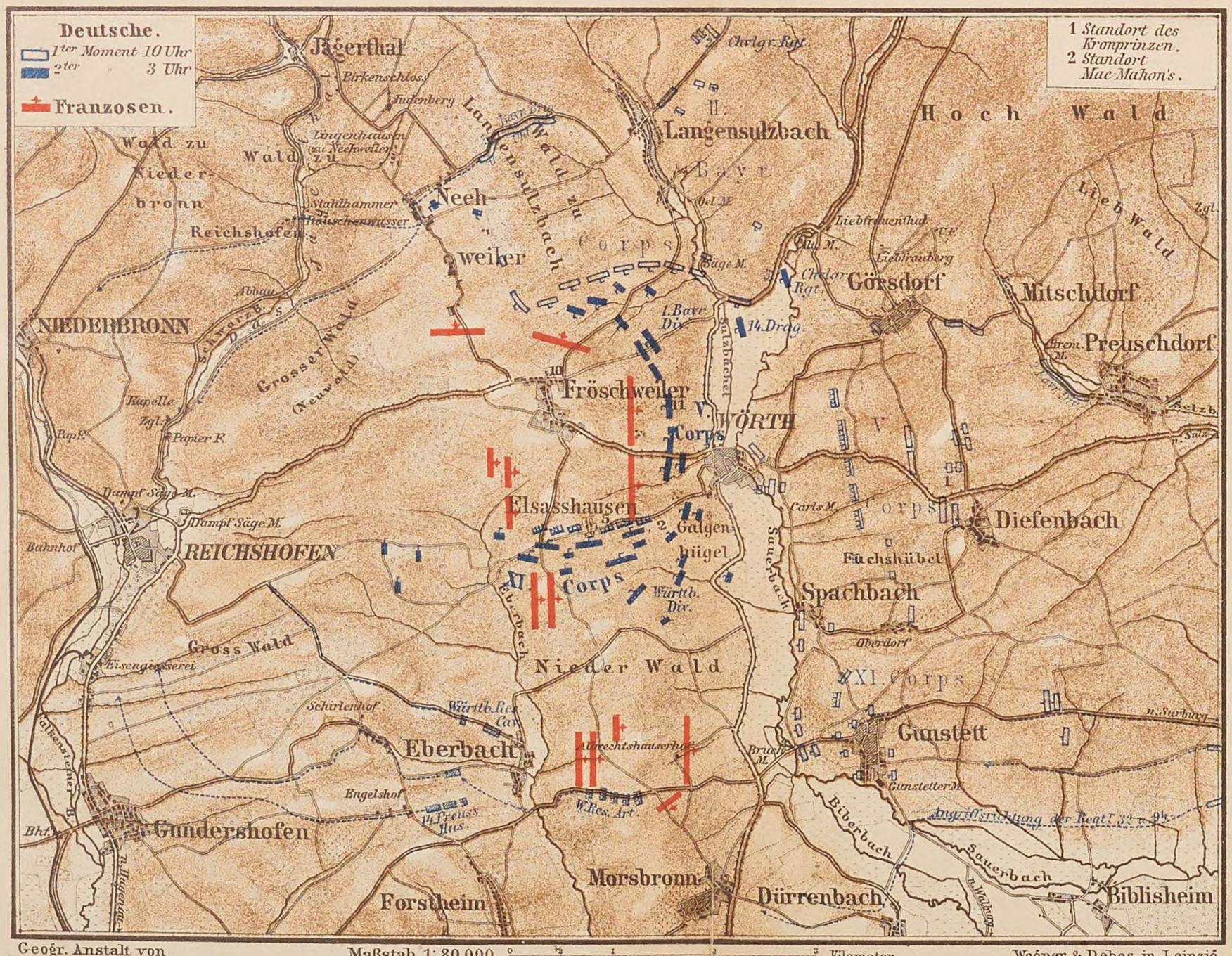
Verlag v. C. H. Beck in Nördlingen.

TREFFEN BEI WEISSENBURG.



Verlag von C. H. Beck, Nördlingen.

SCHLACHT BEI WÖRTH.



Geogr. Anstalt von
Maßstab 1: 80.000
Kilometer
Wagner & Debes in Leipzig.

Verlag v. C. H. Beck in Nördlingen.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

ZUPPA
Buchbindere
MÜNCHEN

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Tanera, Karl

Weissenburg, Wörth, Spichern mit 4 Karten

Nördlingen 1888
Eur. 694 d-1323,1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11603966-5